

Grosse Osterausgabe: Jesus und die Frauen

Nummer 13 – 29. März 2018 – 86. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

4 194407 006904 13

ANZEIGE



Der unsichtbare Biker

Eine Live-Übertragung aus dem toten Winkel.

Von Audi A7 Umgebungskamera

Strangers in the night

Wie man Fussgänger in der Dunkelheit erkennt.

Von Audi A7 Nachtsichtassistent

Gefahr von rechts

Die potentielle Kollision durch den Querverkehr.

Von Audi A7 Kreuzungsassistent

Der Zukunft auf der Spur.

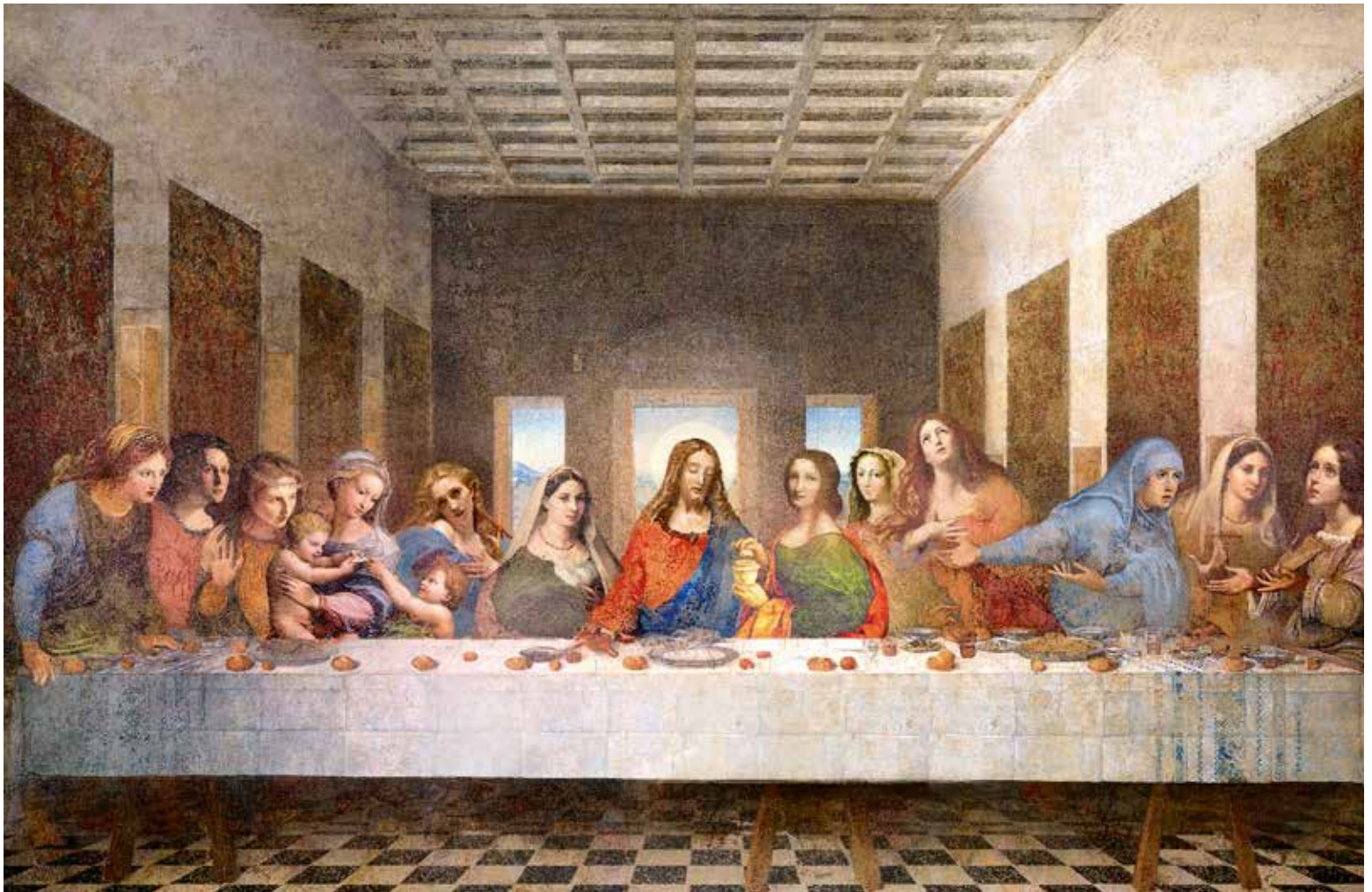
39 Assistenzsysteme. 24 Sensoren. Ein Auto, das bereit ist für alles,
was kommt. Audi ist mehr.

Der neue Audi A7 Sportback. Vorausschauend.



Audi Vorsprung durch Technik

DIE WELTWOCHEN



Jesus und die Frauen

Das Christentum ist weiblich. Eigentlich.

Von Peter Keller und Pierre Heumann

Seiler seilt sich ab

Ehemaliger Schweizer Chef-Spion im Abseits.

Von Christoph Mörgeli

«Auch Frankreich täte ein König gut»

Graf Tolstoy's Diagnosen. *Von Wolfgang Koydl*

Ozeane des Wahnsinns
Roger Köppel über
den irren Krieg
gegen Russland

Degussa



GOLD UND SILBER.



DIE MAGIE DES GOLDES. SEIT 6000 JAHREN EINE GANZ RATIONALE ENTSCHEIDUNG.

Seit mehr als 6000 Jahren hat Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen überdauert. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schrankfach bei uns lagern.

**DEGUSSA-
GOLDHANDEL.CH**

Verkaufsgeschäfte:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00





Die Heuchelei bricht auf: Obama (l.), Zuckerberg.

Hohe Wellen schlägt der vermeintliche Facebook-Skandal um personalisierte Daten, die im US-Wahlkampf und bei der Brexit-Abstimmung angeblich eine Rolle gespielt hätten. Die Medien brettern drauflos, in der Politik schäumen sie. Bereits wurde Facebook-Gründer Mark Zuckerberg vor ein Hearing gezerrt. Man ist empört darüber, wie hier angeblich finstere Rechte um die Datenforschungsfirma Cambridge Analytica die hehre Facebook-Welt mit ihrem Gedankengut besudelten. Stopp, Schnitt – erinnern Sie sich noch? Als vor ein paar Jahren der Liebling der Linken, Barack Obama, erstmals dank personalisierten Daten und Twitter und Facebook das Weisse Haus eroberte, wurde dies in den Medien als genial und avantgardistisch abgefeiert. Obama war ein Genie. Wenn heute Politiker des anderen Lagers ebenfalls mit personalisierten Daten und Twitter und Facebook kämpfen, ist es ein Verbrechen. Was ist die Moral der Geschichte? Bis jetzt haben die Linken die sozialen Medien als Exklusivzone beansprucht und verteidigt. Zuckerberg, nicht frei von Heuchelei, war selber Wortführer der Demokratischen Partei im letzten Wahlkampf, statt sich und sein Facebook neutral rauszuhalten. Das holt ihn jetzt ein. Die Heuchelei bricht auf. Auslandchef Urs Gehrigger kennt die Details. Die Wähler sind nicht so leicht verführbar, wie die Medien glauben. Nicht wegen Facebook haben sie Trump oder den Brexit gewählt. Sondern weil sie das der jeweiligen Alternative vorzogen. **Seite 50**

Unglaublich, was derzeit in der EU und einigen westlichen Staaten abgeht. Jetzt greift auch noch die Nato in den kalten Diplomatenkrieg gegen Russland ein. Aufgestachelt vom fürchterlichen Giftgasanschlag auf einen russischen Ex-Spion und dessen Tochter in Grossbritannien, hat sich die britische Regierung zu einer Vorverurteilung des Kremls hinreissen lassen. Mit Folgen. Insgesamt über hundert russische Diplomaten werden in zwanzig Staaten zum Teufel gejagt. Dabei geben die Briten zu, dass es nicht gesichert, sondern nur «plausibel» sei, dass Putin hinter der Attacke stecke. Nicht mal

Trump, angeblicher Putin-Versteher im Weissen Haus, hat die Kraft, dagegenzuhalten. Es gibt einen politmedialen Hysteriekomplex im Westen. Ob da auch Facebook dahintersteckt? Lesen Sie die Analysen und das Editorial von Chefredaktor Roger Köppel dazu. Immer nach dem *Weltwoche*-Motto: Es gibt immer eine andere Sicht – auf der Grundlage von Fakten. **Seite 7 und 13**

Arnold («Noldi») Ehrensberger, 1977 in Basel zum Schwingerkönig gekürt, hielt immer auf Leistung, Disziplin und Kameradschaft. Dass ihm der Vorgesetzte in einem Logistikunternehmen am Zürcher Flughafen «chaotische Führung» vorwarf, verletzte den gelernten Metzger, Gastwirt und vielfach bewährten Organisator von Gabentempeln tief. Es kam zu einer kränkenden Rückstufung bei der Funktion und beim Lohn. Im Laufe seines Arbeitskonfliktes stiess der frühere Spitzenathlet auf mutmassliche Unterschlagungen im grossen Stil. Als Arnold Ehrensberger die Chefs mit seinen Erkenntnissen konfrontierte, kam es erneut zum Zusammenstoss. Der Winterthurer wurde entlassen und geriet nahe an einen psychischen Zusammenbruch. Erstmals erzählt die *Weltwoche* die Leidensgeschichte eines Ausnahmesportlers, der in der Schwingergemeinde als Frohnatur bekannt ist. **Seite 34**

In eigener Sache: Ab 4. April sind die «*Weltwoche daily*»-Sendungen von Roger Köppel ausschliesslich den Abonnentinnen und Abonnenten vorbehalten. «*Weltwoche daily*» ist eine Dienstleistung für unsere geschätzten Abonnentinnen und Abonnenten und bildet einen Mehrwert zum *Weltwoche*-Abonnement.

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes
Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich
finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion: Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Katharina Fontana, Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter: Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Peter Holenstein, Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Julia Dunlop (*Online*), Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Arr-Director*), Karin Erdmann
Bildredaktion: Martin Kappler, Corina Mühle (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempfer, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 2'354'000.-, Bezug ab Winter 2017/18
www.ufdeforch.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2018/19
www.soonbylepa.ch



1 ½ Zi. und 4 ½ Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 1'640.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis Miete 4'550.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.schwizerstrasse35.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'952'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.lagovista.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
8184 **Bachenbülach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'145'000.- inkl. PP, Bezug nach Vereinbarung
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis ab 1'740'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



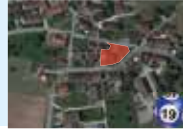
4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'269'600.-, Bezug auf Anfrage
www.amena-forch.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 930'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 1'275'000.-, Bezug ab Frühling 2019
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8102 **Oberengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.visterrano.ch



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8476 **Unterstammheim**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2018
www.heerenweg.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 1'580'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.schwizerberg.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8453 **Alten b. Andelfingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 923'000.- inkl 2 PP, Bezug ab Sommer 2018
www.vecciacasa.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies-glattbrugg.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.mira-birchwil.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

MINERGIE[®]
Member

You Tube

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
29. - 31. März 2019, Lake Side Zürich

Stand März 2018

Ozeane des Wahnsinns

Irrer Diplomatenkrieg gegen Russland. Die Schweiz hält sich raus. Gut so. Von Roger Köppel

Die Schweiz ist eine Insel der Vernunft im Ozean des Wahnsinns. Das ist der erste Gedanke, der einen anspringt, wenn man von der konzertierten Strafaktion dieser zwanzig Staaten gegen Russland hört. Sind die Westler verrückt geworden? Was ist los? Haben Theresa May und Boris Johnson, die beiden überforderten Briten, den Verstand verloren? Sie geben selber zu, dass sie keine letzte Gewissheit über die Vergiftung dieses russischen Ex-Spions und seiner Tochter haben. Trotzdem blasen sie jetzt zum kalten Weltkrieg gegen Putin und den Kreml. Und erstaunlich viele machen mit.

Zur Erinnerung: Die Europäische Union, das ist doch dieser hehre Klub zur Rettung des Abendlandes, dieser institutionelle Friedensengel, der nicht nur den bösen Nationalstaat und den Krieg abgeschafft hat, sondern zugleich auch noch bei jeder sich bietenden Möglichkeit als letzter Hüter des Rechtsstaats, als eiserner Vorhang gegen die Mongolenhorden des Ostens auftritt, die unter ihrem scharfäugigen Herrscher Putin die zivilisatorischen Errungenschaften des Westens zu zertrampeln drohen.

Eine dieser Errungenschaften wäre zum Beispiel der Grundsatz, dass man keine Urteile fällt, bevor die Beweiserhebung abgeschlossen ist. Man fängt auch keine Kriege an, auch keine kalten, ohne eine sachlich einigermaßen erdbebensichere Grundlage, ohne wirklich triftige Motive und Beweise. Es war die EU, die den Russen jahrelang Vorlesungen über den Rechtsstaat gehalten hat, etwa dann, als Putin den Regimekritiker Chodorkowski nach einem fadenscheinigen Verfahren hinter Gitter brachte.

Was haben wir und die Russen uns nicht alles anhören müssen. Die EU ist nicht nur die grösste Friedensleistung in der Geschichte der Menschheit, nein, sie hat auch gute Chancen, in die Weltgeschichte einzugehen als der scheinheiligste Heuchlerverein, der jemals das Licht der Welt erblickte, ohne dass dessen Mitglieder übrigens dabei sonderlich rot zu werden scheinen. Wie hohl klingen doch all die Phrasen, laut denen der Westen, laut denen die «Wertegemeinschaft» Europa so unendlich viel Wert lege auf den Rechtsstaat und die damit einhergehenden Verfahren.

Was diese Werte wert sind, sehen wir jetzt. Schall und Rauch, windiges Geschwätz, pure Doppelmoral. «Plausibel» sei es, dass die Russen, dass Putin hinter dem schrecklichen

Giftanschlag auf den Ex-Spion und dessen Tochter steckten. Liebe Freunde in Brüssel und in den Metropolen Europas: «Plausibel» reicht nicht. «Plausibel» ist keine rechtsstaatliche Kategorie. «Plausibel» kann nie und nimmer der Auslöser einer diplomatischen Kriegserklärung sein, wie wir sie seit dem Untergang der Sowjetunion nicht mehr erlebt haben.

Wenigstens können die pathologischen Trump-Hasser beruhigt werden, die den Putin-



Gerichtshöfe der Moral: Boris Johnson, Theresa May.

Versteher im Weissen Haus schon immer auf der Latte und im Verdacht hatten, er betreibe eine unheilige Kuschelpolitik gegenüber Moskau. Dass nun auch Washington kätzchenbrav in dieser Marschkolonnie der Zwangssolidarität mit London mitmacht, muss für sie doch ein wohlthuender Hinweis darauf sein, dass der Präsident, über den sie sich so fürchterlich und meistens grundlos aufregen, am Ende doch nicht wirklich viel zu sagen hat. Trumps respektvolle Putin-Politik, wenn es denn jemals eine war, zerschellt gerade am Hartbeton der Feindbilder, die in den USA und in Europa noch immer die Leidenschaften gegen Moskau bündeln.

Noch ein Wort zu den Motiven der Briten. Es fällt auf, dass die regierungsnahe konservative Presse seit Jahren gegen Putin und die Russen

einheizt. Dass May und Johnson die Spionageaffäre jetzt zum Anlass nehmen, wissentlich einen diplomatischen Schauprozess vom Zaun zu reissen, hat aus Sicht dieses Editorials vor allem interne Gründe. Die angeschlagenen, durch ihren eigenen Brexit verwirrten Tories scheinen sich an Putin politisch aufzurichten, gesundstossen zu wollen. Es geht auch um Ablenkung und Aufplusterung. Die Kriegsfurchtel ist eine mächtige Droge. Sie betäubt und berauscht zugleich.

Bevor wir es vergessen: Keine dieser Konfliktgurgeln weiss, wer hinter dem Giftanschlag steckt. Zunächst hiess es, der Kampfstoff sei der Tochter des Ex-Spions bei der Ausreise aus Russland eingeflösst worden. Dann plötzlich geisterte die Version herum, man habe die Ventilation des väterlichen Autos vergiftet. Vielleicht wissen die Bescheidwiser mehr, als sie sagen. Aber nach den bis jetzt öffentlich gewordenen Informationen ist der Entscheid, über hundert russische Diplomaten zum Teufel zu jagen, weder nachvollziehbar noch schlau.

Jetzt erst recht werden sich die Russen hinter ihren Leader Putin scharen. Jetzt erst recht werden sie sich in ihren Ressentiments und Theorien bestätigt fühlen, gemäss denen die Regierungen im Westen eine korrupte Bande moralisch verkommener Egozentriker seien, die die Russen nach anderen Massstäben messen würden als sich selber.

Es ist bemerkenswert, wie führende Zeitungen hungrig mitjubeln auf diesen «Gerichtshöfen der Moral». Ohne jeden Beweis und ohne Prozessordnung befeuern sie einen neuen kalten Krieg. Es ist ein deprimierendes Spektakel.

Die Schweiz, der Bundesrat halten sich bis jetzt zum Glück aus diesem Wahnsinn heraus. Das ist ausdrücklich lobenswert. Stellen wir uns nur vor, was los wäre, wenn die Schweiz jetzt EU-Mitglied wäre oder diesen unseligen institutionellen EU-Anbindungsvertrag unterschrieben hätte: Die Neutralität wäre weg, perdu, dahin, futsch. Stattdessen müsste sich die kleine, verwundbare Schweiz einreihen in diese Sklavenfront der Rechtsbrecher, Diskriminierer und antirussischen EU-Nationalisten.

Wie konnte man nur jemals auf die Idee kommen, die Schweiz an ein derartiges Politgebilde anschrauben zu wollen, das aus purer Schwäche und Ratlosigkeit heraus mit perfiden und verleumderischen Methoden gegen einen anderen Staat operiert, um von den eigenen Problemen abzulenken. Ohnmacht, die sich zur Übermacht aufbläht, ist gefährlich.

Noch nie war es wichtiger, dass es in diesem Meer des Irr- und Leichtsinns eine Insel der Vernunft, der Demokratie und der weltoffenen Neutralität gibt, in der alle Menschen, die sich an die Gesetze halten, willkommen sind und respektvoll behandelt werden, egal, ob es Russen, Chinesen, Europäer, Afrikaner oder Amerikaner sind. In dieser aufgekratzten Welt der halbstarren Verteufel bleibt die neutrale Schweiz ein Anker der Hoffnung, dass es auch anders geht.



KNOTEN IN DER SCHILDDRÜSE – WAS NUN?

Öffentlicher Informationsabend
Montag, 9. April 2018

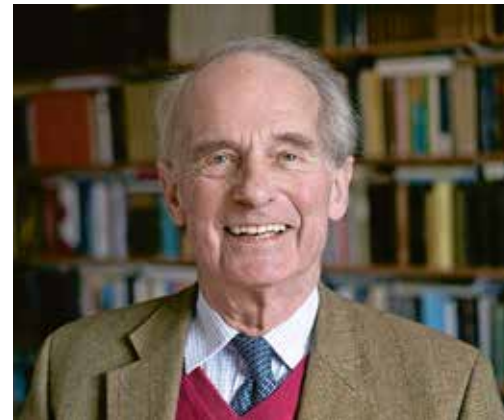
Der Anlass findet im Haus zur Pyramide in Zürich statt. Anmeldung erforderlich.
Weitere Informationen auf pyramide.ch.



Auf und ab: Arnold Ehrensberger. Seite 34



Auf frischer Tat: Therese Kersten. Seite 26



«Von Miss Markle halte ich nicht sehr viel. Immerhin wird sie nie Königin.»

Nikolai Tolstoy: Seite 60

Titelgeschichte

- 18 **Frauenschwarm von Nazareth**
Sohn Gottes und Gigolo
- 22 **Wir sind Jesus** Ostern in Jerusalem

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Kommentar**
Wer schützt unsere Beschützer?
- 12 **Wahlen** Im Loch der Mitte
- 12 **Schweiz** Volkspartei ohne Volk?
- 13 **Eilmeldung** Massenausweisung russischer Diplomaten
- 14 **Kopf der Woche**
Marc Jean-Richard-dit-Bressel
- 24 **Essay der Woche** Valentin Landmann:
Von Deutschland Demokratie lernen
- 28 **Mörgeli**
Nieder mit Zürichs Bürgermeister
- 28 **Bodenmann**
Parteien-Finanzierer-Geheimnis tot
- 29 **Medien** Das Volk, so doof und dumpf
- 29 **Die Deutschen** Amtshilfe

Inland

- 30 **Zürich** Sozialhilfebezügler als Manipuliermasse
- 34 **Arnold Ehrensberger**
Des Schwingerkönigs letzter Kampf
- 36 **Spionage** Nachrichtenchef Markus Seiler seilt sich ab
- 37 **Arme Prämienzahler** Einspruch
- 38 **Juwel der Demokratie**
Landsgemeinde in Glarus
- 40 **Fall Thomas N.** Gegenrede von Jérôme Endrass und Thomas Noll
- 41 **Sperisen-Prozesses** Der Gerichtsfall wird zum Politikum

Interviews

- 26 **Therese Kersten** Die Frau, die untreue Frauen und Männer überführt
- 60 **Nikolai Tolstoy** Für den Grafen ist die Monarchie kein Auslaufmodell

Ausland

- 32 **Europäischer Gerichtshof**
Wie ticken die Luxemburger Richter?
- 48 **Trump verschärft die Gangart**
Neue amerikanische Aussenpolitik
- 49 **Auf dem Kriegspfad gegen Teheran**
John Boltons getürkte Dokumente
- 50 **Cambridge Analytica**
Von Räufern und Genies
- 51 **Inside Washington** Pornostürmchen
- 52 **«Sex and the City»** Cynthia Nixons Kandidatur für die Demokraten
- 53 **Streik nach Fahrplan** Frankreichs Bähnler gegen Emmanuel Macron
- 54 **Toni Iwobi** Nicholas Farrell über Italiens ersten schwarzen Senator
- 55 **Recht oder richtig** Festnahme von Carles Puigdemont

Wirtschaft & Wissenschaft

- 44 **Duell der Weltmeister** Handelskrieg oder Freiheit für den Welthandel?
- 46 **Rolf Weder** Begehrte Importe
- 47 **Mathias Binswanger**
Wie glücklich sind die Schweizer?
- 58 **Rache der Natur**
Brasiliens Zivilisationswunden
- 62 **Monarchien**
Napoleons und Maria Stuarts Erben
- 66 **Schachfiguren der Elite** Demokratie braucht Volkssouveränität
- 76 **Mysterien der Weltgeschichte**
Agatha Christies rätselhaftester Fall

Kultur & Gesellschaft

- 42 **Lara Gut und Valon Behrami**
Weshalb sie das perfekte Paar sind
- 56 **Tiger Woods** Comeback des Golfprofis
- 64 **Ikone der Woche** Sir Ringo Starr
- 70 **Jake Gyllenhaal** Bombenopfer Jeff Bauman im Biopic «Stronger»
- 72 **Fabergé-Museum**
Baden-Badens berühmte Eier
- 73 **Schweizer Film**
Kein Fall Weinstein in Sicht
- 82 **Frauen, die die Welt bewegen**
Der Madonna-Code

Rubriken

- 11 **Im Auge** Giovanni Ferrero
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Lys Assia
- 74 **Die Bibel** «Bin etwa ich es?»
- 74 **Kino** «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer»
- 75 **Knorrs Liste**
- 75 **Jazz** Christoph Stiefel Piano Solo
- 77 **Fragen Sie Dr. M.**
- 77 **Gewinner der Woche** Asmallworld
- 78 **Thiel** Im Altersheim
- 78 **Namen** Geselligkeit gegen die Angst
- 78 **Fast verliebt** Bumerang
- 79 **Unten durch** Julia
- 80 **Wein** Chianti is back!
- 80 **Salz & Pfeffer** Der McChicken – eine Ehrenrettung
- 81 **Auto** Jaguar E-Pace D180 First Edition
- 84 **Darf man das?/Leserbriefe**

Glanzlichter der Donau

mit einmaligem Suitenschiff MS Thurgau Ultra ❄️❄️❄️❄️+



Es het solangs het Rabatt* bis Fr. 1100.-
 *Abhängig von Auslastung, Saison, Wechselkurs

Passau–Wien–Budapest–Bratislava–Passau

8 Tage ab Fr. 1190.- (Rabatt Fr. 800.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

- UNESCO-Weltnaturerbe Wachau
- Prächtiges Budapest
- Frontsalon mit Theatron

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise, Busfahrt, Einschiffung und um 18.00 Uhr heisst es «Leinen los!».
- 2. Tag Melk–Wien** Ausflug* zum Stift Melk. In Wien entweder klassisches Konzert* oder individuell Vergnügungspark Prater.
- 3. Tag Wien** Rundfahrt/-gang* mit den Sehenswürdigkeiten der Kaiserstadt. Ausflug* zum Barockschloss Schönbrunn.
- 4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang* durch die sehenswerte Hauptstadt Ungarns. Spaziergang* und Fahrten mit U-Bahn und Panoramastassenbahn. Besuche der Markthalle und der St. Stephan Basilika. Lichterrundfahrt* am Abend.
- 5. Tag Budapest–Visegrád** Ausflug* in die ungarische Puszta mit Reitvorführung. Fahrt durch das Donauknie. In Visegrád Rundgang* mit Besichtigung des Palastes und Weinprobe.
- 6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang* durch Bratislava. Fahrt zur Burg. Rundgang durch die Altstadt. Ausflug* zum Schloss Hof.
- 7. Tag Dürnstein** Rundgang* mit Weinprobe. Am Nachmittag Schifffahrt durch die einmalige Wachau.
- 8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung nach dem Frühstück, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

MS Thurgau Ultra ***** – by Thurgau Travel

Luxusschiff mit 53 Suiten und 7 Kabinen für 120 Gäste. Suiten mit Dusche/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und ind. regulierbarer Klimaanlage. MD/OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf HD mit nicht zu öffnenden Fenstern. Die Junior Suiten sind ca. 15.5 m² gross. Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Bordausstattung: Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Wiener Café, Shop, Wellness/Fitness, Sonnendeck. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen MD und OD. **Nichtraucher-schiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

22.06.–29.06.	500	17.08.–24.08.	500	12.10.–19.10.	800
29.06.–06.07.	500	24.08.–31.08.	500	19.10.–26.10.	1100
20.07.–27.07.	600	14.09.–21.09.	500		
27.07.–03.08.	600	21.09.–28.09.*	500		

* Mit New Harlem Ramblers

Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	1990
Mini Suite Hauptdeck	2090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2390
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2590
Deluxe Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2790
Deluxe Suite Oberdeck, franz. Balkon	2990
Queen Suite (ca. 30 m ²) Oberdeck	3490
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck*	190
Zuschlag Alleinbenutzung Junior Suite	990
Ausflugspaket (6 Ausflüge)	175
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	66

* Mini Suiten Hauptdeck nicht zur Alleinbenutzung möglich

Unsere Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v. v., alle Schleusen- und Hafengebühren, Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen. Weitere Details im Internet oder Katalog 2018 verlangen.

Weitere Reise mit MS Thurgau Ultra *****

8-Länderfahrt Donaudelta

Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 2590.-

(Rabatt Fr. 2500.- abgezogen, Junior Suite Oberdeck, VP)

Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt

08.06.–22.06.	1000	31.08.–14.09.	1000
06.07.–20.07.	1000	28.09.–12.10.	1300
03.08.–17.08.	1000	26.10.–09.11.	2500

Weitere Details im Internet oder Prospekt verlangen

Burg, Bratislava



* Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | *Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | Programmänderungen vorbehalten | Reederei/Partnerfirma: River Advice

Online buchen und sparen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel
 Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,
 Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch



© -ww-

VIP-Reise «Israel»

Heiliges, weltoffenes Land

Israel ist mit seiner bewegten Geschichte ein Schmelztiegel der drei grossen Weltreligionen. Nirgendwo sonst leben orthodoxe Juden, Beduinen und Araber so nahe beieinander. Auf unserer 8-tägigen Exkursion erleben Sie das faszinierende Land in all seinen Facetten.

Bauhaus-Architektur und Beduinenzelt, Moschee und Amphitheater, orientalischer Bazar und Shopping-Meile: Israel steckt voller Kontraste. Unsere Leserreise unter kundiger Leitung wird Sie mit unvergesslichen Eindrücken belohnen. Sie logieren im Hotel «Tal by the Beach» in Tel Aviv, im Kibbuz-Hotel in Maagan sowie im Hotel «Mount Zion» in Jerusalem.

Reiseprogramm (Auszug):

1. Tag: Zürich–Tel Aviv – Swiss-Flug und Ankunft im Hotel in Strandnähe.

2. Tag: Stadtbesichtigung Tel Aviv – Amphitheater von Caesarea und historische Altstadt von Akko; Besuch von Zitadelle, Moschee und Souk; Ausblick vom Berg Karmel in Haifa («Weinberg Gottes»); Abendessen im Kibbuz.

3. Tag: Heilige Stätten am See Genezareth – Berg Hermon; Brotvermehrungskirche in Tabgha; Synagoge und Haus des Petrus in Kapernaum; Bootsfahrt.

4. Tag: Christlich-arabisches Nazareth – Heilige Stätten, Verkündigungskirche und Nazareth Village, «ein lebendiges Museum zum Anfassen»; Fahrt entlang des Jordan nach Jericho; Abendessen im Hotel in Jerusalem.

5. Tag: Heilige Stadt Jerusalem – Garten Gethsemane, Kirche der Nationen, Via Dolorosa (Leidensweg Christi), Klagemauer und Panoramablick vom Ölberg.

6. Tag: Jerusalem und Bethlehem – Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, Parlamentsgebäude (Knesset), Israel-Museum und Klagemauer.

7. Tag: Ausflug ans Tote Meer – mit Bademöglichkeit; Besichtigung der Festung Masada (fakultativ).

8. Tag: Trappistenkloster Latrun – «Kloster der schweigenden Mönche»; Neve Shalom; Rückreise Tel Aviv–Zürich.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Israel»

Datum: 5. bis 12. November 2018

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Tel Aviv–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 1 Übernachtung mit Halbpension in Tel Aviv
- 2 Übernachtungen mit Halbpension am See Genezareth
- 4 Übernachtungen mit Halbpension in Jerusalem
- Besichtigungen und Führungen gemäss Reiseprogramm inkl. Eintritten
- Kompetente Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2580.– p. P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 2880.– p. P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 695.–
Option: Ausflug Totes Meer, inkl. Eintritt (Fr. 80.–)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über
Telefon 091 752 35 20 oder per
E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub

Wer schützt unsere Beschützer?

Von Alex Baur — Die alltägliche Gewalt gegen Polizisten ist mehr als ein Modetrend. Dahinter steht ein Versagen von Politik und Justiz.



Schnell unter falschem Verdacht.

Gesetz und Ordnung gelten unter Trendsettern als uncool, «die Polizei, dein Freund und Helfer» ist für viele nur ein sarkastischer Gag. Bis sie selber angegriffen oder ausgeraubt werden. Dann können die ungeliebten Ordnungshüter nicht schnell genug zur Stelle sein. Und wehe, sie sind es nicht.

Diese Ablehnung schlägt sich auch heuer wieder in der Kriminalstatistik nieder: eine Zunahme um satte 12 Prozent der Anzeigen wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte». Betroffen sind auch Busfahrer oder etwa Sozialbehörden, in erster Linie aber Polizisten.

Nun kann dieser seit Jahren anhaltende Trend zweierlei bedeuten: Es wird schneller Anzeige erstattet, oder aber es kommt effektiv zu mehr Delikten. Im Kanton St.Gallen, wo sich die gemeldeten Angriffe auf Polizisten zwischen 2006 und 2015 verdreifacht haben, wollte man es genau wissen.

Aufgrund einer Interpellation der FDP vom Juni 2016 wurden unter der Oberaufsicht des erfahrenen Kriminologen Professor Martin Killias bei der Stadt- und Kantonspolizei St.Gallen ausführliche Befragungen durchgeführt. Die Resultate sind alarmierend: 82,7 Prozent der Polizisten erlebten subjektiv eine Zunahme der Gewalt, 55 Prozent erlitten in den letzten fünf Jahren selber einen tätlichen Angriff, 21 Prozent gar eine «lebens-

bedrohliche Situation». Doch nur 56,5 der angegriffenen Polizisten meldeten die eigene Bedrohung an Leib und Leben intern. Mit gutem Grund. Bloss 60 Prozent der gemeldeten Fälle hatten strafrechtliche Konsequenzen für die Täter, wobei die betroffenen Polizisten die Sanktionen oft als zu milde betrachten.

Sind unsere Polizisten einfach Weicheier? Können sie sich etwa nicht selber schützen? Solche Einwände greifen zu kurz. Gerade von Polizisten erwarten wir, dass sie auch in eigener Sache Gesetz und Ordnung respektieren. Das Versagen liegt nicht bei der Polizei, sondern bei der Politik und vor allem bei der Justiz, die unseren Beschützern den Schutz oft systematisch verweigert.

Im Zweifel gegen die Polizisten

Der Schreiber hat in den vergangenen Jahren, meist allein auf weiter Flur, schon über eine Reihe konkreter Fälle von Polizisten berichtet, die wegen vermeintlicher Amtsvergehen zu Unrecht in die Mühlen der Justiz gerieten: der Fall Fredi Hafner, der Fall Roger Bobillier, das Monsterverfahren gegen die Zürcher Sittenpolizei, im weiteren Sinn aber auch der Fall von Erwin Sperisen, der in Genf fünf Jahre unschuldig in Isolationshaft sass (vgl. Bericht Seite 41). Fast alle Betroffenen wurden zwar nach jahrelangen Prozessen rehabilitiert, ihre Existenz war trotzdem ruiniert.

Zweifellos gibt es Polizisten, die ihre Macht missbrauchen. Aber solche Fälle sind in der Schweiz sehr selten. Die meisten, oft medial verzerrten Anschuldigungen gegen Polizisten erweisen sich bei genauem Hinsehen als Lügen, mit denen Strolche von ihren eigenen Straftaten ablenken.

Wie schnell Polizisten unter falschem Verdacht geraten, zeigt sich beim Reizthema «racial profiling». Jeder Kokainkonsument weiss, dass er sich im einschlägigen Milieu am besten an einen Schwarzen wendet, wenn er Weisses braucht. Doch wehe, wenn Fahnder einen Passanten mit afrikanischem Teint kontrollieren. Erst letzte Woche entlastete das Bundesgericht zwar einen Polizisten, der es 2015 gewagt hatte, einen gebürtigen Kenianer nach dem Ausweis zu bitten, vom Rassismusvorwurf. Der Fall geht nun weiter nach Strassburg, das Verfahren dürfte also noch Jahre dauern.

Man sollte sich vor diesem Hintergrund einfach nicht wundern, wenn Polizisten im Ernstfall zuerst einmal sich selber schützen, bevor sie die Zivilisation schützen.

Süsse Privatsache



Giovanni Ferrero, Nutella-Boss.

Die Geschichte ist fast zu zuckrig, um wahr zu sein. Sie sassen am Esstisch, und der Konditor und Pralinenfabrikant Michele Ferrero präsentierte seiner jungen Frau Maria Franca seine neueste Mischung zum Probieren, eine Creme aus Haselnüssen, Zucker, Kakao und Milch. Sie strich die süsse Masse aufs Brot, und es schmeckte nach mehr. So entstand Nutella, patentiert im Jahr 1963. Kurz danach kam Sohn Giovanni Ferrero zur Welt, der heutige Chef und Geschäftsstrategie des Süswarenimperiums, das vom Drunter und Drüber an den Weltbörsen praktisch unberührt bleibt. Gerade hat Ferrero International wieder einen sanft gewachsenen Umsatz von 10,5 Milliarden Euro bekannt gegeben, eine entgegengesetzte Kurve zum Schlankheitswahn, und in den USA das Geschäft von Nestlé für drei Milliarden Dollar geschluckt. Die Familie genehmigt sich eine Dividende von 800 Millionen Euro.

Ein schlechtes gesundheitspolitisches Gewissen wegen der süssen Versuchung plagt Giovanni Ferrero kaum. Über den Patriarchen, der mit Brille und Lockenfrisur aussieht wie ein moderner Peter Pan, gibt es keinen *gossip*. Er lebt zurückgezogen mit Frau und Kindern. Bekannt ist nur, dass er gerne joggt, dass er Romane («Gesang der Schmetterlinge», Liebesgeschichte einer Ballerina) geschrieben hat und mit einem französischen Akzent spricht. Die Eltern schickten ihn früh in ein Elite-Internat nach Brüssel, studiert hat er am Lebanon Valley College, einer kleinen, feinen Uni in Pennsylvania. Den Firmenvorsitz übernahm er erst 2011, nach dem Unfalltod seines älteren Bruders Pietro. In Alba, am piemontesischen Stammsitz, erhalten die Angehörigen verstorbener Angestellten noch drei Jahre den vollen Lohn weiterbezahlt. Weltweit arbeiten 34 000 Leute, etwa die Einwohnerzahl Schaffhausens, für den drittgrössten Schokoproduzenten. Und die Kasse verwaltet, wie in jeder richtigen italienischen Familie, die Mamma, die Testerin Maria Franca, heute 78, sicherheits halber von Monte Carlo aus. Peter Hartmann

Im Loch der Mitte

Von René Zeller — Die Mitteparteien lehrten den Kräften links und rechts einst das Fürchten. Das ist vorbei.

Als 2011 die Schweiz ein neues Parlament wählte, brandete von ungewohnter Seite Jubel auf. Die unerfahrenen Grünliberalen katapultierten ihren Wähleranteil von 1,4 Prozent auf satte 5,4 Prozent hoch. Den gleichen Wähleranteil errang die BDP. Sie kam aus dem Nichts, hatte aber Bundesrätin Widmer-Schlumpf zu bieten. Die neue Mitte war unangefochtene Wahlsiegerin.

Der Wind hat gedreht. Die BDP kann seit 2015 nicht mehr auf Eveline Widmer-Schlumpf zählen. Seither hat sie in den Kantonsparlamenten neun Sitze eingebüsst. Immerhin konnte sie am letzten Sonntag in Bern den Schaden mit dem Verlust eines Parlamentssitzes in Grenzen halten. BDP-Präsident Martin Landolt analysierte kühn: «Insgesamt bin ich sehr zufrieden.» Wie bitte? Wie kommt Landolt dazu, sich auf die Schultern zu klopfen, weil die Niederlage weniger heftig ausgefallen ist als befürchtet?

Es scheint, als sei in der Mitte mit dem Erfolg der Realitätssinn fortgespült worden. Jürg Grossen, Präsident der Grünliberalen, analysiert das Berner Wahlergebnis wie folgt: «GLP-Sitze in Bern souverän verteidigt und Wähleranteile zugelegt». Man könnte es auch so sehen: Sitzzahl im Parlament unverändert, grünliberaler Regierungskandidat abgeschafft.

Auch in der CVP herrscht Katzenjammer. Die Zahl der Sitze, die ihr seit 2015 in den Kantonen abhandengekommen sind, beträgt wie vor den Berner Wahlen unverändert 25. Das liegt daran, dass die CVP nichts verlieren konnte, weil ihre Sitzzahl im Berner Parlament schon vorher null betrug. Aber auch vor diesem Hintergrund vermag Generalsekretärin Béatrice Wertli noch Positives aus der Wahlschlappe zu filtern: Die CVP freue sich, dass sie den Mitteparteien, insbesondere der EVP und der BDP, zu entscheidenden Stimmen verholfen habe.

Es gibt nichts schönzureden: Die Mitteparteien stecken im Formtief. Noch vor wenigen Jahren wurden Pläne für eine Allianz der Mitte gewälzt. CVP und BDP dachten über eine Fusion nach. Das waren Luftblasen, die allesamt zerplatzt sind.

Zuvorderst schlittert die CVP zwischen Hoffnung und Verzweiflung dem eidgenössischen Wahljahr 2019 entgegen. Vor den Berner Wahlen proklamierte sie: «Der Kanton Bern braucht mehr Mittelpolitik – der Kanton Bern braucht mehr CVP!» Zurzeit findet das Stimmvolk eher, die Schweiz brauche weniger Mittelpolitik. Und weniger CVP.

Volkspartei ohne Volk?

Von Christoph Mörgeli — Von Freund und Feind wird der SVP vorgeworfen, sie drücke sich um unangenehme Volksentscheide. Will die Partei eine Demokratie à la carte?

Die Delegierten schluckten seine Worte wie Zuckerwasser. Adrian Amstutz erklärte vor den erleichterten SVP-Abgeordneten in Klosters, er sei nun wirklich ein überzeugter Anhänger des Sports. Dass aber 2026 im Wallis Olympische Winterspiele am Volk vorbei organisiert würden, komme für ihn als Demokraten unter keinen Umständen in Frage. Das klärende Statement des neuen Wahlkampfchefs tat not. Verschiedene Stellungnahmen und Slalomläufe von SVP-Exponenten haben in den vergangenen Monaten den Verdacht genährt, die Volkspartei huldige dem Souverän nur noch bei jenen Vorlagen, bei denen es ihr gerade in den Kram passe.

Aufhorchen liessen beispielsweise die Worte von Nationalrat Jürg Stahl, Präsident von Swiss Olympic und des «Vereins für eine Schweizer Olympia-Kandidatur». Der begeisterte Befürworter von «Sion 2026» dachte in der NZZ laut und offen über die Umgehung des Stimmvolks nach: «Ich sage nicht pauschal, dass man alle fragen muss. Ansprechpartner des Volkes sind ja Parlamente und Regierungen.» Stahl argumentiert auch damit, dass der Zeitplan bei Berücksichtigung aller direktdemokratischen Hürden gesprengt würde.

Olympischer Eiertanz

In ihrer Fraktionssitzung lehnte die SVP den Vorstoss von Silva Semadeni (SP) noch ab, laut dem das Schweizer Volk über den Milliardenbeitrag des Bundes für Olympia befragt werden soll. Bei der Schlussabstimmung besannen sich dann aber etliche Nein-Sager im Nationalrat auf die direktdemokratischen Parteigrundsätze und verhalfen der Bündner Olympiakritikerin zu einer Mehrheit. Die partei-internen Unterstützer von «Sion 2026» wie Franz Ruppen, Thomas Hurter und natürlich Jürg Stahl lassen sich deswegen aber nicht entmutigen und lobbyieren weiterhin für den Grossanlass, so dass der *Bund* über den «Eiertanz der SVP» in der Olympiafrage spottete.

Macht also die Volkspartei auf Demokratie von Fall zu Fall? Fürchtet die SVP, die doch sonst nicht genug über demokratie-müde Bundesräte, Bundesrichter und Bundesparlamentarier vom Leder ziehen kann, die Ur-

nen zuweilen wie der Teufel das Weihwasser? Wie steht es beispielsweise um die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge, welche die SVP als absolut dringlich beurteilt? Dies ganz im Gegensatz zur Kohäsionszahlung von 1,3 Milliarden Franken an die EU, welche die Partei lieber heute als morgen dem Volk vorlegen möchte. Unlängst hat die SVP eine parlamentarische Initiative eingereicht, gemäss der das Volk über Bundesausgaben ab einer gewissen Höhe entscheiden soll. Man ist sich bewusst, dass dieses fakultative Finanzreferendum seine Tücken hat. Denn es beträfe ja nicht bloss bevorzugte Abschussziele wie Sozial- und Asylausgaben oder die Entwicklungshilfe, sondern auch Bundesausgaben, welche die Linken ärgern. An der Urne müsste demnach auch über die acht Milliarden für neue Kampfflugzeuge befunden werden. Wohl oder übel hat sich hier die SVP als Gralshüterin der direkten Demokratie für eine Volksabstimmung ausgesprochen.

Mit gemischten Gefühlen verfolgen indessen die Vertreter der Landwirtschaft das Liebäugeln mit einem Finanzreferendum. Nur allzu leicht könnte so die Minderheit der Bauern bei immer neuen Plebisziten über Agrarvorlagen unter die Räder geraten. Vielleicht haben aber gerade die Landwirte am wenigsten Grund, am Verständnis ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger zu zweifeln: Ihrer Vorlage über die «Ernährungssicherheit» haben fast 80 Prozent und sämtliche Stände zugestimmt.



«Ansprechpartner»: SVP-Nationalrat Stahl.

Gezielte Propaganda

Von Petra Erler — Die Massenausweisung russischer Diplomaten beruht nur auf Mutmassungen statt auf Fakten.



Gefährliche Eskalationsspirale: Tatort des Skripal-Mords, Salisbury.

Um es vorwegzunehmen: Der Einsatz von Chemiewaffen gegen Menschen in einem EU-Mitgliedstaat ist abscheulich und verlangt Solidarität. Über den Mordversuch an den Skripals hinaus stellt sich die Frage: Hat Russland ein geheimes Chemiewaffenprogramm, ja oder nein? Noch haben weder die britischen Ermittler noch die Spezialisten der internationalen Chemiewaffenbehörde verlässliche Erkenntnisse, aber die Politik hat bereits das Urteil verkündet: Putin und der Kreml sind «höchstwahrscheinlich» schuldig, in Ermangelung plausibler alternativer Erklärungen.

Die beispiellose Ausweisung von mehr als hundert russischen Diplomaten und/oder enttarnten Spionen als Zeichen der Solidarität mit Grossbritannien verwandelt nun die Unterstellung in Gewissheit. Das Ganze wird zu einem Zeitpunkt zelebriert, an dem Russland um die vielen Opfer der Brandkatastrophe im sibirischen Kemerowo trauert. Immerhin zwölf EU-Mitgliedstaaten haben sich dieser Aktion (noch?) nicht angeschlossen. Bemerkenswert ist die Erklärung Österreichs, das auf seine Neutralität verwies.

Attentat passt ins Bild

Im Fall Skripal deutet vieles auf gezielte politische Propaganda hin. Ein sowjetischer Ex-Spion oder Doppelagent nach dem anderen

wird zitiert, ominöse Experten werden aufgetrieben, mindestens fünf Versionen eines Tatvorgangs ausgebreitet. Wer vor Vorverurteilung warnt, wird sofort in die pro-russische Schublade geschoben. Wir kennen zwar das Wo, Wann, Wie und Warum nicht. Aber das Attentat auf die Skripals passt ins Bild, das wir von Russland haben: immer und für jede Schandtat gut.

Der britische Aussenminister erklärte in einem Interview mit der Deutschen Welle, die Spezialisten des britischen Forschungslabors hätten ihm ausdrücklich versichert, dass es sich beim Gift um Nowitschok handle. Jeder Zweifel sei ausgeschlossen. Im Urteil des High Court, das rechtlich den Weg zur Untersuchung der Skripals durch die Ermittler der Haager Chemiewaffenbehörde freimachte, wird als verfügbare Beweislage unter Berufung auf die Analyseergebnisse der britischen Chemiewaffenlabors allerdings lediglich festgestellt, dass es sich um «einen Wirkstoff der Nowitschok-Klasse oder einen eng verwandten Stoff» handle. Das bedeutet freilich, dass der britische Aussenminister nicht die volle Wahrheit sagte.

Auf Nowitschok ist die gesamte Argumentation der Briten aufgebaut. Diese neue Generation von Nervengiften soll bereits von der Sowjetunion entwickelt worden sein. Es wurde anscheinend auf heute russischem und usbekischem Boden getestet. Aber wie das Online-

Journal *Spectroscopy* enthüllte, wurde der Stoff 2016 auch von iranischen Wissenschaftlern hergestellt. Schliesslich hatte einer der angeblichen russischen Mitentwickler die Formel bereits 2008 öffentlich gemacht. Ein anderer russischer Chemiker sagte gegenüber der Zeitung *Daily Mirror*, Nowitschok sei längst von weiteren Ländern entschlüsselt.

Belügen wir uns selbst?

Der Leiter des britischen Chemiewaffenlabors stellte gegenüber der BBC fest, dass «dieser Stoff» dem britischen Labor nicht entweichen konnte. Damit wollte er die eigene Arbeitsstelle vor Verdächtigungen schützen. Doch zwischen «dieser Stoff konnte bei uns nicht entweichen» und «diesen Stoff gibt es bei uns nicht» besteht ein entscheidender Unterschied.

Warum haben die Briten nicht sofort den Weg gewählt, der bei einer etwaigen Verletzung des internationalen Chemiewaffenverbots im Übereinkommen festgeschrieben wurde – sofortige Einschaltung der Organisation und Unterrichtung des verdächtigten Staates? Das russische Angebot nach gemeinsamer Untersuchung wurde nicht nur nicht zur Kenntnis genommen, sondern man zeigte umgehend mit dem Finger beschuldigend auf Moskau. Inzwischen ist von einer russischen «Aggression» gegenüber Grossbritannien die Rede. Erst vergiften sie, dann lügen sie, schrieb die *Washington Post*.

Es kann sein, dass Russland lügt, wenn es die Verantwortung für die versuchte Ermordung der Skripals abstreitet, dass es lügt, wenn es abstreitet, das Chemiewaffenverbot gebrochen zu haben. Allerdings ist die Lüge im politischen Geschäft kein russisches Alleinstellungsmerkmal. Die Regierungen der USA und Grossbritanniens haben 2003 die ganze Welt belogen, um den Irakkrieg zu entfesseln. Die Folgen dieses Krieges erleben wir heute in Gestalt der Flüchtlingsströme, aber auch in Gestalt von islamistischem Terror, weltweit. Noch ein Beispiel: Erst 2018 räumte der US-Verteidigungsminister ein, dass die Geheimdienste nicht wüssten, ob Syriens Staatschef Assad Giftgas gegen die eigene Bevölkerung eingesetzt habe. Nicht zu vergessen: Als Brexit-Befürworter hat der heutige britische Aussenminister (und aktuelle Scharfmacher in Sachen Russland) gelogen wie gedruckt.

Deshalb kann derzeit niemand ausschliessen, dass wir uns im Fall Skripal selbst belügen, weil wir hoffen, dass nur unsere politischen Opponenten lügen. Das lässt sich nur anhand von Fakten klären. Politische Massnahmen auf Mutmassungen zu bauen, sind der falsche Weg. Er führt in eine gefährliche Eskalationsspirale.

Petra Erler ist Geschäftsführerin des Think-Tanks The European Experience Company GmbH in Potsdam und ehemalige Kabinettschefin des damaligen EU-Kommissars Günter Verheugen.

Der Mann, der Pierin Vincenz hinter Gitter brachte

Von Florian Schwab — Er ist so exotisch wie sein Name: Marc Jean-Richard-dit-Bressel, Staatsanwalt in Zürich, gilt als brillanter Jurist. Seine Bilanz als Ankläger ist durchzogen.

Seit fast einem Monat sitzt Pierin Vincenz in Untersuchungshaft. Das Verfahren gegen den früheren Raiffeisen-Chef führt Staatsanwalt Marc Théodore Jean-Richard-dit-Bressel, Leiter der Abteilung A bei der kantonalen Staatsanwaltschaft für Wirtschaftsdelikte. Der Mann, der am vergangenen Wochenende seinen 55. Geburtstag gefeiert hat, ist mindestens so interessant wie sein Name. Laut dem Zürcher SP-Ständerat und Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch ist er eine «Koryphäe des Wirtschaftsstrafrechts».

Auch ausserhalb der Juristerei hat Jean-Richard vielbeachtete Talente. Als er sich mit dem religiösen Chanson «Ultra» für die Schweiz ins Rennen um den Eurovision Song Contest stürzte, etikettierte ihn die *Neue Zürcher Zeitung* 2010 als «bunten Hund». Unter seinem Künstlernamen «Jean-Marc» ist Jean-Richard als hervorragender Musiker bekannt. Er komponiert, singt und spielt Klavier. Besonders hat es ihm Johann Sebastian Bach angetan. Auf seiner Website schreibt er über sich selbst, er sei «von Beruf Musiker» und beschäftigte sich «in seiner Freizeit» gerne «mit der Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität».

Jean-Richard singt nicht nur, er dichtet auch. Gelegentlich zieht er für juristische Abhandlungen das Versmass heran. Seine mündlichen Plädoyers sind berüchtigt als philosophische und historische Exkurse mit einem Hang zum Barocken.

Barock wirkt auch der Nachname Jean-Richard-dit-Bressel. Grosse Bekanntheit erlangte er durch einen frühen Verwandten, Daniel JeanRichard-dit-Bressel (1665–1741). Dem angeblichen Begründer der Uhrenindustrie im Neuenburger Jura ist in Le Locle eine neun Meter hohe, monumentale Statue gewidmet. Geboren und aufgewachsen ist Daniel JeanRichard in einem Weiler zwischen La



Trat auch schon zur Eurosong-Ausscheidung an: Jean-Richard-dit-Bressel.

Sagne und Le Locle. Die Legende will es, dass ein Landsmann JeanRichards, der als Pferdehändler weit herumgekommen ist, im Jahr 1679 in seine Heimat zurückkehrt und aus London ein bis dahin unbekanntes Gerät mitbringt, eine Uhr.

Als ihm das handwerkliche Geschick des jungen Daniel auffällt, gibt er ihm die Uhr zur Reparatur. Fasziniert von dem Zeitmesser, begibt sich JeanRichard nach Genf, um das Uhrmacherhandwerk zu lernen. Später kommt er nach Neuenburg zurück, wo er 1705 in Le Locle die erste Uhrenmanufaktur der Gegend gründet. Er erfindet die neue Pro-

duktionstechnik «Etablissage»: Die Bauern der Gegend von Le Locle werden darin ausgebildet, Uhren aus fertigen Komponenten zusammenzubauen. Zum Zeitpunkt des Todes von JeanRichard haben etliche hundert Familien in der Gegend ihr Auskommen als Kleinstunternehmen in der Uhrenindustrie.

Befangenheitsantrag

Zurück in die Gegenwart: Wie man hört, hat Staatsanwalt Jean-Richard zu Beginn seiner Karriere die Amtskorrespondenz ohne «dit-Bressel» gezeichnet. Bis er darauf aufmerksam gemacht wurde, dass er mit vollem bürgerlichem Namen unterschreiben müsse.

Obwohl er bereits seit zehn Jahren die Abteilung A für Wirtschaftsdelikte in der Zürcher Staatsanwaltschaft für Wirtschaftsdelikte leitet, die immer wieder aufsehenerregende Fälle behandelt, macht er sich in den Medien äusserst rar. Soweit bekannt, hat er in seiner seit 1996 dauernden Karriere als Staatsanwalt nur ein einziges Interview gegeben – der Zeitschrift *Bilanz* vor dreizehn Jahren.

Dieses Gespräch sollte ihn in Bedrängnis bringen, denn darin äusserte er sich zu einer damals laufenden Untersuchung gegen den Bankier Thomas Matter, den er beim Swiss-

first-Kauf eines Insiderdelikts verdächtigte. Ein «Grossereignis wie eine Fusion» löse «beidenen, die darüber Bescheid wissen», einen «Gluscht» aus, «möglichst viele Aktien zu erwerben», schwadronierte er gegenüber der Wirtschaftszeitung.

Matter sah sich durch die Äusserungen des Staatsanwalts öffentlich vorverurteilt und stellte einen Befangenheitsantrag. Daraufhin berief die Oberstaatsanwalt Jean-Richard von der Bearbeitung des Falls ab. Die «Befürchtung, dass der Staatsanwalt möglicherweise den belastenden und entlastenden Umständen nicht mit gleicher Sorgfalt nachgehen»

würde, könne «nicht als völlig unbegründet und haltlos» bezeichnet werden. Die Abberufung eines leitenden Staatsanwalts aus Befangenheitsgründen ist ein äusserst seltenes Vorkommnis. Pikant: Es war der heutige Vincenz-Verteidiger Lorenz Erni, der als Anwalt von Thomas Matter wirkte. Das Verfahren wurde später eingestellt.

Es erstaunt nicht, dass Staatsanwalt Jean-Richard als gebranntes Kind das Feuer scheut und derzeit nicht mit den Medien redet. Eine Gesprächsanfrage der *Weltwoche* bezüglich seiner Biografie lehnt er relativ schroff ab. Auch Vincenz' Verteidiger Lorenz Erni will «selbstverständlich nicht!» über seinen Gegenspieler im Fall Vincenz sprechen.

Ein unbeschriebenes Blatt ist der Staatsanwalt gleichwohl nicht. Seine vielfältigen juristischen Publikationen legen den Blick frei auf den Juristen und auf den Menschen.

«Eine der schwierigsten Domänen»

Jean-Richard doktoriert während seiner Zeit als vollamtlicher Staatsanwalt im Jahr 2002 über ein urheberrechtliches Problem. Zehn Jahre später liefert er an der Universität Zürich beim renommierten Strafrechtler Andreas Donatsch eine 350 Seiten starke Habilitation über das «Desorganisationsdelikt» ab. Sein Rechtsstudium an der Universität Zürich schliesst er 1992 mit dem Lizentiat ab und ist danach als juristischer Sekretär tätig: zuerst in Affoltern und am Bezirksgericht Zürich, danach bei seinem heutigen Arbeitgeber, der Staatsanwaltschaft III (damals Bezirksanwaltschaft III des Kantons Zürich), die auf Wirtschaftsdelikte spezialisiert ist. 1995 folgt das Anwaltspatent, und per 1. April 1996 wählt ihn der Regierungsrat zum ausserordentlichen Bezirksanwalt bei der Bezirksanwaltschaft Dielsdorf. 1998 wechselt er zurück zur Staatsanwaltschaft III, nicht ohne 2002 den LL.M (Titel in internationalem Wirtschaftsrecht) sowie das Börsenhändlerpatent (2003) zu erwerben. 2008 übernimmt er die Leitung der Abteilung A. Sein Chef ist Peter Pellegrini.

Über die Person Marc Jean-Richard ist nicht allzu viel bekannt. Man weiss, dass er Mitglied der evangelisch-reformierten Landeskirche ist

Er sei der «mit Abstand juristisch schlauste Staatsanwalt zwischen Genf und Bellinzona».

und als Kirchenmusiker in Erscheinung tritt. Seine Ehefrau wie auch der gemeinsame Adoptivsohn stammen aus Brasilien. Im Jahr 2012 verriet Jean-Richards Frau, als Leiterin eines Schulgartens, dem *Schulblatt des Kantons Zürich*: «Regeln sind zum Brechen da.»

Aufgewachsen ist der heutige Staatsanwalt in Horgen. Sein Vater, Charles Théodore Jean-

Richard-dit-Bressel, war jahrzehntelang Direktor des Zeitungsverlegerverbands (heute: Verband Schweizer Medien). In den achtziger Jahren amtierte er als Parteipräsident der örtlichen FDP. Jüngst trat er als Verfasser SRG-kritischer Leserbriefe in der *NZZ* in Erscheinung. Obwohl Vater und Sohn politisch das Heu nicht auf der gleichen Bühne haben – der Staatsanwalt ist erklärter Sozialdemokrat –, scheint ihr Einvernehmen gut. Jedenfalls dankt Marc Jean-Richard seinem Vater in der Habilitation für «zahlreiche wirtschaftsphilosophische Diskurse».

In juristischen Kreisen sind Jean-Richards Meriten auf dem Gebiet der juristischen Theorie unbestritten. Er gehöre «zu den wenigen Praktikern, die auf sehr hohem wissenschaftlichem Niveau arbeiten», so Daniel Jositsch. Und ein bekannter Zürcher Wirtschaftsanwalt sagt, Jean-Richard sei gar der «mit Abstand juristisch schlauste Staatsanwalt zwischen Genf und Bellinzona». Seine juristischen Aufsätze sind hervorragend strukturiert und in einer Sprache verfasst, die auch Laien zugänglich ist. Beim mündlichen Vortrag verliert sich diese Stringenz häufig, so dass Jean-Richard sowohl die Studenten, vor denen er doziert, als auch Prozessbeobachter im Gerichtssaal nicht selten ratlos zurücklässt. Kenner der Materie sehen darin einen wichtigen Grund, warum der Jurist trotz aller Brillanz nicht längst einen universitären Lehrstuhl innehat.

So anerkannt Marc Jean-Richard als Theoretiker ist, so gemischt fällt seine Bilanz als praktizierender Staatsanwalt aus. Vor fünfzehn Jahren klagte er Martin Ebner wegen eines Insiderdelikts an. Vom Richter musste er sich vorhalten lassen, angesichts der dürren Ausgangslage hätte nicht einmal Anklage erhoben werden dürfen. Das Debakel in Sachen Swissfirst wurde bereits erwähnt. In den Fällen also, in denen die Öffentlichkeit besonders genau hinschaute, fiel der Staatsanwalt auf die Nase. Nach einem aufsehenerregenden Grossprozess gefragt, den Superjurist Jean-Richard gewonnen habe, kommen auch alte Zürcher Juristenhasen ins Grübeln. Was nicht bedeutet, dass Jean-Richard ein schlechter Staatsanwalt ist. «Wirtschaftsstrafverfolgung ist eine der schwierigsten Domänen überhaupt», sagt Daniel Jositsch. Und Jean-Richard «legt sehr hohen Wert auf professionelle Verfahren und Rechtsstaatlichkeit».

Bekanntere berichten von Jean-Richards ein wenig obsessivem Wesen. Er wird als jemand beschrieben, der in der Fallführung oft an die Grenze gehe und Mühe bekunde, sich in sein Gegenüber hineinzusetzen. In seiner Mentalität fehle es ihm an einem ausgleichenden Element. Sei er erst einmal überzeugt, dass ein Verdächtiger schuldig sei, falle es ihm schwer, einen Schritt zurückzugehen und sein eigenes Handeln kritisch zu hinterfragen.

Der Fall Vincenz bedeutet für alle Beteiligten ein hohes Risiko. Die Untersuchungsdauer dauert bereits unüblich lang. Mittlerweile schiessen die Spekulationen ins Kraut: Hat die Staatsanwaltschaft so wenig in der Hand, dass sie unbedingt ein Geständnis von Vincenz oder von dessen ebenfalls in Untersuchung sitzendem Geschäftspartner Beat Stocker braucht? Wird überhaupt Anklage erhoben?

Immer wieder lesenswert

In seinen Schriften weist

Jean-Richard immer wieder darauf hin, dass eine Strafuntersuchung neben der «Durchsetzung des Strafanspruchs» auch die Aufgabe beinhalte, «die Betroffenen von einem falschen Verdacht zu entlasten». Als der Swissair-Prozess 2007 mit Freisprüchen endete, verteidigte er die Urteile per *NZZ*-Leserbrief. Es sei ein Fehler, wenn «Politik und Populismus das Strafrecht zunehmend mit Aufgaben und Erwartungen belasten», für die es ungeeignet sei.

Hingegen, auch daran hat der Staatsanwalt niemals Zweifel gelassen, würde er sich griffigere Gesetze bei Wirtschaftsdelikten wünschen. Hauptsächlich die geringe Handhabe bei Insiderhandel hat er immer wieder kritisiert. Ein dogmatischer Feind der Wirtschaft ist SP-Mitglied Jean-Richard aber nicht. Verfassung und Gesetze würden an vielen Stellen belegen, «dass auf Erwerb und Gewinn ausgerichtete Tätigkeiten grundsätzlich als wichtig und nützlich eingestuft werden», heisst es in seiner Habilitation.

Der Auftrag des Staatsanwalts, so Jean-Richard an anderer Stelle, bestehe «nicht darin, einen Schuldspruch zu erstreiten», sondern die bereits vor dem Prozess bestehende «Wahrheit ans Licht zu bringen». Man müsse sich von «der Vorstellung lösen, einen Turnierkampf auszutragen». Denn «das Verbrechen kennt keine Sieger». Wie auch immer der Fall Raiffeisen ausgeht: Marc Théodore Jean-Richard-dit-Bressel wird dazu gewiss irgendwann etwas Lesenswertes schreiben.



Banker Pierin Vincenz.

Der Fall Vincenz bedeutet für alle Beteiligten ein hohes Risiko.

Personenkontrolle

Schlatter, Blocher, Parmelin, Steiner, Beck Schimmer, Leuthard, Brunner, Gysi, Gössi, Leutenegger Oberholzer, Jositsch, Rechsteiner, Tschümperlin, Schwaller, Grüter, Roth, Deiss

Beat Schlatter, höchster freisinniger Staatsbeamter, ist als eidg. dipl. Berufsunteroffizier nicht identisch mit dem gleichnamigen Komiker. Vielmehr gehört er der Leitung Internationale Kooperation beim Verteidigungsdepartement an und wirkt als Präsident der «FDP Service public». In der reichlichen Freizeit verfasst er leidenschaftlich gerne Facebook-Beiträge gegen die SVP. Dabei bezeichnet er **Christoph Blocher** als «senilen Vorbeter». Er hält in der ihm eigenen Orthografie fest: «Sie sind und bleiben eine national-soziale abschotterpartei mit unglaublich kurzdenkerischen gedankengut. Sei heute ist der <Kampf> eröffnet ihr deppen!!!!!» Und weiter zur SVP: «Ist es aussen braun und innen hohl, seckle d'ubble jedes mool.» Mit drei Ausrufezeichen versieht Schlatter den Direktvergleich der Berner Wahlen mit dem Überfall der Nazis auf Polen: «Zum Glück ist nicht 1939». Und weiter: «SVP!!! Ein Haufen nationaler sozialistischer vollidioten welche einem senilen Deponie nachlaufen der seiner Tochter eine fahnenübergabe aufzwingt. Und tausende von volldeppen applaudieren.» Zu Beat H. Schlatters «Vollidioten» von der SVP gehört auch dessen Chef **Guy Parmelin**. Im Nachhinein sind dem Spitzenbeamten seine Ausbrüche offenbar selber peinlich geworden. Wie die *Luzerner Zeitung* berichtet, hat er sein Facebook-Profil gelöscht. Nun warten wir gespannt auf die Stellungnahme des VBS-Chefs zur personellen Qualität seines Bereichs Internationale Kooperation. (möö)

Silvia Steiner, Verwandte, kommt im Zürcher Kantonsrat unter Beschuss. Nachdem die *Weltwoche* berichtet hatte, dass im Verfahren um die neue Schlüsselfunktion eines medizinischen Direktors an der Universität Zürich nur noch die Cousine der CVP-Regierungsrätin übrig bleibt, stellen der Regierung über sechzig Kantonsräte kritische Fragen. Steiner solle darauf hinwirken, dass wieder eine echte Auswahl stattfindet, fordern sie. Beunruhigt zeigen sich die Parlamentarier darüber, dass Steiners Cousine, Professorin **Beatrice Beck Schimmer**, in ein Verfahren vor der Kantonalen Ethikkommission verwickelt war, der sie selber einmal angehörte. «Glaubt der Regierungsrat, dass eine derartige Kandidatin geeignet ist, die



Bitte verschulden: SP-Nationalrätin Gysi.



Blitzableiter: Post-Chef Schwaller.



Potenzial nicht ausgeschöpft: Joseph Deiss.



«Ihr deppen!!!!!»: FDP-Staatsbeamter Schlatter.

wichtigste Stelle in der universitären Medizin des Kanton Zürichs zu übernehmen, und aufgrund dieser Ausgangslage in kontroversen Fragen gegenüber der Fakultät und den Klinikdirektoren über genügend Gewicht verfügen wird?», wollen die Kantonsräte wissen. (gut)

Doris Leuthard, Salonlöwin, hat am zweiten Montag nach dem Nein von Volk und Ständen zu «No Billag» eine Feier für die Abstimmungsgewinner ausgerichtet. Dies fand **Toni Brunner** (SVP) heraus, indem er mit wachem Verstand und offenen Augen durchs Bundeshaus ging. In der «Galerie des Alpes» nahm er eine verdächtige Menschenansammlung beim Apéro wahr. Wie Leuthards Sprecherin bestätigt, lud die CVP-Bundesrätin «Vertreter des überparteilichen Komitees sowie der regionalen Komitees und weiterer Organisationen bzw. Verbände» zu einem Aperitif ins Bundeshaus ein, «als Dank für ihr Engagement im Rahmen des Abstimmungskampfs». Immerhin: Die Kosten für die Feier (rund 1000 Franken) trug die Magistratin selber. (fsc)



Nebulös: Susanne Leutenegger Oberholzer.

Barbara Gysi, Geldschefflerin, hat Angst vor der FDP. Die SP-Nationalrätin aus St. Gallen warnt ihre Parteifreunde in einem Rundschreiben, brandgefährlich sei **Petra Gössi**. Die Präsidentin der FDP habe im *Tages-Anzeiger* gross angekündigt: «Wir wollen die SP überholen.» Das hätte gemäss Gysi «schlimmste Auswirkungen für die Menschen in unserem Land.» Die FDP werde im nationalen Wahljahr wieder Spenden der Superreichen einheimen. Solche habe die SP nicht, wohl aber engagierte Menschen. Was will Gysi von ihnen? «Mit 20 000 Franken können wir unser Kampagnenteam gezielt verstärken.» Offen lässt die clevere Wahlkampfbedürftige, ob sie insgesamt 20 000 Franken erwartet oder von jedem einzelnen Spender. Wenn man sich vor Augen führt, dass die unselige Gysi eine strikte Gegnerin der seligmachenden Schuldenbremse ist, kann ihr Plan nur lauten: Alle Genossen sollen sich möglichst stark verschulden. (rz)

Susanne Leutenegger Oberholzer, Kampfhenne, verlässt den Nationalrat, allerdings ohne den genauen Rücktrittstermin zu nennen. Die

Baselbieter Sozialistin nimmt sich damit die rücktrittswillige **Doris Leuthard** zum Vorbild, die das Prinzip des nebulös gestaffelten Abschieds erfunden hat. Für sich selber kann die siebzigjährige Genossin Leutenegger Oberholzer – kurz SLO – beanspruchen, dass sie das öffentliche Gekeife mit Parteifreunden zur Hochblüte gebracht hat. Während ihrer 23-jährigen Amtszeit als Nationalrätin kanzelte sie den Zürcher Genossen **Daniel Jositsch** ab, als sich dieser in einem Interview gegen überbordende Bankenregulierung stemmte. «Selten so einen Unsinn gelesen», stänkernte SLO. Mit ihrem Gewerkschaftsfreund **Paul Rechsteiner** kämpfte sie verbissen um die Krone der am weitesten links positionierten linken Galionsfigur im Parlament. Als der damalige SP-Fraktionschef **Andy Tschümperlin** vorschlug, Bundesparlamentarier sollten mit 65 Jahren in Rente gehen, ging SLO gegen diese «Lex SLO» wutentbrannt auf die Barrikaden. Viele werden die streitbare Primadonna vermissen im Bundeshaus. Aber nicht alle Fraktionsmitglieder der SP werden untröstlich sein. (rz)

Urs Schwaller, Überlebenskünstler, ist in einer misslichen Lage. Letzte Woche war **Kurt Grüter** Hals über Kopf zurückgetreten, der Chefexperte der internen Postauto-Untersuchung. Die *Weltwoche* vermutete dabei, Schwaller habe den früheren Direktor der Eidgenössischen Finanzkontrolle «als Blitzableiter» eingesetzt, «um die Einschläge von sich selber fernzuhalten». Die Anzeichen hierfür verdichten sich. Wie der *Bund* am Montag schrieb, ist es verdächtig, dass Schwaller nur Vorgänge vor 2015 untersuchen will, also den Zeitraum, bevor er Verwaltungsratspräsident wurde. «Ich empfand die strikte Trennung in 2007 bis 2015 und die Zeit danach von Anfang an als stossend», zitiert das Blatt die Rechtsprofessorin **Monika Roth**, Expertin für interne Kontrollsysteme. (fsc)

Joseph Deiss, Weltbürger, hat Visionen für das Land. Der frühere Aussen- und Wirtschaftsminister aus Freiburg, den die Karriere bis auf den Präsidentenstuhl der Uno-Generalversammlung in New York führte, findet, dass die Schweiz ihr internationales Potenzial noch lange nicht ausgeschöpft hat. Ihm schwebt ein Sitz des Landes im Uno-Sicherheitsrat vor, wie er jüngst im «Tagesgespräch» auf Radio SRF sagte. Damit befindet sich der CVP-Alt-Bundesrat auf der Linie der Landesregierung, die auf ein Uno-Mandat für 2023/2024 hinarbeitet. Dass es neutralitätspolitisch heikel sein dürfte, in internationalen Konflikten Partei zu ergreifen und über Militäreinsätze gegen einzelne Regimes mitzuentcheiden, diese Befürchtungen hält Uno-Fan Deiss für kleinlich. Der Sicherheitsrat agiere als Schiedsrichter – und wer sei für eine solche Aufgabe besser geeignet als die neutrale Schweiz? (fon)

Nachruf



Kaffee in edlen Porzellantassen: Sängerin Lys Assia.

Rosa Mina Schärer (1924–2018) — Lys Assia stammte aus einer anderen Epoche. Sie sagte: «Zu meiner Zeit war ein weiblicher Star noch eine echte Diva – für Fans und Journalisten unantastbar.» Sie spielte damit auf eine Episode an, als sie in New York zusammen mit Edith Piaf vor einem Produzenten hätte vorsingen sollen: «Wir weigerten uns.»

Wer das Vergnügen hatte, Assia zu Hause in Erlenbach zu besuchen, musste beim Klingeln im Parterre genau hinschauen. Auf dem Metallschildchen stand «Peder-sen». So hiess Assias zweiter Ehemann, der dänische Generalkonsul, der 1995 bei einem Autounfall ums Leben kam. Die Wohnung der Sängerin war ein Spiegelbild ihres aufregenden Lebens, ein Sammelsurium von Memorabilien und Auszeichnungen: Edelmöbel, Porzellanfiguren, goldgerahmte Momentaufnahmen einer beispiellosen Karriere. Piekfein aufgeräumt, kein Stäubchen. Nur die beiden Hunde verhielten sich nicht immer ganz bühnenreif.

Assia servierte den Kaffee in edlen Porzellantassen. Dazu gab's Mineralwasser aus Kristallgläsern und Süsgebäck. Der Blick auf den tiefblauen Zürichsee als Metapher einer Karriere, die in der Schweiz ihresgleichen suchte. Lys Assia war nach dem Zweiten Weltkrieg der erste weibliche Superstar des Landes. Sie wurde am 3. März 1924 in Ruppertswil geboren – als Rosa Mina Schärer. Ihr Vater betrieb in Zürich ein Installationsgeschäft. Wohlstand kannte die Familie nicht. Doch Rösli liess sich nicht einengen. Früh entdeckte sie ihr Flair fürs Tanzen. Ihr Ballettmeister förderte das Talent, erkannte

aber, dass es als Rösli Schärer mit einer Weltkarriere schwierig werden könnte. Deshalb schlug er ihr einen Künstlernamen vor: «Bei deinen prägnanten Backenknöcheln musst du einen Namen mit slawischem Klang wählen.» Lys Assia war geboren. Die Mutter wollte zu Beginn nicht, dass ihre Tochter Künstlerin wird. So arbeitete Rösli vorerst als Krankenschwester, Coiffeuse und als Liftgirl im Jelmoli. Ihr Vater Frederic unterstützte die künstlerischen Ambitionen aber immer. Für ihre erste Single («Immer und ewig») erhielt Lys Assia die Gage von 10 Franken.

Der Titel passte perfekt. Assia legte eine Karriere aufs Parkett, die mehrere Generationen überdauerte. Den nachhaltigsten Erfolg feierte sie mit dem Lied «Refrain»: Damit triumphierte sie 1956 am ersten Grand Prix Eurovision de la Chanson. Doch Assia nur auf dieses Ereignis zu reduzieren, wäre falsch. Mit «Oh mein Papa» sorgte sie in der Operette «Der Schwarze Hecht» schon 1950 für Furore. Sie füllte in Paris, London und New York die grossen Konzertsäle und kassierte pro Auftritt bis zu 30 000 Dollar. Sie sang für Queen Elizabeth und den ägyptischen König Faruk. Sie stand mit Marlene Dietrich, Zarah Leander und Gilbert Bécaud auf der Bühne. Die Stimme habe sie vor den Konzerten jeweils mit einem Schluck Cognac geölt, erzählte sie. Ihr Erfolgsrezept umschrieb sie so: «Seriös arbeiten, auf dem Boden bleiben, pünktlich sein und mit den Menschen respektvoll umgehen.» Lys Assia hat bis zuletzt strikt danach gelebt.

Thomas Renggli

Frauenschwarm von Nazareth

Von Peter Keller — Sohn Gottes und charismatischer Gigolo:
Auffallend viele Frauen folgten Jesus Christus als Jüngerinnen.
Ohne sie würde es kein Christentum geben.

Frauen. Vom Anfang bis zum Ende: von Maria, der Mutter, die ihn jungfräulich zur Welt brachte, bis zu jener Frau, die Jesus in den letzten Stunden am Kreuz begleitet hat und bis heute als «heilige Hure» die Fantasien beflügelt: Maria Magdalena.

Auch wenn seine zwölf engsten Jünger Männer waren – das Christentum ist ohne Frauen nicht denkbar. Im Matthäus-Evangelium vergleicht Jesus seine Botschaft mit einem Senfkorn, aus dem ein mächtiger Baum wächst. «Oder es ist wie beim Sauerteig: Eine Frau mengt ihn unter einen halben Zentner Mehl, und er macht den ganzen Teig sauer.» Es sind also ausdrücklich auch Frauen, die das Christentum in die Gesellschaft tragen, den Teig säuern.

Ihre Rolle, die ihnen Jesus zuweist, ist umso erstaunlicher, wenn man sich die Zeitumstände, die Stellung der Frau im rabbinischen Judentum vor Augen hält. Jesus verhält sich gegenüber ihnen nicht anders als gegenüber den Männern. Sie kommen in Gleichnissen vor (Matthäus 25,1–12; Lukas 15,8 f. und 18,3 ff.), er wendet sich ihnen auch öffentlich zu in einer Ungezwungenheit, die sich den üblichen Gepflogenheiten radikal entzieht. Als er auf dem Weg zurück nach Galiläa an einem Brunnen hält, bittet er eine Samaritanerin um Wasser. Diese entgegnet fast erschrocken: «Du bist Jude, und ich bin eine Samaritanerin. Wie kannst du mich da um etwas zu trinken bitten?» Die Samaritaner galten bei den Juden als Ketzer, und man vermied jegliche Berührung mit ihnen.

Zwischen der Frau und Jesus entspannt sich ein theologisches Gespräch über Gott, den wahren Glauben und die Offenbarung. Als seine Jünger, die inzwischen im benachbarten Dorf waren, zurückkehrten, waren sie «höchst erstaunt», wie es bei Johannes heisst, «ihn im Gespräch mit einer Frau anzutreffen», wagten es aber nicht, ihn deswegen zur Rede zu stellen. Die Samaritanerin aber liess ihren Wasserkrug stehen und ging zu ihren Leuten: «Kommt mit und seht euch den Mann an [...] vielleicht ist er der versprochene Retter.» Da ist einer, der die gesellschaftlichen Grenzen sprengt: gegenüber den anderen Stämmen und Völkern, gegenüber anderen Religionen, aber auch zwischen den Geschlechtern.

Jesus lässt sich finanzieren

Im Evangelium des Lukas (Lukas 21,1 f.) befindet sich Jesus im Tempel, dort warnt er vor

jenen Gesetzeslehrern, die beim Gottesdienst stets in den ersten Reihen sassen, aber in Wahrheit Betrüger seien. Dann beobachtet er, wie reiche Leute ihre Geldspenden in den Opferkasten legen. Auch eine arme Witwe kommt vorbei, die zwei kleine Kupfermünzen hervorklaubt und hineinsteckt. Jesus reagiert umgehend und hebt die Frau hervor gegenüber den vermögenden Spendern davor: «Ich versichere euch: Diese Witwe hat mehr gegeben als alle anderen. Die haben nur etwas von ihrem Überfluss abgegeben. Aber diese arme Witwe hat tatsächlich alles geopfert, was sie zum Leben hatte.»

Jesus verändert den Blick auf die Frauen fundamental. Er zeichnet die arme Witwe aus, macht Frauen generell sichtbar, hörbar, als individuelle Wesen erkennbar. Umgekehrt sind es auffallend viele Frauen, die Jesus wörtlich wahrnehmen als Propheten, als kommenden Erlöser, als Sohn Gottes. Gewiss, seine Wirkung ist nicht selten gespiesen von seinen Wundertaten, den Spontanheilungen, die zu-

Da ist einer, der gesellschaftliche Grenzen sprengt: auch zwischen den Geschlechtern.

vor Skeptische zu gläubigen Jüngerinnen und Jüngern werden lassen. Da ist aber auch seine Botschaft, die er allen, ungeachtet ihrer sozialen Stellung oder ihres Geschlechts, zukommen lässt, und er tritt für Frauen ein, wo immer ihnen ein Unrecht widerfährt (Markus 12,40 f. und 14,6–9), oder stellt sich schützend vor eine Ehebrecherin, die der Mob steinigen wollte: «Wer von euch noch nie gesündigt hat, der soll den ersten Stein auf sie werfen.»

Die Schar seiner Anhänger wächst, und der Evangelist Lukas kommt nicht umhin, zu erwähnen, wie ihm neben den zwölf Jüngern «einige Frauen» folgten, die er von bösen Geistern und von anderen Leiden befreit habe. «Es waren Maria aus Magdala [...], Johanna, die Frau von Chuzas, einem Beamten in der Verwaltung des Fürsten Herodes, dazu Susanna und viele andere Frauen.» Dann schiebt Lukas einen Satz nach, der uns aufhorchen lässt: «Sie alle sorgten mit ihrem Vermögen für den Unterhalt Jesu und seiner Jünger.» Während Jesus das Ende aller Tage verkündet, lässt er sich und seine Entourage von Frauen aushalten: der charismatische Gigolo und die Damen der feinen Gesellschaft. Johanna war die Gemah-



«Erster Feminist» und Frauenversther: Jesus mit

lin des Finanzministers von König Herodes und Maria Magdalena keineswegs ein armes gefallenes Mädchen. Die Tatsache, dass sie über ihr Vermögen frei verfügen konnte, lässt darauf schliessen, dass sie Witwe war, wahrscheinlich die Frau eines verstorbenen Grossgrundbesitzers.

«Er küsste sie oftmals auf ihren Mund»

Die Bibel hat eigentlich immer ein Händchen für gute Geschichten gehabt, vor allem, wenn es dabei um Mann und Frau ging – Adam und Eva, Abraham und Sarah oder die Enthauptung von Johannes dem Täufer auf Wunsch der betörenden Salome (beziehungsweise ihrer Mutter). Jesus selbst ist, zumindest in der Ikonografie, umringt von Frauen – seiner Mutter, Veronika mit dem Schweisstuch, der Maria Kleophae – die bekannteste und um-



Mutter Maria (l.) und Maria Magdalena.

strittenste unter ihnen ist Maria Magdalena, die in den Evangelien an besonders wichtigen Stellen Erwähnung findet: Sie ist Heilige und Jüngerin Jesu. Am Ostermorgen nach der Kreuzigung – bei der sie Jesus beigestanden hat – ist sie alleine an Jesus' Grab, trifft dort einen Engel, der ihr die Auferstehung verkündet, ist auch die Erste, die den Auferstandenen sieht.

Laut Johannes 8,7 ist sie ausserdem die Ehebrecherin, die Jesus vor der Steinigung rettete, ist der Männertraum von Heiliger und Hure in Personalunion, erlaubt – so wird sie in der Kunst gemalt oder verfilmt – alle möglichen Doppelstandards und damit auch, sowohl aus Sicht der Emanzipation als auch der öffentlichen Moral, eine gewisse Form existenzieller Freiheit für Mann und Frau. Damit soll es nun vorbei sein; der neue, passend österlich in den

Kinos angelaufene Film «Maria Magdalena» mit Joaquin Phoenix als Heiland und Rooney Mara als Maria Magdalena schafft jegliche Ambivalenzen wieder ab.

Hier ist Maria Magdalena kopftuchtragende (die auch bei den frühen Christinnen geläufige Kopfbedeckung ist hier Hidschab-mässig zusammengezurrt), keusche Streberin, die alles weiss, auf alles beflissen antwortet, die ihr Gesicht kaum verzieht. Sie ist ein seltsames Hybrid aus endgültig dem Manne Unterworfenener und forscher Frauenbeauftragter im Laken-gewand, das sich perfekt der gegenwärtigen #MeToo-Debatte anpasst – was übrigens von der Schauspielerin selbst in mehreren Interviews nonchalant bestätigt wurde – und null Humor, null Mienenspiel und keinen Hauch von dem immer unterschwelligem Sexappeal mitbringt, von dem die Magdalena-Figur von

neutestamentlichem Beginn an lebte. Man muss allerdings fairerweise sagen, dass die Evangelisten selber vor lauter Marien die jeweiligen Namensträgerinnen in zwei Schlüsselszenen, nämlich bei der Salbung Jesu und bei seiner Hinrichtung, heillos durcheinanderbrachten.

Es waren tatsächlich erst die Kirchenväter, wie der Autor Hans Conrad Zander in «Ecce Jesus» schreibt, die Maria von Magdala, eine reiche und selbständige Frau, zu einer «magna peccatrix», zur grossen Sünderin, verkommen liessen. Mitgeholfen haben dabei sicher auch später gefundene Textstücke wie das «Philipus-Evangelium», wo von Maria Magdalena als «Gefährtin» Christi die Rede ist: «Der [Herr liebte] sie mehr als [alle] Jünger, und er küsste sie [oftmals] auf ihren [Mund].» Die übrigen Jünger hätten ihn eifersüchtig gefragt, wes-



«Stunde der Männlichkeit, der Tapferkeit, der Treue und Bewährung»: Jesus im Schoss von Mutter Maria.

halb er sie mehr liebe «als uns alle». Doch von einer Sünderin, gar Geliebten Jesu kann bei einer sauberen Lektüre der Evangelien nicht die Rede sein.

Maria Magdalena salbt den Sohn Gottes

Aber die Präsenz und die Bedeutung der Frauen rund um Jesus lassen sich nicht wegdiskutieren. Da ist Petrus' Schwiegermutter, die von ihm geheilt wird und die ihm fortan begeistert dient; dann begegnet uns die Tochter des Jairus, die er wieder zum Leben erweckt; später die Frau in Samaria oder Maria, die ihm andächtig zu Füßen sitzt und seinen Worten lauscht. All diese Geschichten kokettieren zumindest mit dem Gedanken von Jesus als «erstem Feministen» und Frauenverstehers, und es stimmt ja auch: Jesus stigmatisierte Frauen nicht, sondern behandelte sie, wenn schon nicht dem Manne gleichwertig, so doch zumindest als Menschen.

Er verzieh Frauen die Untreue und überhaupt ihre «Mangelhaftigkeit», und dafür liebten sie ihn. Vielleicht sollte man also nicht fragen, was Jesus an den Frauen fand, sondern was umgekehrt diese an ihm fanden, und man hat sofort den Hauch einer Ahnung: Der Rest der Welt steinigte die Frauen für alles Mögliche, und dann kam einer und war endlich mal nett zu ihnen, sprach sogar das Ehegebot an die Männer aus, um Frauen zu einem sichereren Sozialstatus zu verhelfen. Unter Jesus sollten Scheidungen schwer bis unmöglich werden, Frauen konnten nicht mehr einfach so fallengelassen und dem Elend überlassen werden.

Jesus, der Verständige – und manchmal auch der Ungehobelte, wenn er etwa bei der Hochzeit zu Kana seine Mutter anfährt. Doch seine wohl wichtigste Haltung ist seine eigene

Zurücknahme, dass er den Frauen ihre Rolle belässt und sie gerade darin noch viel mehr zu den Machern von «Jesus Christus» werden als mancher männliche Gefolgsmann. Am genauesten geben die Tage vor seinem Tod über sein Verhältnis zu Frauen Aufschluss, vor allem das Essen vor dem letzten Abendmahl, ein rauher, schweigsamer Anlass. Man ist im Hause eines unbekanntes Mannes in Bethanien eingekehrt. Es gibt eine lose Sitzordnung, am Tisch sind einfache Leute, Flussfischer, Zöllner, Schiffer. Man bricht Brot, trinkt Wein.

Johannes wird konkreter bei seiner Erzählung. Dort ist Jesus zu Gast bei Simon, einem Aussätzigen. Auch Lazarus ist mit dabei, den Jesus eben erst von den Toten erweckt hat. Am Rande der Tafel wirken dessen Schwestern,

Er verzieh Frauen die Untreue und ihre «Mangelhaftigkeit», und dafür liebten sie ihn.

Martha bringt Wein, Maria sitzt dabei, hilft vielleicht auch etwas. Die Frauen sind nur scheinbar in die Rolle der tätigen, sprachlos Zuarbeitenden verbannt. Maria holt ein Alabastergefäß mit Nardenöl, das derart teuer gewesen ist, dass die nähere Umgebung eine unerhörte Verschwendung witterte. Sie giesst Jesus das Öl dennoch über den Kopf und die Beine hinunter, trocknet seine Haut mit ihrem Haar, das ganze Haus duftet.

Das Nardenöl muss nach Thymian gerochen haben, nach Zimt, Oregano, Harz und noch vielem mehr, ein subtiles Gemisch. Was für eine Frau tut das? Giesst aus einem schönen Gefäß einen Duft auf ihre Schultern, dann auf die Innenflächen ihrer Hände, auf

die Füße, noch etwas ins Haar hinein, damit das ganze Haus danach riecht und andere schimpfen, alles sei nun schwadig und zu viel des Guten? Das Nardenöl habe mindestens 300 Denare gekostet, schimpft auch Judas Iskariot an dem Abend (der sich später für dreissig Silberlinge kaufen liess), aber es hat das Wunder bewirkt, das kein Luxusparfum der Welt zustandebrachte: Maria von Bethanien machte Jesus zu dem, was er ist: zu Christus, dem Gesalbten. Ein ungeheuerlicher Vorgang. Von allen Ritualen der Juden war keines so bedeutungsschwer wie die Salbung. Propheten und Patriarchen, Könige wie David seien die «Gesalbten des Herrn» gewesen, schreibt Zander. Und nicht die Jünger, nein, die Jüngerinnen machen den historischen Jesus zum göttlichen Christus.

Memmen und Schwächlinge

Zwischen «Jesus und seinen Frauen» geht es nicht um den Boulevardskandal, um heimliche Heirat oder billigen Flirt, wie sensationslüsterne Interpreten es gerne glauben machen. Jesus ist das Wort Gottes. Frauen gaben diesem Wort einst die «Sinne» wieder, die vergessene, sehr schlichte Welt, die hinter den Institutionen und steinernen Mienen bis heute fast ganz verschwindet: Das Wort ist in einer Jungfrau Fleisch geworden, eine zweite Frau gab ihm einen Geruch, das fühlbare Dasein des Heiligen. Im Verlaufe des vorletzten gemeinsamen Mahls trägt eine dritte – Martha – Brot und Wein auf, darin wird er sich wandeln zu Leib und Blut Christi.

Doch noch stehen seine schwersten Stunden an. Judas wird ihn an die römischen Schergen verraten, Petrus ihn drei Mal verleugnen. Seine Jünger erweisen sich als Memmen und Schwächlinge. Während der Passion, als Jesus das Kreuz zum Todesacker schleppen muss und mehrmals zusammenbricht, ist keiner der Apostel mehr auszumachen. In der Überlieferung begegnet er weinenden Frauen, seiner Mutter; die heilige Veronika reicht ihm ein Schweisstuch. Hans Conrad Zander: «In der Stunde der Männlichkeit, der Tapferkeit, der Treue und Bewährung steht bei Jesus unterm Kreuz die Frauenschar um Maria allein.»

Der Tote wird vom Kreuz genommen und in den Schoss seiner Mutter Maria gelegt. Mit dabei ist Maria Kleophae und wieder Maria von Magdala. Sie ist es, die am Sonntagmorgen das offene und leere Grab entdeckt und weint, bis Jesus ihr erscheint und sich zu erkennen gibt – ihr, einer Frau, und keinem der Jünger. «Halte mich nicht zurück! Ich bin noch nicht zu meinem Vater zurückgekehrt. Aber geh zu meinen Brüdern und sag ihnen von mir: Ich gehe zu dem, der mein und euer Vater ist, mein Gott und euer Gott.» Nicht nur zu Beginn seines Lebens, auch am Schluss, wo der Tod in die Auferstehung mündet, steht zentral eine Frau. Ohne sie würde es kein Christentum geben. O



BMW Motorrad

ALLTAG AUS, ABENTEUER AN: DER ROADTEST.

**Unsere neuesten Motorräder stehen zur Probefahrt bereit.
Auf den spannendsten Strecken der Schweiz.**

Die Auswahl ist gross und der Fahrspass riesig. Ob Roadster, Adventure, Tourer oder Sport: An den Roadtests kannst du alle unsere Modelle dort unverbindlich Probe fahren, wo es besonders Spass macht – auf den spannendsten Strecken der Schweiz. Schön, wenn wir dich auf unserer Teststrecke begrüßen dürfen und du die Faszination von BMW Motorrad gleich selbst live erlebst.

Alle Informationen: bmw-roadtest.ch



Wir sind Jesus

Von Pierre Heumann — Vor allem zur Osterzeit beseelt manchen Touristen in Jerusalem das Gefühl, er sei die Reinkarnation einer biblischen Figur. Was steckt dahinter?

Kaum war der britische Patient zurück in seiner Heimat, huldigte er Jerusalem in einem Dankesbrief. Der Absender bezeichnete sich als «Lord Jesus Christus im Neuen Jerusalem». Im Schreiben kündigte der Mann, der sich für König David hielt, seine Rückkehr auf den Ölberg an: «So bald als möglich.» Jerusalem werde dann das «spirituelle Zentrum der Welt» werden. «Der dritte Tempel wird gebaut werden!!!», fuhr er fort, «und ich werde auf dem Thron meines Vorfahren König David sitzen.» Schliesslich forderte der Patient, weil er sich für gesund hielt, die Ärzte auf: «Bitte, streichen Sie mir alle Medikamente.»

Das Schreiben landete bei Eliezer Witztum, einem israelischen Psychiater, der sich seit dreissig Jahren mit einem Phänomen beschäftigt, das als «Jerusalem-Syndrom» bekannt ist: Touristen halten sich plötzlich für die Wiedergeburt einer biblischen Gestalt: König David oder Jesus, Johannes den Täufer oder die heilige Maria, Gott oder der Teufel.

Witztum empfängt einen in seinem Studierzimmer im Untergeschoss seines Hauses, in dem sich 18 000 Bücher türmen. Er ist im Laufe seiner Karriere vielen Touristen begegnet, die in Jerusalem plötzlich von dem Syndrom befallen wurden. Beim Besuch der Heiligen Stadt würden sich mitunter Fantasie und Realität vermischen, meint er. Mehrere hundert Reisende, christliche und jüdische, habe er behandelt. Meistens werde er alarmiert, wenn sie durch theatralisches Gebaren und exzentrisches Verhalten auffallen.

Christus aus Genf

Besonders gut erinnert sich Witztum an einen Touristen aus Genf, der in Jerusalem ein starkes spirituelles Erlebnis hatte: Der Calvinist hielt sich für Jesus. Witztum gab ihm Beruhigungspillen, und der Mann fand in die Realität zurück. Zum Abschied meinte der Genfer, er würde gerne wiederkommen, wisse aber nicht, ob er stark genug sei, «um die Kraft Jerusalems ohne Rückfall zu überstehen».

Auch wenn die meisten der rund drei Millionen Besucher des Heiligen Landes die kosmisch-mystische Ausstrahlung der Stadt ohne Schaden überstehen: «Pro Jahr werden fünfzig bis hundert Fälle registriert», sagt Witztum. Ein paar Dutzend müssen hospi-

talisiert werden. Die messianischen Prophezeiungen der jüdisch-christlichen Tradition, in deren Zentrum Jerusalem steht, können bei Touristen Visionen auslösen. So verlangte zum Beispiel ein deutscher Küchenchef von den Angestellten einer Jerusalemer Hotelküche, dass sie sich entfernen sollten, damit er allein schalten und walten könne. Er müsse nämlich das letzte Abendmahl vorbereiten, weil das Ende der Tage komme. Es kam zu einem Handge-

Die Manager der Gasthäuser erweisen sich als ergiebige Quelle für Syndrom-Geschichten.

menge, weil das Personal dem Wunsch nicht folgen wollte. Erst die Polizei sorgte für Ordnung.

Laut einem Bonmot nennen Psychiater Gespräche mit Gott Gebete. Sollte aber einer behaupten, Gott spreche zu ihm, gilt er als verrückt. Doch in Jerusalem scheint Gott vor allem um die Osterzeit, zu Weihnachten sowie um das jüdische Pessachfest besonders Gesprächig zu sein.

Die Jerusalemer Altstadt ist ein Sammelsurium von heiligen Plätzen, deren spirituelle Ausstrahlung für gläubige Menschen überwältigend sein kann. Auf nur einem Quadratkilometer Fläche befinden sich die Al-Aksa-Moschee, die Klagemauer, die Grabeskirche und die Orte, an denen Jesus gelitten hat. In dieser Konzentration von Legenden und Traditionen können Zeit und Geografie durchein-

andergeraten – und manchen Menschen aus dem Gleichgewicht bringen.

Jungfrau Maria sucht Baby in Bethlehem

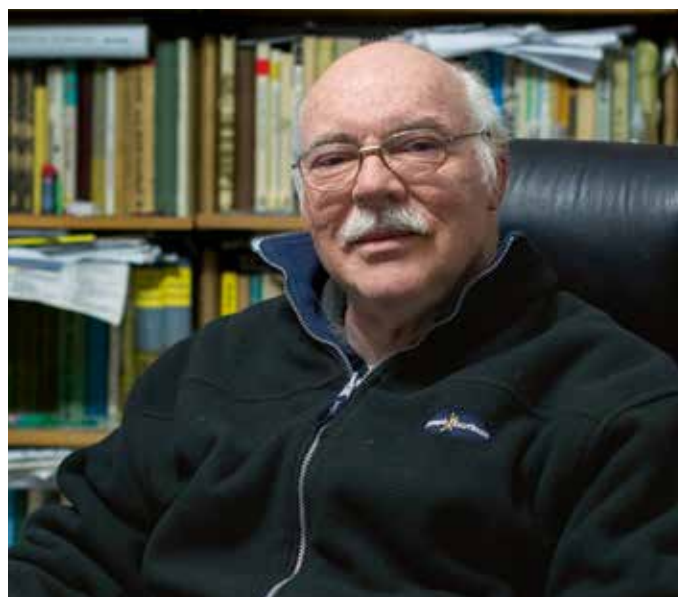
Wir wandern durch die engen Gassen der Altstadt auf der Suche nach einer Bibel-Reinkarnation. In der Via Dolorosa begegnen wir Prozessionen von Pilgern aus aller Welt, die, lateinische Psalmen singend, von der ersten Station des Kreuzwegs in Richtung Grabeskirche schreiten. Einige tragen ein grosses Kreuz aus Holz, das sie an der ersten Station gemietet haben. Aber der Reinkarnation einer biblischen Figur begegnen wir nicht.

Wir wenden uns an Hoteliers in der Jerusalemer Altstadt, wo viele Pilger absteigen. Die Manager der Gasthäuser erweisen sich als ergiebige Quelle für Syndrom-Geschichten. Im «Österreichischen Hospiz zur Heiligen Familie» an der Via Dolorosa erinnert sich zum Beispiel ein junger Österreicher am Empfang an eine Niederländerin, die aufgrund einer Eingebung zu glauben wusste: «Ich bin der Messias.» Sie sei nach Israel gekommen, um den Staat zu retten. Von Jerusalem aus telefonierte sie mit mehreren Ämtern, denen sie ihre Hilfe anbot – aber niemand hörte zu. Als ihr niemand abnahm, dass sie Jesu Wiedergeburt sein, kehrte sie unverrichteter Dinge nach Amsterdam zurück.

Im «Armenian Guest House» berichtet Alex Jololian von einem Besucher, der sich ebenfalls als Jesus fühlte. Zunächst habe er weisse Leintücher verlangt; dann sah ihn Jololian ganz in Weiss und in Sandalen die Via Dolorosa entlanggehen. Lebhaft hat Jololian auch eine Amerikanerin in Erinnerung, die sich für die Jungfrau Maria hielt. Sie ging nach Bethlehem, um nach ihrem Baby Jesus zu suchen.

Verbürgt ist auch die Geschichte von einem Besucher aus den USA, der in der Altstadt einem Antiquitätenhändler vorschlug, seinen Anzug gegen ein grosses Schwert zu tauschen, das im Geschäft ausgestellt war. Als der Ladenbesitzer zustimmte, zog sich der Tourist aus, ergriff das Schwert, ging auf die Strasse und schrie: «Macht Platz für König David, den Messias.» Die Polizei nahm ihn fest. Er kam in psychiatrische Behandlung.

Das Jerusalem-Syndrom ist keine Krankheit, sondern ein Phänomen,



Zurück zur Wirklichkeit: Psychiater Witztum.



Pillen für Gottessohn: «Jesus» auf der Via Dolorosa in Jerusalem.

sagt Psychiater Witztum. Es könne bei Menschen mit psychischen Problemen auftreten, zum Beispiel bei Schizophrenie oder bei manischer Depression. Anfällig seien dann vor allem einsame oder labile Personen, die eine Enttäuschung hinter sich hätten.

Schlüssel Davids

Für Jerusalem-Touristen mit einer mentalen Krankheitsgeschichte hat Witztum deshalb einen guten Rat: «Kommt bitte in Begleitung

– und vergesst eure Pillen nicht.» Er sehe nämlich immer wieder, dass Touristen, die mit Psychopharmaka behandelt werden, in Jerusalem auf die Medikamente verzichteten – schliesslich seien sie jetzt ja im Heiligen Land.

In vielen Fällen ist das Jerusalem-Syndrom harmlos. Aber mitunter kann es gefährlich sein. So wird seit November der britische Tourist Oliver McAfee vermisst. Der 29-Jährige wollte mit dem Fahrrad durch die Wüste Negev fahren. Im Januar fanden Wanderer un-

weit der Wüstenstadt Mitzpe Ramon sein Velo, ferner Brieftasche, Schlüssel und Computer des gläubigen Christen. Ein Suchtrupp stiess zudem auf ein paar von McAfee beschriebene Blätter mit Bibelsprüchen. McAfees Familie glaubt zwar nicht, dass Oliver Opfer des Jerusalem-Syndroms geworden sei. Aber laut Witztum bestätigen die gefundenen Zettel die Wahnvorstellung: Die Schrift sei zunehmend «chaotisch organisiert».

Weltweit für Aufsehen sorgte 1969 ein australischer Tourist namens Denis Michael Rohan. Er sah sich als Spross der Königsfamilie David von Gott berufen, den Dritten Tempel zu bauen. Ein himmlisches Zeichen, sagte er später vor Gericht, habe ihn aufgefordert, die Al-Aqsa-Moschee, die drittheiligste Stätte im Islam, anzuzünden. So wollte Rohan, der zuvor der kalifornischen Sekte Church of God beigetreten war, die Rückkehr von Jesus Christus ermöglichen. Dort, wo vor 2000 Jahren der Zweite Tempel der Juden stand, sollte Platz für den neuen Tempel geschaffen werden.

Der tiefgläubige Australier wohnte im «New Imperial Hotel» in der Altstadt, einem der ältesten Hotels von Jerusalem. Als er den etwas rostigen Schlüssel für sein Zimmer erhielt, verstand er das als göttliches Zeichen. Er war überzeugt, dass das der Schlüssel Davids sei. Seine Tat führte weltweit zu Demonstrationen gegen Israel mit vielen hundert Toten. Rohan kam in eine psychiatrische Anstalt und wurde später an Australien ausgeliefert, wo er 1995 starb.

«Viele Verrückte»

Auf der Suche nach Propheten gehen wir zur Klagemauer, an der orthodoxe Juden beten. Wir fragen einen Rabbi, wie oft sich jemand hier als Messias oute. Statt eine klare Antwort zu geben, meint er achselzuckend: «Es gibt eben viele meschugge (verrückte) Menschen auf dieser Welt. Jerusalem scheint sie anzuziehen wie ein Magnet.» So habe viele Jahre lang ein Mann, der sich für König David hielt, auf dem Platz vor der Klagemauer auf seiner Harfe gespielt und dazu Psalmen gesungen. Ein anderer Jude hätte im Wahn, der alttestamentarliche Held Samson zu sein, versucht, einen Quader aus der Mauer zu brechen. Erfolgrlos.

Als letzte Station auf der Suche nach einem Propheten gehen wir schliesslich zum Zionsberg, wo sich nach jüdischer und christlicher Tradition das Grab König Davids befinden soll. Dort treffen wir Jonathan, der auf der Gitarre barocke Musik spielt und seine Musikkassetten an Touristen verkauft. Der 40-Jährige ist unauffällig gekleidet, wirkt säkular und aufgeschlossen. Doch in Jerusalem, der Heiligen Stadt, können sich Wahn und Wirklichkeit vermischen. Auf die Frage, ob er hier auf dem Berg Zion schon Propheten begegnet sei, meint Jonathan ernst: «Ich trage ein Stück von König David in mir. Wie alle Menschen.»



Klare Hierarchie: Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe.

Essay der Woche

Von Deutschland Demokratie lernen

Von Valentin Landmann — Was in der Schweiz mit der Selbstbestimmungsinitiative festgeschrieben werden soll, ist in Deutschland gemäss einem Grundsatzentscheid des Bundesverfassungsgerichts selbstverständlich: Die eigene Verfassung geht im Fall eines Konfliktes dem Völkerrecht vor.

Das Volk gilt in der Schweiz als der Souverän. Es hat das letzte Wort. Jeder neue Verfassungsartikel bedarf der Zustimmung des Volkes und der Stände. Eine Grenze bildet gemäss dieser Verfassung lediglich das zwingende Völkerrecht. Und dieses wird durch die Selbstbestimmungsinitiative auch nicht tangiert oder in Frage gestellt.

Was geschieht nun aber, wenn es zwischen unseren demokratisch legitimierten Gesetzen oder gar der Verfassung und einer völkerrechtlichen Bestimmung, die nicht zwingend ist, zu einem Widerspruch kommt? Nur darum geht es. Und dieses Thema ist aktueller denn je.

Einerseits schliessen wir immer mehr völkerrechtliche Staatsverträge ab, deren Inhalt sich laufend ohne unser Zutun ändert. Wir treten Organisationen bei, die immer wieder neue Bestimmungen erlassen. Beim Abschluss des Vertrages wissen wir aber nur, dass er sich weiterentwickeln kann, nicht aber, was in einiger Zeit der Inhalt sein wird.

So erlässt zum Beispiel die OECD laufend neue Bestimmungen. Brandaktuell wird das Thema aber, wenn wir einen Rahmenvertrag

mit der EU abschliessen, gemäss welchem alle neuen Bestimmungen der EU auf verschiedensten Gebieten «automatisch» ins schweizerische Recht übernommen werden müssen.

Andererseits besteht die Möglichkeit, dass wir mit einer Teilrevision der Verfassung gegen nicht zwingendes bestehendes Völkervertragsrecht verstossen. So hätten die angenommene Ausschaffungsinitiative oder die angenommene Initiative zur Beschränkung der Zuwanderung bei wörtlicher Umsetzung im Gesetz die Freizügigkeitsvereinbarung mit der EU ein wenig eingeschränkt. Was passiert nun bei einem solchen Widerspruch?

Abkehr von den Werten

Weder das allgemeine Völkerrecht noch das Völkervertragsrecht regeln diese Frage. Natürlich beansprucht jeder Staatsvertrag, dass man sich an ihn hält. Die schweizerische Bundesverfassung sieht – absichtlich unscharf formuliert – vor, dass Bund und Kantone das Völkerrecht «beachten» (Art. 5 Abs. 4). Die Hierarchie der Rechtsordnungen festzulegen, ist für jedes Land Sache der eigenen Verfassung und nicht

Sache des Völkerrechts. Dazu haben sich in der schweizerischen Gerichtspraxis im Laufe der Jahrzehnte verschiedene Grundsätze entwickelt. Grundsätzlich neigt das Bundesgericht zu einer völkerrechtsfreundlichen Auslegung des Landesrechts, um Widersprüche zu vermeiden. Doch es gibt keinen Automatismus. Über Jahrzehnte galt für die bundesgerichtliche Rechtsprechung die sogenannte Schubert-Praxis. Sie besagte, dass das Völkerrecht grundsätzlich auf der Stufe des Bundesgesetzes steht: Man wägt beides gegeneinander ab und sucht eine verträgliche Lösung. Nur ist das nicht immer möglich.

Das Schubert-Prinzip hielt fest, dass bei einem Widerspruch die später erlassene Regelung gültig ist (*Lex posterior*). Der Gesetzgeber kann nach dieser Auffassung mit einer neuen Bestimmung einen Widerspruch zu völkerrechtlichen Verträgen schaffen und diese damit verdrängen. Eingeschränkt wurde diese Praxis bei Fragen der Menschenrechte. Hier gab das Bundesgericht dem Völkerrecht den Vorrang gegenüber dem einfachen Gesetz. Im Oktober 2012 änderten drei von fünf Bun-

desrichtern der II. zivilrechtlichen Abteilung in einem knappen Mehrheitsentscheid sozusagen im Alleingang die Verfassung. In einem Entscheid (BGE 139 I 16 f.) befanden sie, dass Völkervertragsrecht unserer Verfassung vorgehe. Das sollte speziell für institutionell verankerte Vertragswerke gelten, wie etwa das Freizügigkeitsabkommen mit der EU.

Dieser Vorgabe folgend, hob das Obergericht Zürich etwa mit Entscheid vom 22. August 2017 die vom Gesetz her zwingende Landesverweisung für einen deutschen Schläger auf, da diese dem Freizügigkeitsabkommen widersprach. Vorgezeichnet ist damit, dass sämtliche EU-Bestimmungen, die aus einem vom Bundesrat beabsichtigten Rahmenvertrag mit der EU fliessen würden, nicht nur gegenüber dem schweizerischen Gesetz, sondern sogar gegenüber der schweizerischen Verfassung volle Priorität hätten.

Das ist eine Abkehr von allen bisherigen Werten und auch internationalen Grundsätzen, nach denen das eigene Landesrecht und die eigene Verfassung jedes Staates die Hierarchie der Bestimmungen festlegt. Der ehemalige Bundesgerichtspräsident und Rechtsprofessor Martin Schubarth (nicht zu verwechseln mit Ernst Schubert, auf den die Schubert-Praxis zurückgeht) hat diese Praxisänderung öffentlich schon als «Staatsstreich» bezeichnet. Denn das Bundesgericht hebt damit die Demokratie aus. Das letzte Wort hat nicht mehr der Gesetzgeber oder der Souverän, sondern die Justiz.

Zurück ins Mittelalter?

Die SVP lancierte darauf die Selbstbestimmungsinitiative, gemäss der ausdrücklich in der Verfassung stehen soll, dass diese die hierarchisch höchste Rechtsordnung darstellt und nur zwingendes Völkerrecht über der Verfassung steht. Die Initiative will im Kern nichts anderes, als zur langjährigen Praxis zurückkehren und diese auch klar definieren.

Der Aufschrei war riesig. Man werde ins Mittelalter zurückfallen, ist etwa zu hören, man werde in der internationalen Gemeinschaft geächtet werden. Niemand mehr werde mit der Schweiz Verträge abschliessen wollen,

Der Grundsatzentscheid ist mustergültig und aus der Praxis heraus begründet.

wenn sich die Schweiz in dieser Art von der Vertragstreue bei internationalen Verträgen entferne. Die Menschenrechte seien in Gefahr.

Da lohnt sich doch ein Blick über die Grenzen, zum Beispiel nach Deutschland. Und siehe da: Der Verfassungsgerichtshof der Bundesrepublik hat mit Beschluss des Zweiten Senats vom 15. Dezember 2015 (2 BvL 1/12) einen Grundsatzentscheid genau zu diesem

Thema gefällt. Dort wurden folgende Leitsätze festgehalten:

— Völkerrechtlichen Verträgen, soweit sie nicht in den Anwendungsbereich einer anderen, speziellen Öffnungsklausel fallen, kommt innerstaatlich der Rang eines einfachen (Bundes-)Gesetzes zu.

— Die Bundesverfassung schränkt die Geltung des Lex-posterior-Grundsatzes nicht ein. Spätere Gesetzgeber müssen – entsprechend dem durch die Wahl zum Ausdruck gebrachten Willen des Volkes – innerhalb der vom Grundgesetz vorgegebenen Grenzen Rechtssetzungsakte früherer Gesetzgeber revidieren können.

— Die Verfassungswidrigkeit völkerrechtswidriger Gesetze lässt sich nicht unter Rückgriff auf den ungeschriebenen Grundsatz der Völkerrechtsfreundlichkeit des Grundgesetzes begründen. Dieser Grundsatz beinhaltet keine verfassungsrechtliche Pflicht zur unein-



geschränkten Befolgung aller völkerrechtlichen Normen.

— Aus dem Rechtsstaatsprinzip kann ein (begrenzter) Vorrang des Völkervertragsrechts vor dem (einfachen) Gesetz oder eine Einschränkung des Lex-posterior-Grundsatzes nicht abgeleitet werden.

Dieser Grundsatzentscheid des deutschen Bundesverfassungsgerichts ist mustergültig wissenschaftlich und aus der Praxis heraus begründet. Im Klartext heisst der Entscheid: Völkerrechtliche Verträge, die kein für die Bundesrepublik zwingendes Völkerrecht enthalten, bedürfen der Zustimmung der für die Gesetzgebung zuständigen Organe und stehen auf der Stufe des einfachen Gesetzes. Sie stehen damit klar unterhalb der Verfassung; neue Gesetze, die dem bestehenden Völker-

recht widersprechen, sind nicht verfassungswidrig. Zusammengefasst deckt sich dieser Entscheid des deutschen Bundesverfassungsgerichts im Wesentlichen mit dem Inhalt der Selbstbestimmungsinitiative.

Selbstverständlich stehen auch die Menschenrechte nicht zur Disposition. Sie sind, in Deutschland wie in der Schweiz, auch durch die jeweilige Verfassung garantiert. Zu Widersprüchen mit dem internationalen Recht kann es allenfalls bei der Auslegung der Menschenrechte kommen. Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat eine klare Hierarchie festgelegt. Die allgemeinen Regeln des Völkerrechts haben sinngemäss einen Zwischenrang. Sie stehen oberhalb der einfachen Gesetze, aber unterhalb der Verfassung.

Das höchste Gut

Eine wichtige Rolle im deutschen Urteil spielt das Demokratieprinzip. Demokratie sei Herrschaft auf Zeit. Dies impliziere, dass der spätere Gesetzgeber – entsprechend dem durch die Wahl zum Ausdruck gebrachten Willen des Volkes – frühere Gesetze revidieren können muss. Man könne aus der Genehmigung eines völkerrechtlichen Vertrages keinerlei Änderungssperre für die Zukunft ableiten.

Das Bundesverfassungsgericht führt weiter aus, dass das Völkerrecht die innerstaatliche Wirksamkeit völkerrechtswidriger Rechtsakte nicht ausschliesse. Es existieren keine allgemeinen Regeln des Völkerrechts zur innerstaatlichen Erfüllung von Vertragspflichten. Das Völkerrecht überlasse den Staaten die innerstaatlichen Rechtsfolgen bei einer Kollision zwischen einem völkerrechtlichen Vertrag und einem Gesetz.

Die deutschen Bundesverfassungsrichter haben uns hier mit einem meisterhaft begründeten Grundsatzentscheid ein Lehrstück in Demokratie und Beachtung der demokratischen Prinzipien vorlegt. Die Bundesrepublik Deutschland ist ein genauso begehrtter Vertragspartner, wie es die Schweiz schon vor 2012 war, also vor dem «Staatsstreich». Die meisten europäischen Staaten stehen auf dem gleichen Standpunkt, gar nicht zu reden von den USA, für die die Verfassung ohnehin das höchste Gut darstellt.

Es ist zu hoffen, dass aus diesem Lehrstück unser Bundesgericht, aber auch unser Bundesrat, der sich gegen die Initiative wehrt, ihre Lehren ziehen können. Für uns Stimmbürger bedeutet es, dass die Argumentation der Isolation der Schweiz durch die Selbstbestimmungsinitiative schlicht und einfach Quatsch ist.

Dr. iur. Valentin Landmann, früherer Rechtsdozent (Universität St. Gallen) und Staatsanwalt, betreibt heute eine eigene Anwaltspraxis in Zürich.

«Leider nicht ganz legal»

Von Franziska K. Müller – Spermaspuren-Tests an Damenunterwäsche, heimliche Installation von Bewegungsmeldern auf Handys: Treuetesterin Therese Kersten weiss, wie man untreue Frauen und Männer auf frischer Tat ertappt.

Eigentlich wollte sie Polizistin werden. Doch dann entdeckte Therese Kersten noch in der Ausbildung ein Jagdgebiet, das ihr mehr zusagte: Sie verkaufte ihren Körper auf Internetauktionen, traf sich mit wildfremden Männern, die sie zum Höchstpreis ersteigerten, zum Sex – und – verliebte sich unsterblich in einen Kunden. Die Liebe entpuppte sich als raffinierter Fremdgänger, und Therese Kersten entwickelte sich zur Undercoveragentin der Liebe. Heute betreibt die 27-Jährige die grösste Treuetester-Agentur Deutschlands und hat dabei eine Mission: Sie will der misstrauischen Kundenschaft Gewissheit geben.

Frau Kersten, nachdem Sie Ihren Expartner der Untreue verdächtigt hatten, lernten Sie die Qualen der Eifersucht, aber auch die Grenzen privater Schnüffelaktionen kennen. Von welchen Tücken können Sie berichten?

Als Privatperson scheitert man unter Umständen bereits, wenn das Handy des Partners über einen Entsperrcode verfügt oder die Daten im Computer raffiniert getarnt sind. Vor allem aber provoziert die emotionale Befangenheit, dass man den Partner oder die Partnerin mit Vorwürfen konfrontiert, bevor man genügend stichhaltige Fakten zusammengetragen hat, um alles zu beweisen. Das ist natürlich ärgerlich.

Andere Aktionen waren in Ihrem Fall allerdings von Erfolg gekrönt?

Aber sicher. Die Navigationsüberprüfung war für eine Anfängerin schon eine kleine technische Meisterleistung. Natürlich habe ich auch seinen Mail-Account geknackt. Ich durchforstete über tausend E-Mails nach

«Unsere Auftraggeber stehen den Betrügern in Sachen Durchtriebenheit in nichts nach.»

verräterischen Spuren, sprich: ich verglich die Einträge mit eigenen Kalendereinträgen und den Nachrichten, die wir per SMS miteinander ausgetauscht hatten. Ich stiess unter anderem auf das Aidstest-Ergebnis einer mir unbekanntes Frau, auf Tickets für die Fähre nach Venedig, vor allem auf die Buchung eines Urlaubs im Süden, der auf das Geburtsstagsdatum seiner Ex-Geliebten fiel. Daraufhin kontaktierte ich einen Kol-



«Ältere Männer sind anfälliger»: Therese Kersten.

legen, der bei einer Telefongesellschaft arbeitete, und erhielt Verbindungsnachweise, wie oft mein Ex und seine Ex miteinander in Kontakt standen.

Wann wird aus dem Misstrauen und der Eifersucht eigentlich eine Obsession?

Die Übergänge sind oft fließend. Private Undercover-Einsätze benötigen sehr viel Zeit, gehen aber vor allem an die Nerven. Das kann dazu führen, dass man den Boden unter den Füßen verliert, an nichts anderes mehr denken kann – und das eigentliche Ziel aus den Augen verliert.

Welche technologischen Möglichkeiten erleichtern oder verfeinern Ihre heutige Arbeit als professionelle Treuetesterin?

Zum Beispiel bieten wir einen Spermaporentest an, mit dem bei Verdacht auf Untreue die weibliche Unterwäsche untersucht werden kann. DNA-Analysen im Zusammenhang mit einem Vaterschaftstest sind ebenfalls im Angebot. Man kann heute auch ganz legal perfekte Bewegungsprogramme auf den Handys fremder Menschen installieren. Anderes verbietet uns leider der Gesetzgeber. So müssen wir auf das Anbringen von Peilsendern oder GPS verzichten, und auch der Einsatz heimlich angebrachter Überwachungskameras ist bedauerlicherweise nicht ganz legal.

Wie gehen Sie normalerweise vor, um den Sündern auf die Schliche zu kommen?

Wir benutzen SMS/WhatsApp-, Telefon-, Mail- und Chat-Tests und durchforsten auch unzählige Fremdgängerportale. Da Spuren verschleiert werden, kann es ein wenig dauern, bis man fündig wird. Falls gewünscht und wann immer möglich, arrangieren wir ein persönliches Treffen. Dabei wird dann eruiert, was wir zuvor mit den Kunden und Kundinnen als Ziel vereinbart haben. Das ist oft auch ein Prozess, der eine gewisse Eigendynamik annehmen kann, und so ergeben sich auch mittel- und langfristige Observationen.

Sind die Überprüften immer die Bösen, oder verhält es sich manchmal auch umgekehrt?

In der Tat stehen unsere Auftraggeber den Betrügern in Sachen Durchtriebenheit und Schamlosigkeit oft in nichts nach.

Einerseits geht es in Ihrem Job um das Bestätigen eines Verdachtes und das Aufdecken von Tatsachen, andererseits um das gezielte Verführen zur Untreue. Kennen Sie dabei eine moralische Grenze?

Der Treuetest sollte auch für die angepeilte Person nicht unfair sein. Mir ist es wichtig, dass niemand zum Fremdfirten überredet oder gedrängt wird. Das ist sowieso meist unnötig: Die Männer machen auch so mit.

Sie würden also nicht mehr im hautengen Kleid und in High Heels als Lockvogel auf die Piste gehen?

Nein, diese Zeiten sind vorbei. Ich hätte keinen Spass mehr daran, Männer anzufirten oder gar von mir zu überzeugen, es sei denn, ich würde meinen eigenen Mann testen. Weil ich in der Rolle der Venusfalle in der Vergangenheit einige unangenehme Erfahrungen gesammelt habe, ist bei meinen Testerinnen spätestens nach dem ersten Kuss Schluss. Das heisst nicht, dass sie nicht prüfen, wie weit der andere gehen würde.

Ist es nicht etwas ungerecht, von Untreue zu sprechen, wenn ein Mann einer schönen Frau, die ihn mit Nachdruck und gezielt verführt, nicht widerstehen kann?

Tatsächlich würde ich es eher verzeihbar finden, wenn er von einem verlockenden Angebot profitiert, das im übrigen Leben unerreichbar ist. Auf einen durchschnittlichen Mann mittleren Alters würden wir aber kein blutjunges Topmodel ansetzen. Die Testerin muss zur Optik und zum Lifestyle

«Die Partnerinnen liegen mit ihren unguuten Gefühlen meist richtig.»

der Testperson passen. Alles andere wäre zu wenig realistisch – was vor allem auch dazu führen könnte, dass der Mann Lunte riecht.

Welche Aufträge gehen Ihnen zu weit?

Tests, bei denen als Beweis Sex gefordert wird, lehne ich ab. Ebenso wie Anfragen, bei denen die Testerinnen zum Beispiel in einer Sauna nackte Männer um den Finger wickeln sollen.

Im Frühjahr erleben Sie jeweils einen 600-prozentigen Anstieg der Aufträge, sprich: im Wonnemonat Mai neigen besonders viele Männer und Frauen zur Untreue. Ist das höhere Macht, oder gibt es noch andere Gründe, die das Fremdgehen relativieren?

Alkohol wird oft als Entschuldigung angeführt. Damit und mit anderen Ausreden kommen aber die wenigsten davon, da sich die Gegenseite meist auf den Standpunkt stellt, dass der Mensch über einen freien Willen verfügt und in der Lage sein sollte, gewisse Gefahren zu erkennen und abzuwenden.

Wo fängt die Untreue eigentlich an?

Meine Erfahrungen mit Hunderten von Männern und Frauen zeigen, dass sich diese Frage nicht schlüssig beantworten lässt. Das liegt im Auge des Betrachters. Für die einen ist bereits der Austausch von Telefonnummern oder das Verleugnen des Partners ein Treuebruch, bei anderen erst der Kuss oder der Sex. Die Nachricht von dem Ergebnissen trifft die meisten bereits misstrauischen Auftraggeber nicht mehr als Schock. Viele sind allerdings erstaunt, wie weit der andere zu gehen bereit ist und

auch, wie viel er oder sie über die eigene Beziehung redet und allfällige Probleme in der Partnerschaft preisgibt.

Auch schon bissen Sie auf Granit, und der verdächtige Mann erwies sich als grundsolide. Können Sie heute vom Schiff aus sagen, wer anfällig ist für Untreue und wer nicht?

Was ich sicher sagen kann: Ältere Männer sind anfälliger für Untreue als ihre jüngeren Geschlechtsgenossen. Und: Unter dem Strich liegen die Partnerinnen mit ihren unguuten Gefühlen zudem meist richtig.

Wer geht auf dem Weg zur Untreue ruchloser vor, die Männer oder die Frauen?

Die Männer liegen ein wenig vorn, denn ihnen geht es in der Konsequenz meist einfach nur um Sex, während die Frauen auf dem Weg zur Untreue an Emotionen und Nähe interessiert sind.

Ihre Kundschaft ist mehrheitlich weiblich: Warum sind Frauen in Liebesdingen misstrauischer als Männer?

Weil sie realistischer sind? Viele Männer können es sich nur schwer vorstellen, dass sie betrogen werden. Das ist zum Vorteil untreuer Frauen, denn sie können ihre Partner oft in aller Ruhe hintergehen. Geraten sie in unser Visier, hinken sie den Männern in puncto Verschleierte taktiken, Verheimlichen und Lügen aber keineswegs hinterher.



Therese Kersten: Lockvogel.
Mein Leben als Treuetesterin.
Edition A. 240 S., Fr. 26.90

Radio Tell
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,
über Internet, Kabel,
Satellit, Swisscom TV
und DAB+

www.radiotell.ch

Nieder mit Zürichs Bürgermeister

Von Christoph Mörgeli

Kultur ist ein dünner Firnis, der sich leicht in Dummheit auflöst. Besonders dumm war die Sendung «Kultur kompakt» von Radio SRF 2 vom 14. März. Die Denkmaldebatte der USA («Kolonialherren und Rassisten») erreichte jetzt auch die Schweiz. Speziell umstritten sei das Standbild des «mittelalterlichen Kriegshelden und Bürgermeisters Hans Waldmann mitten in Zürich». Die aus Deutschland stammende Brita Polzer, Dozentin an einer staatlich subventionierten Zürcher Kunstschule, forderte schnarrend, das Waldmann-Denkmal müsse weg. Auf den Sockel gehörten stattdessen «kritische künstlerische Positionen».

Brita Polzer schoss mit dem grössten Kaliber: «Was würde man sagen, wenn in Deutschland überall die im Naziregime aufgestellten Sachen rumstünden?» Der 1435 geborene Hans Waldmann war also der erste Nazi? Und seine Hinrichtung von 1489 gewissermassen ein verfrühter Nürnberger Prozess? Wir Schweizer lieben es so richtig, wenn uns eine deutsche Zuwanderin erklärt, wer hierzulande warum ein Nazi ist. Ganz schlimm, so Brita Polzer, sei der historische Kontext der Entstehung des Waldmann-Denkmal. Man habe es 1937 aufgestellt, «praktisch als Propaganda, um dem Mussolini in Italien, dem Hitler in Deutschland auch einen nationalen Staatsmann gegenüberzustellen, der ein genau solcher Despot war». Offenbar steht zwischen Fraumünster und Grossmünster ein helvetischer Massenmörder mitten unter uns – in sechs Meter Höhe und hoch zu Ross.

Tatsächlich entstand das Waldmann-Denkmal von Hermann Haller zur Zeit der geistigen Landesverteidigung. Die Zunft zum Kämbel hat es hartnäckig erkämpft. Der Zunftmeister erinnerte 1937 stolz daran, dass sein Vorgänger Waldmann «kraftvoll für die Unabhängigkeit der Schweiz eingetreten» sei. Wie in einer Demokratie üblich, wurde über das Denkmal dennoch gemotzt, genörgelt und gewitzelt. Ein Mädchen habe dem Bildhauer Modell gestanden, höhnte ein Kritiker. Heute sehen wir in Hallers Reiterstandbild an der Limmat nur noch zeitlose Schönheit und Eleganz, geschickt eingebettet in Zürichs einmalige historische Stadtarchitektur. Gewiss, die Schweiz war in jenen dreissiger Jahren durch die totalitäre Bedrohung bewölkt, bedeckt und verhangen. Im Deutschland von Brita Polzer herrschte nichts als gleissende Sonnenglut. Darum sind dort so viele so schnell braun geworden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Parteien-Finanzierer-Geheimnis tot

Von Peter Bodenmann — Hat Gaddafi Sarkozy finanziert?
Wer finanzierte einst die PdA, wer heute die SVP?



Im Pumpensumpf: Sarkozy (l.), Gaddafi, 2007 in Libyen.

Parteien brauchen Geld. Wenn sie es nicht vom Staat bekommen, brauchen sie Sponsoren. So wie jeder Spitzenklub im Fussball. Der Unterschied: Die Präsidenten von Fussballklubs sonnen sich in dem von ihnen selbst finanzierten Rampenlicht, von Christian Constantin bis zu Ancillo und Heliane Canepa.

In Frankreich steckt der ehemalige Bling-Bling-Präsident Nicolas Sarkozy schon wieder voll im Pumpensumpf. Seine Partei hat nicht nur Geld von der etwas dementen Madame Bettencourt erhalten. Nein, sondern offenbar auch von einem gewissen Muammar Gaddafi, den man auf der Flucht aus einem Abflussrohr zog, bevor man ihn mit der Zustimmung Frankreichs wie einen Hund erschoss.

Saif al-Islam – ein Sohn Gaddafis – will gegen Sarkozy aussagen. Die französische Justiz steckte den ehemaligen französischen Präsidenten für zwei Tage in Untersuchungshaft und wird in absehbarer Zeit Anklage erheben. Tiefer kann man nicht fallen.

Parteien finanzieren sich auch in der Schweiz aus Blackboxes. Die PdA bekam einst etwas Geld aus Moskau zugeschossen. Andere vom CIA. Die SVP erhält das finanzielle Doping seit 25 Jahren von Seiten der steinreichen Familien Blocher und Auto-Frey. Auch nicht viel durchsichtiger. Denn bisher gilt in der Schweiz das Parteienfinanzierungsgeheimnis. Jede und jeder kann zwecks Förderung seiner Interessen in die

schwarzen Kassen von Parteien und Komitees investieren. So müssen wir nächstens an der Urne über das neue Spielbankengesetz abstimmen. Dies, weil ausländische Konzerne mit einer halben Million die Unterschriftensammlung erfolgreich finanziert haben. Derweil wächst das Misstrauen der Menschen quer durch alle Parteien sprunghaft an. Dazu beigetragen hat nicht zuletzt die von uns allen geliebte Post, deren Praktiken während mehr als eines Jahrzehnts niemand ernsthaft kontrolliert hat. Parlamentarier aller Parteien inklusive. Der Kanton Schwyz ist ein SVP-Nest, der kräftige Föhn bläst aus dem Muotatal. Die SP ist etwas randständig: So konnte der SP-Nationalrat Andy Tschümperlin bei den letzten Wahlen – trotz Fraktionspräsidium in Bern – seinen Sitz nicht verteidigen.

Die Schwyzer Jusos verlangten mit einer Volksinitiative, dass die Parteien ihre Finanzen offenlegen müssen. Die Mehrheit der Schwyzerinnen und Schwyzer stimmte – entgegen allen Prognosen – für diese Juso-Initiative. Schwyz wird somit das neue Hölloch für die schwarzen Kassen der SVP.

Das Steuerhinterziehergeheimnis ist tot. Das Parteienfinanzierungsgeheimnis wurde dank den Jusos nicht nur in Schwyz, sondern auch in Freiburg begraben. Die Tendenz geht in Richtung Transparenz.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schwyz.

Das Volk, so doof und dumpf

Von Kurt W. Zimmermann — Normale Bürger sind dumpf, verführbar und irregeleitet. Es ist das Menschenbild der Journalisten.

Ich habe inzwischen den Überblick verloren, wer die Präsidentschaftswahlen in den USA gewonnen hat.

Neuerdings sagen mir die Journalisten, eine Firma namens Cambridge Analytica habe die US-Wahl entschieden. Zuvor sagten mir die Journalisten, der Kreml und Wladimir Putin hätten die US-Wahl entschieden. Zuvor sagten mir die Journalisten, Facebook habe die US-Wahl entschieden. Zuvor sagten mir die Journalisten, Fake News aus Mazedonien oder sonstwo hätten die US-Wahl entschieden.

Und dann gibt es noch eine ganz verwegene These. Ein paar wenige Journalisten sagen, ein Politiker namens Donald Trump habe die US-Wahl entschieden.

Cambridge Analytica heisst die neuste Medienhysterie um die US-Wahl. Sie ist die bisher die schrillste Hysterie.

Cambridge Analytica ist eine kleinere Firma, die auf datenbasiertes Marketing spezialisiert ist. Vor der US-Wahl beschaffte sie sich illegal fünfzig Millionen Facebook-Profilen. Zwanzig Millionen waren unbrauchbar. An einen Teil der restlichen Accounts wurden dann ein paar Pro-Trump-Werbepots verschickt.

Und nun, so wollen mir die Journalisten weismachen, passierte Folgendes: Die Empfänger der Werbung, die vorher felsenfest Hillary Clinton wählen wollten, wurden nun innert Sekunden zu glühenden Trump-Anhängern. Demokraten verwandelten sich innert Sekunden in Republikaner. Damit war die Wahl, an der 137 Millionen Wähler teilnahmen, natürlich entschieden.

Hals wenden als Berufstugend

Kurz zur Erinnerung: Vor der US-Wahl hatte eine Satire-Website behauptet, auch Papst Franziskus unterstütze Trump. Die Journalisten erklärten mir schon damals denselben ungeheuren Effekt. Nicht einmal eine Million User hatten zwar die Meldung angeklickt – aber natürlich war damit die Wahl entschieden.

Es bleibt ein Rätsel, warum die Medien dauernd solch demografischen Unsinn erzählen. Politische Präferenzen sind recht stabil, wie die Wahlforschung weiss. Online-Botschaften ändern diese Präferenzen erst recht nicht, weil sie eine tiefe Glaubwürdigkeit haben. Das ist überall so. Wegen etwas SVP-Propaganda in Online-Foren wird kein SP-Sympathisant zu einem Blocher-Wähler.

Der Unsinn ist im Menschenbild der Medien begründet. Es ist stark negativ. Viele Journalis-



«Von rechtsausen irregeleitet»: Trump mit Fans.

ten halten die Bevölkerung für eine Art humane Ziegenherde, für eine dumpfe, doofe, manipulierbare Masse.

Wenn die US-Bürger den falschen Präsidenten wählen, dann sind sie «schamlos manipuliert». Wenn die Schweizer gegen die offizielle Asylpolitik stimmen, dann sind sie «von Populisten verführt». Wenn die Franzosen dem Front national die Stimme geben, dann sind sie «von rechtsausen irregeleitet».

Die Vorstellung, dass freie Bürger eine freie Entscheidung treffen, hat wenig Platz in der verächtlichen Sicht der Journaille auf das Volk. Die dumpfe Ziegenherde bimmelt stets einem Leithammel hinterher.

Journalisten sind Opportunisten. Den Hals zu wenden, ist ihre Berufstugend. Gestern schrieben sie, Pierin Vincenz sei der grösste Banker aller Zeiten. Heute schreiben sie, er sei der grösste Verbrecher aller Zeiten. Gestern schrieben sie, Facebook sei ein Gottesgeschenk. Heute schreiben sie, Social Media seien eine Teufelsgeburt. Morgen ist alles wieder umgekehrt.

70 Prozent der Journalisten ändern ihre Meinung permanent. Den anderen 30 Prozent werfen sie dann vor, sie seien «Ideologen».

Journalisten schliessen darum von sich selber auf die anderen. Sie selber haben oft keine Haltung. Wer hingegen eine Haltung hat, der ist manipuliert und verführt.

Amtshilfe

Von Henryk M. Broder — Zugriff und Gastfreundschaft.

Drei Wochen, vom 21. Dezember 2017 bis zum 11. Januar 2018, genoss Ajatollah Schahrudi deutsche Gastfreundschaft und ärztliche Behandlung in einer neurochirurgischen Klinik in Hannover. Und er wäre gerne länger geblieben, wenn nicht, eher zufällig, bekannt geworden wäre, dass sich der frühere Oberste Richter der Islamischen Republik Iran, der dem Regime zehn Jahre treu gedient hat und dabei, wie es in einer Hannoveraner Zeitung hiess, «Hunderte Gräuelurteile gefällt haben soll», in Deutschland aufhält. Exil-Iraner, die in Deutschland leben, formulieren es weniger vornehm. Der Ajatollah habe, sagt einer, «mehr Blut an seinen Händen als ein Schlachter an seiner Schürze».



Nachdem bei der Hannoveraner Staatsanwaltschaft mehrere Anzeigen wegen des Verdachts, an Verbrechen gegen die Menschlichkeit teilgenommen zu haben, eingegangen waren, sah es kurz danach aus, als könnte Schahrudis Bett in der Privatklinik mit einer Liege in einem Gefängnis tauschen. Worauf der 69-Jährige fluchtartig Hannover verliess und von Hamburg nach Teheran zurückflog. Was sich schnell als voreilig herausstellte. «Ein Todesurteil», gab der Generalbundesanwalt bekannt, sei «nicht automatisch ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit», das wäre nur dann der Fall, wenn es «im Rahmen eines ausgedehnten oder systematischen Angriffs gegen die Zivilbevölkerung» vollstreckt würde. Und das müsse noch geklärt werden. Schahrudi hätte gefahrlos in Hannover bleiben und seine Behandlung abschliessen können. Ungeklärt ist bis heute, wer ihm die Einreise in die Bundesrepublik ermöglicht hat.

Ganz anders das Vorgehen der deutschen Behörden gegen den ehemaligen katalanischen Ministerpräsidenten Carles Puigdemont. Gegen den lag ein «internationaler Haftbefehl» vor, ausgestellt von einem spanischen Richter. Und so wurde der Katalane auf dem Weg von Finnland über Dänemark nach Brüssel, wo er seit einem halben Jahr im Exil lebt, kurz hinter der dänisch-deutschen Grenze festgenommen. Er hat, anders als Ajatollah Schahrudi, niemanden umbringen lassen. Puigdemont werden «Rebellion, Aufruhr und Veruntreuung öffentlicher Mittel vorgeworfen». Bei solchen «Verbrechen» können deutsche Behörden kein Auge zudrücken. Sie greifen zu und machen sich zu Erfüllungshelfen eines autoritären Regimes.

Sonderbare Methoden des Sozialamts

Die Stadt Zürich heuerte einen Anwalt an, um eine Kündigung der Mietverträge von Fürsorgebezügern anzufechten. Dumm nur: Die meisten Mieter wussten nichts davon, dass der Anwalt in ihrem Namen klagte. Nun wehren sie sich. Von Philipp Gut (Text) und Philipp Rohner (Bilder)

Der Stapel Briefe ist so dick, dass ihn Sherry Weidmann kaum mit einer Hand festhalten kann. Weidmann ist Immobilienunternehmer und steht in seinem Büro in Zürich Wipkingen. Absender der Briefe ist die Schlichtungsbehörde Zürich, zuständig für Mietstreitigkeiten. In den rund achtzig fast identischen Schreiben teilt die Schlichtungsbehörde Weidmann mit, dass gegen ihn – und nicht etwa gegen die Firma, die er zusammen mit einem Partner betreibt – ein Verfahren eingeleitet worden sei. Genau genommen, sind es pro Mietpartei sogar gleich mehrere Verfahren. Insgesamt geht es um gegen 400 Klagepunkte.

Der Hintergrund der Briefflut: Weidmann hatte seinen Mietern ordentlich auf Ende Februar gekündigt. Dagegen ging der Rechtsanwalt Peter Nideröst, tätig in der linken Advokatur Gartenhof, Mitglied der Demokratischen Juristinnen und Juristen der Schweiz, vor. Nideröst gelange an die «sehr geehrten Damen und Herren Schlichterinnen und Schlichter» mit dem Begehren, die Kündigung sei für ungültig zu erklären. Zudem sei der Anfangsmietzins herabzusetzen, und das Mietverhältnis sei zu erstrecken.

Der Haken an der ganzen Sache: Der umtriebige Anwalt hatte die meisten Mieter weder gefragt noch informiert, geschweige denn von ihnen eine Vollmacht oder ein Mandat erhalten. Dies bestätigen mehrere Mieter gegenüber der *Weltwoche*. Unserem Magazin liegen überdies Dokumente vor, in denen sich die Mieter gegen das aus ihrer Sicht anmassende und eigenmächtige Vorgehen des Anwalts wehren.

«Jemand missbraucht meinen Namen»

So schreibt einer der Mieter an die Schlichtungsbehörde, dass er «weder einen Auftrag noch eine Vollmacht oder ähnliches» an Anwalt Nideröst betreffend diese Angelegenheit ausgestellt habe und «auch nie ausstellen» werde. Er finde es «eine Frechheit», durch einen Dritten erfahren zu müssen, dass eine Klage in seinem Namen eingereicht worden sei, ohne dass er etwas davon gewusst habe. Er beantrage, die Klage von Nideröst abzuweisen. «Jemand missbraucht meinen Namen», teilt ein anderer Mieter schriftlich mit. Er überlege sich, ob er Anzeige erstatten solle.

Eine dritte Mieterin schreibt, sie habe Herrn Rechtsanwalt Nideröst damit beauftragt, «die hängige Klage bei der Schlichtungsbehörde gegen Herrn Sherry Weidmann zurückzu-

ziehen», da sie «diese Klage nie gewünscht und auch keine entsprechende Vollmacht ausgestellt» habe.

Ein vierter Mieter, der sich darüber wundert, ungefragt von einem Anwalt vertreten zu werden, den er nicht kennt, ist José Mendes Lopes. «Ich habe überhaupt nichts davon gewusst», sagt Mendes Lopes gegenüber der *Weltwoche*. Er heisse die Klage des Anwalts in seinem Namen nicht gut. Auf die Frage, was er vom Vorgehen von Nideröst halte, sagt Mendes Lopes: «Ich kann mich selber wehren, wenn ich das will.» Dass jemand in seinem Namen klagte, ohne mit ihm auch nur darüber gespro-

Haben Raphael Goltas Beamte die Daten der Mieter an den Anwalt weitergegeben?

chen zu haben, sei «unverschämt». Vermieter Weidmann habe ihn immer korrekt behandelt und ihm in verschiedenen Angelegenheiten geholfen, so Mendes Lopes. Gegen die Kündigung habe er nichts einzuwenden.

Klagen im Namen von Phantom-Mietern

Der merkwürdige Fall gipfelt in der Tatsache, dass Rechtsanwalt Nideröst auch Klagen im Namen von Mietern einreichte, die seit mehreren Monaten nicht mehr in der Liegenschaft

an der Dammstrasse wohnen, deren Mietverhältnis zum Zeitpunkt der Einreichung der Klage also gar nicht mehr bestand. Eine weitere Mieterin lag bei der Einreichung der Klage im Koma und verstarb wenige Tage darauf.

Was geht hier vor? Der Schlüssel zum Verständnis der sonderbaren Vorgänge liegt bei der Stadt Zürich, genauer bei deren Sozialdepartement, das unter der Leitung von Raphael Golta (SP) steht. Bei den Mietern in Wipkingen – sowie den Bewohnern bei einer weiteren Liegenschaft der Firma, bei denen sich exakt dasselbe Muster zeigte – handelt es sich überwiegend um Sozialhilfebezügler. Steckt also das Sozialdepartement hinter den heimlichen Massenklagen? Haben Goltas Beamte die Daten der Mieter an Anwalt Peter Nideröst weitergegeben? Haben sie ihm den Auftrag für die Klagen erteilt?

Diese Vermutung liegt nahe, da ja die meisten Mieter gemäss eigenem, schriftlich dokumentiertem Bekunden den Anwalt nicht engagiert haben. Dieser muss folglich von dritter Seite informiert und angeheuert worden sein, wobei der Vermieter dafür natürlich nicht in Frage kommt. Ein weiteres Indiz für diese Vermutung: Peter Nideröst vertritt die Stadt Zürich auch in anderen Rechtshändeln; er ist offenbar so etwas wie ein Vertrauensanwalt der Stadt. Die *Weltwoche* stellte dem Sozialdepartement in diesem Zusammenhang fol-



«Ich kann mich selber wehren, wenn ich das will»: Mieter José Mendes Lopes.



Flut gerichtlicher Briefe: Immobilienunternehmer Sherry Weidmann.

gende drei Fragen: «Hat das Sozialamt der Stadt Zürich Anwalt Peter Nideröst beauftragt, in der erwähnten Sache tätig zu werden? Falls ja: Was kostet der Einsatz des Anwaltes die Stadt? Finden Sie es richtig, dass über den Kopf der Mieter hinweg – ohne sie zu fragen und ohne ein entsprechendes Mandat erhalten zu haben – juristische Verfahren im Namen der Mieter geführt werden?»

Stadt im Häuserkampf

Das Sozialdepartement bestätigt die Recherchen der *Weltwoche* in einer schriftlichen Stellungnahme. «Herr Nideröst wurde durch die Stadt Zürich beauftragt, die in den betroffenen Liegenschaften wohnhaften SozialhilfebezüglerInnen darin zu unterstützen, die ausgesprochenen Kündigungen ihrer Mietverhältnisse vor der Schlichtungsstelle anzufechten», so das Sozialamt. Über die Höhe des Betrags, den der externe Anwalt die

Steuerzahler kostet, machen die Verantwortlichen nur vage Angaben: Sie erfolgten zum «üblichen Tarif» und würden «nach Aufwand» verrechnet. Zur Frage schliesslich, ob es die Stadt Zürich für richtig halte, über die Köpfe der Betroffenen hinweg Verfahren in deren Namen zu führen, verweisen sie auf die

Grob geschätzt, könnte der Leerlauf die Steuerzahler gegen 100 000 Franken kosten.

Kündigungsfrist «von nur einem Monat». Inert dieser Frist sei es für die Mieter kaum möglich, eine neue Wohnung zu finden. «Das Interesse der Stadt ist es, zu verhindern, dass eine grosse Zahl unserer KlientInnen zum gleichen Zeitpunkt ohne Anschlusslösung auf die Unterbringung in (betreuten) Wohnangeboten der Stadt angewiesen ist.» Peter

Nideröst antwortete nicht auf die Fragen der *Weltwoche*.

Allerdings stiessen die eifrigen Stadtbehörden bei den betroffenen, angeblich hilflosen Mietern nicht nur auf wenig Gegenliebe, ihre Aktion verlief auch weitgehend erfolglos. Stand bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe: Nachdem sich viele Mieter bei der Schlichtungsbehörde gemeldet und verlangt hatten, die von Nideröst in ihrem Namen eingereichten Begehren seien zurückzuziehen, wurden die Verfahren abgeschrieben, das heisst per sofort eingestellt. Ausser Spesen nichts gewesen.

Was bleibt, ist der Aufwand, der ziemlich ins Geld geht und den weder Anwalt Nideröst noch die Beamten des Sozialdepartements aus ihrer eigenen Tasche bezahlen. Die Kosten gehen voll zu Lasten der Steuerzahler. Jeder der zahllosen Briefe – eingeschrieben, Gerichtspost – kostet über zehn Franken. Geht man, vorsichtig geschätzt, davon aus, dass der Anwalt pro Fall zwei Stunden Arbeit aufwendete, und nimmt man dafür den vergleichsweise günstigen Amtstarif von 250 Franken, kommt man bei einer Anzahl von 120 Fällen – verteilt auf beide betroffenen Liegenschaften – auf einen Betrag von 60 000 Franken. Hinzu kommt die Arbeit der verschiedenen Amtsstellen. Grob geschätzt, könnte der ganze Leerlauf die Steuerzahler so alles in allem gegen 100 000 Franken kosten.

Weniger Sozialwohnungen

Eine andere Frage ist, welcher Aufwand und welche Kosten beim Vermieter entstanden sind, vom Ärger und der beunruhigenden Aussicht auf eine möglicherweise längere juristische Auseinandersetzung nicht zu reden. Er habe sich wochenlang mit der Angelegenheit beschäftigen müssen, sagt Sherry Weidmann. Zum Glück sei er selber Jurist und wisse sich zu wehren. Für kleine Firmen, die nicht über juristisches Know-how und die nötigen Ressourcen verfügten, könne eine solche Aktion aber durchaus bedrohlich werden.

Über die tieferliegenden Motive der Stadt Zürich kann man nur spekulieren. Will sie mit diesen moralisch grenzwertigen Methoden Mietpreispolitik machen? Benützt das Sozialamt die Fürsorgebezügler als Manipuliermasse, um gegen unliebsame Unternehmer wie Weidmann vorzugehen? Sicher ist jedenfalls: Falls die Stadt das Ziel verfolgt haben sollte, günstigen Wohnraum für ihre «Klienten» zu erstreiten, dann ging der Schuss nach hinten los. Die Studios in Zentrumsnähe kosten zwischen 1100 und 1300 Franken pro Monat. Das sei ortsüblich, sagt Vermieter Weidmann. Doch nun habe er genug, er verfolge mit den beiden Liegenschaften in Zukunft andere Projekte. Damit stehe den SozialhilfebezüglerInnen nicht mehr, sondern weniger Wohnraum zu Verfügung. ○

Letzte Instanz

Will die Schweiz einen institutionellen Rahmenvertrag mit der EU abschliessen, wird sie um den ungeliebten Europäischen Gerichtshof (EuGH) nicht herumkommen. Wie ticken die mächtigen Luxemburger Richter? *Von Katharina Fontana*

Es war eine Medienkonferenz, bei der einiges schöngeredet wurde. Als Aussenminister Ignazio Cassis und Staatssekretär Roberto Balzaretti Anfang März darlegten, wie Streitigkeiten zwischen der Schweiz und der EU im anvisierten Rahmenvertrag gelöst werden sollten, tonte alles ganz einfach. Ein dreiköpfiges, paritätisch zusammengesetztes Schiedsgericht solle für Konflikte rund um die Auslegung oder Anwendung der fünf vom Rahmenvertrag erfassten Marktzugangsabkommen (Freizügigkeit, Land- und Luftverkehr, Landwirtschaftsprodukte, technische Handelshemmnisse) zuständig sein, hiess es. Drehe sich der Streit um «gemeinsames» Recht, entscheide die Schiedsinstanz. Gehe es um Vorschriften, die auf EU-Recht beruhen, werde das Schiedsgericht offene Fragen vorgängig dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) zur Auslegung unterbreiten, das Urteil sodann aber selber fällen. Handle es sich um Schweizer Recht, liege die Zuständigkeit beim Bundesgericht.

Inwieweit sich die Vorstellungen des Bundesrates zur Streitbeilegung mit jenen der EU decken, ist noch unbekannt. Doch schon jetzt darf man bezweifeln, dass die bundesrätliche Darstellung, wonach das neue Schiedsgericht und nicht der EuGH die massgebende Instanz in Konfliktfällen zwischen der Schweiz und der EU sein soll, realistisch ist. So zumindest sieht es Professor Matthias Oesch, der an der Universität Zürich öffentliches Recht, Europarecht und Wirtschaftsvölkerrecht lehrt. Für

Das Schiedsgericht wird nicht die zentrale Rolle spielen können, wie sie Cassis skizziert hat.

Oesch, wie auch für andere Europarechtsexperten, steht fest, dass relevante Teile der fünf bilateralen Verträge auf EU-Recht fussen und dass folglich der EuGH damit zusammenhängende Konflikte inhaltlich beurteilen würde – und nicht das Schiedsgericht: «Wo die Abkommen auf Verordnungen und Richtlinien der Europäischen Union verweisen, handelt es sich klarerweise um EU-Recht. Doch auch Normen, die man in abgeänderter Form von der EU übernommen hat, beruhen letztlich häufig auf EU-Recht.»

Das Schiedsgericht wird folglich nicht die zentrale Rolle spielen können, wie sie Cassis skizziert hat. Der Bereich, in dem die Instanz Streitfragen zu «gemeinsamem» Recht auto-



Ausschliesslich Richter der Gegenpartei: Europäischer Gerichtshof in Luxemburg.

nom beurteilen könnte, wäre begrenzt. Oesch nennt als möglichen Anwendungsfall einen Konflikt um die im Landverkehrsabkommen statuierte Schwerverkehrsabgabe: Bei dieser handle es sich um Recht, das bilateral zwischen der Schweiz und der EU ausgehandelt worden sei und das sich nicht von EU-Normen ableiten lasse. Und wie steht es um die dritte Kategorie, das Schweizer Recht? «Bilaterale Abkommen enthalten kein Schweizer Recht», meint Oesch. Das Bundesgericht wäre zwar weiterhin dafür zuständig, die fünf erwähnten bilateralen Abkommen für die Schweiz auszulegen, erklärt der Europarechtsprofessor. Der EU bleibe es aber unbenommen, die Einsetzung eines Schiedsgerichts zu verlangen, das die Auslegung des Bundesgerichts überprüfen solle. Anders gesagt: Die Schiedsgerichtslösung mag innenpolitisch besänftigend wirken. Sie ändert aber nichts daran, dass das Schiedsgericht meist nur pro forma ein Urteil fällen und es letztlich der Luxemburger Gerichtshof sein würde, der über die Rechtsauslegung und Rechtsdurchsetzung verbindlich entscheidet. Es ist also an der Zeit, sich den EuGH näher anzusehen.

Ausgreifende Rechtsprechung

Will man den EU-Gerichtshof charakterisieren, so kommt man um die Bezeichnungen



Staatssekretär Balzaretti (l.), Aussenminister Cassis.

«selbstbewusst» und «mächtig» nicht herum. Der EuGH hat in seiner Geschichte immer wieder für Paukenschläge gesorgt und sich nicht geschämt, bahnbrechende Urteile zu fällen. Das zeigt etwa das Kadi-Urteil zur Terrorismusbekämpfung von 2008, in dem sich der EuGH mit der Uno anlegte. Die Luxemburger Instanz kam zum Schluss, dass die europäischen Grundrechte dem Uno-Recht vorgehen und auch auf Uno-Sanktionslisten aufgeführte Terrorverdächtige Anspruch auf Rechtsschutz haben. Die 28 Richter nehmen es auch mit Grosskonzernen wie Google auf. Weltweite Beachtung fand ihr Entscheid von 2014,



Klarer Befund: Rechtsprofessor Oesch.

dass die EU-Datenschutzrichtlinie ein Recht auf Vergessenwerden garantiere und Google unliebsame Links in seinen Suchergebnissen löschen müsse. Solche Urteile sind keineswegs unumstritten, doch «der EuGH hat als höchstes Gericht der EU die institutionelle Stellung und die Autorität, solche Entscheide zu fällen», meint Oesch.

Der EuGH ist weiter für seine ausgreifende – für Kritiker handelt es sich um exzessive – Rechtsprechung bekannt. Der Gerichtshof nimmt sich die Freiheit heraus, Unionsvorschriften grosszügig umzuinterpretieren oder zu erweitern und neue Rechtsansprüche zu schaffen – er betreibt also Rechtsschöpfung von der Richterbank aus. Auch reagiert das EU-Höchstgericht höchst unwillig, wenn es seine exklusive Position in Frage gestellt sieht. Das zeigte sich 2015, als die Richter den Beitritt der Europäischen Union zur Europäischen Menschenrechtskonvention verhinderten; der EuGH war nicht bereit, sich der Kontrolle des Strassburger Menschenrechtsgerichtshofs zu unterstellen.

Auch die Schweiz hat schon Erfahrungen mit der Luxemburger Instanz gemacht. Für Aufsehen sorgte das Urteil im Fluglärmstreit mit Deutschland 2013. Damals entschied der EuGH – gestützt auf das bilaterale Luftverkehrsabkommen, das ihn für die Streitbeilegung zuständig erklärt – gegen die Schweiz und sah die deutschen Nachtflugverbote für den Flughafen Zürich als rechtens an. Weiter hat sich der EuGH schon verschiedentlich zur Auslegung der bilateralen Verträge geäussert, in den meisten Fällen ging es dabei um die Personenfreizügigkeit. So gab der Gerichtshof Schweizer Bauern recht, die als Grenzgänger in Deutschland Ackerland bewirtschafteten, was bei den deutschen Behörden nicht gerne gesehen war. Matthias Oesch hat die knapp zwanzig die Schweiz betreffenden EuGH-Urteile, die bis im Frühling 2017 ergangen sind, analysiert und kommt zu einem klaren Befund: Der EuGH gehe sachlich und unparteiisch vor und urteile nicht systematisch zum Nachteil der Schweiz beziehungsweise jener Personen und Unternehmen, die

sich auf die in den bilateralen Verträgen abgesicherten Rechte beriefen. Der Europarechtler ist überzeugt, dass der EuGH auf dieser Linie bleibe, wenn er Konflikte künftig nicht nur für das Hoheitsgebiet der EU, sondern auch für die Schweiz verbindlich klären würde – auch dann, wenn gewichtige wirtschaftliche Interessen eines EU-Landes auf dem Spiel stünden.

Viel bedeutsamer als die paar wenigen Einzelurteile, die der EuGH zu den bilateralen Abkommen gefällt hat, ist der indirekte Einfluss, der ihm schon heute in der Schweizer Rechtspraxis zukommt. So folgt das Bundesgericht bei der Interpretation der bilateralen Verträge seit längerem grundsätzlich der Rechtsprechung aus Luxemburg: Schafft der EuGH beispielsweise neue Aufenthaltsansprüche für Drittstaatenangehörige in der EU, anerkennen die Bundesrichter diese auch für die Schweiz. Bei den Asylrückführungen nach dem Dublin-Abkommen folgt das Bundesverwaltungsgericht ebenfalls konsequent der EuGH-Rechtsprechung. Die eidgenössischen Gerichte wenden das bilaterale Recht also schon heute «europäisch» im Sinne des EuGH an; man könnte auch sagen, dass sie einen wichtigen Teil des Rahmenvertrags bereits vorweggenommen haben.

Damit stellt sich die Frage, was sich mit dem neuen Streitbeilegungsmechanismus für die Schweiz in der Praxis effektiv ändern würde. Zumindest in absehbarer Zukunft wohl relativ wenig, meint Matthias Oesch. «Der Bundesrat will die flankierenden Massnahmen und damit die zurzeit umstrittensten Punkte vom Rahmenvertrag ausklammern – damit wäre das Risiko, dass ein schiedsgerichtliches Verfahren zu einer grundlegenden Änderung der schweizerischen Rechtslage führen würde, eher klein.»

Anders sieht das Simon Hirsbrunner, in Brüssel tätiger Schweizer Rechtsanwalt. Er geht davon aus, dass sich die Schweiz auf einige Umstellungen gefasst machen müsste. Hirsbrunner ist regelmässig in Verfahren vor dem EuGH involviert und hat die Schweiz im Fluglärmstreit 2013 in Luxemburg vertreten. «Heute ist die Schweiz es nicht gewohnt, Konflikte von einem internationalen Gremium klären zu lassen; die Verfahren vor dem Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg sind die grosse Ausnahme. Künftig müsste sie sich auf deutlich mehr gerichtliche Auseinandersetzungen einstellen», so seine Einschätzung.

Resoluter Gerichtshof

Wie auch immer man zum angepeilten Rahmenvertrag steht: Klar ist, dass es die Schweiz mit einem resoluten Gerichtshof zu tun bekäme, der es in der Hand hätte, die europäische Integration des Schweizer Rechtssystems markant voranzutreiben. So ist durchaus denkbar, dass sich die Luxemburger Richter nicht an die von der Schweiz gezogenen «roten Linien» wie die flankierenden Massnahmen halten, sondern diese durch Rückgriff auf allgemeine Rechtsgrundsätze aushebeln würden. Oder dass sie die Personenfreizügigkeit derart extensiv auslegten, dass das Unionsbürgerrecht für die Schweiz doch in Teilen verbindlich würde.

Eine Schutzklausel, um solche Kompetenzübergriffe zu verhindern, scheint im Rahmenvertrag nicht vorgesehen zu sein. Und selbst wenn man derartige Befürchtungen als Schwarzmalerei abtut, bleibt ein grosser Makel: Es wären EU-Richter und damit allein Richter der Gegenpartei, die autoritativ über die Auslegung der gemeinsamen Abkommen entschieden. Welcher Vertragspartner lässt sich auf so etwas ein? ○



«Ich möchte nie aufhören, Fragen zu stellen.»

Patrick Frost
Group CEO
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben





Gerechtigkeitssinn eines Widders: Arnold Ehrensberger.

Des Schwingerkönigs letzter Kampf

Arnold Ehrensberger wurde beruflich gedemütigt, degradiert und entlassen. Weil er sich gegen eine Unterschlagung wehrte. Die Ungerechtigkeit setzt ihm bis heute zu.
Von Christoph Mörgeli (Text) und Hervé Le Cunff (Bild)

Das Leben von Arnold («Noldi») Ehrensberger ist geprägt von einem absoluten Höhepunkt und einem absoluten Tiefpunkt. Unvergesslich für ihn persönlich und für die ganze Schwingergemeinde bleibt der 21. August 1977: Am Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest in Basel erkämpfte der Zürcher Weidländer vor 34 000 Zuschauern den Titel eines Schwingerkönigs. Ehrensberger lag einen halben Punkt zurück und musste den Schlussgang gewinnen. Mit einer Kurz-Kombination bodigte er den starken Verbandskollegen Peter Steiger aus dem St. Galler Rheintal. Da waren der Gesamtsieg im Nationalturnen am Eidgenössischen Turnfest von 1978, drei Siege an Eidgenössischen Nationalturntagen und total 69 Kränze nur noch Zugabe.

Die schlimmsten Stunden seines Lebens hingegen durchlitt Ehrensberger am Montagmorgen des 14. Juni 2009. Von Hans Müntener* und dessen Sohn Toni* in einer Firma beim Flughafen Zürich Kloten gemobbt, von Dienstchef Heinz Affolter* gedemütigt und degradiert, verliess er überstürzt seinen Arbeitsplatz und suchte völlig aufgelöst, verzweifelt und weinend Unterstützung bei Freunden. Unfähige Chefs, arbeitsscheue Mitarbeiter und vor allem zwei Unterschlagungen erschütterten seinen Gerechtigkeits-sinn. Die Vorfälle gingen ihm über Jahre psychisch so nahe, dass er beinahe ins Bodenlose fiel und zuweilen hoffte, nie mehr aufzuwachen. Der Schwingerkönig hat das unkorrekte, teilweise gar kriminelle Verhalten einzel-

ner Berufskollegen bis heute innerlich nicht bewältigt.

Keine Mühe mit Vorgesetzten

Dabei hatte Arnold Ehrensberger mit Autoritäten und Vorgesetzten bis 2006 nie die geringste Mühe. Der heute 63-jährige Ausnahmehethlet, 180 Zentimeter gross und 115 Kilo schwer, lernte von seinen kleinbäuerlichen Eltern in Alten bei Andelfingen hart arbeiten und zupacken. Als dauernde Werte wurden ihm Leistungsbereitschaft, Bescheidenheit und Friedfertigkeit auf den Lebensweg mitgegeben. Lehrer, Pfarrer und Trainer waren für ihn Respektspersonen, deren Förderung er viel verdankt. Auch in der strengen Metzgerlehre oder als militärischer Küchenchef lernte er Unterordnung und



messe in Basel einen angeblich fast fünfwöchigen Sprachaufenthalt in Kanada; später munkelte man in der Firma, der spielsüchtige Mitarbeiter habe eine unbedingte Gefängnisstrafe absitzen müssen.

Vom Koordinator zum Schichtarbeiter

Während eines strengen Auslads von fünf Containern plauderte Hans Müntener seelenruhig mit einem Kollegen über seine bevorstehende Pensionierung, worauf ihn Ehrensberger aufforderte, ebenfalls mitanzupacken. Kurze Zeit später wurde er zu Dienstchef Heinz Affolter zitiert. Dieser hielt Ehrensberger vor, sein Verhalten sei ungenügend und längerfristig nicht akzeptabel. Ein schriftliches Bewährungsschreiben warf ihm «chaotische Führung» am Arbeitsplatz vor. Der Schwingerkönig schämte sich über dieses Urteil und wagte nicht, mit jemandem darüber zu sprechen. Ende Juli wurde ihm beschieden, seine Leistungen hätten sich mittlerweile markant verbessert. Aufgewühlt durch die zurückliegenden Ereignisse, erwiderte Ehrensberger, er habe seine Aufgaben jederzeit gleichmässig gewissenhaft erfüllt und bisher seine Vorgesetzten immer geachtet. Zu Dienstchef Affolter könne er aber nicht mehr hinauf-, sondern nur noch hinunterschauen.

Im Oktober 2006 erklärte Affolter seinem Untergebenen, er dürfe nicht mehr als Koordinator weiterarbeiten. Nur dank seinem «christlich-sozialen Gewissen» – so der Chef wörtlich – dürfe er ab Jahresbeginn 2007 noch als gewöhnlicher Schichtarbeiter im Betrieb verbleiben, und zwar mit 500 Franken weniger Lohn. Wegen der beruflichen Ausbildung seines Sohnes und weil für einen 53-jährigen die Stellensuche schwierig war, beschloss Arnold Ehrensberger, sich unterzuordnen. Doch das Vorgefallene machte ihm in den kommenden eineinhalb Jahren enorm zu schaffen. Im Geschäft war er täglich von Misstrauen umgeben und seinerseits äusserst misstrauisch. Er fühlte sich seelisch gebrochen, völlig kraftlos, zog sich von Freunden und Bekannten zurück und besuchte mehrere Jahre lang nicht einmal mehr die Männerriege.

Ende August 2007 – dreissig Jahre nach seinem sportlichen Grossefolg in Basel – gab Ehrensberger ein Interview, das auch sein damaliger Vorgesetzter Heinz Affolter im Radio mitanhörte. Als er dem Schwingerkönig ein Kompliment dazu machen wollte, ergriff Ehrensberger mit einem Sprint die Flucht. Affolter behielt diese Begegnung wohlweislich für sich. Als der Dienstchef am Gründonnerstag 2009 seinen Mitarbeitern frohe Ostern wünschte, versteckte sich Ehrensberger in einem Container, bis sich der Vorgesetzte verzogen hatte.

Nach zwölfjähriger Arbeit in der Firma begriff Ehrensberger im Sommer 2009 kurz nach Schichtbeginn um fünf Uhr, dass er nervlich völlig am Ende war. Er meldete sich ab und fuhr zu einem Freund, der erschrak und ihm eine

Schlafgelegenheit anbot. Der herbeigerufene Embracher Gemeindepräsident Albert Berber, früher Angehöriger des Swissair-Kaders, vermittelte ein Gespräch mit dem CEO des Unternehmens. Ehrensberger fand in Andelfingen ärztliche Hilfe und ein Attest, das ihm eine vorläufige Arbeitsunfähigkeit bescheinigte. Obwohl der oberste Geschäftsführer anfänglich Verständnis für Ehrensberger äusserte, wollte er in einem zweiten Gespräch an den drei ihn mobbenden Personen festhalten.

Unterschlagung der Verpflegungskasse

Doch Ehrensberger bekräftigte, dass er mit Vater und Sohn Müntener sowie dem sie deckenden Dienstchef Affolter nicht mehr zusammenarbeiten könne. Zu deren peinlicher Überraschung stellte er den Vorwurf in den Raum, es seien 1800 Franken aus dem Schichtleiterbüro gestohlen worden, was Affolter mit hochrotem Kopf bestätigte. Toni Müntener warf er vor, aus der internen Verpflegungskasse hohe Beträge für eigene Zwecke veruntreut zu haben. Der stark übergewichtige Müntener junior hatte sich 2001 freiwillig für die Führung dieser Kasse gemeldet. Die von Ehrensberger sorgfältig gesammelten Indizien sind erdrückend. Der gelernte Gastronom kann mit überzeugenden Berechnungen belegen, dass sechseinhalb Jahre lang massive Unterschlagungen stattgefunden haben. Zwischen Warenaufwand und Verkaufserlös aus dem Konsum von fast fünfzig Mitarbeitern, die fast rund um die Uhr Getränke und Backwaren bezogen, herrscht eine erhebliche Lücke.

Der Fehlbare dürfte in dieser Zeit gegen 85 000 Franken entwendet haben – und zwar auf Kosten der vielen Mitarbeitenden, die sich während 365 Tagen im Jahr verpflegten. Eine Abrechnung wurde nie vorgelegt, allerdings auch nie verlangt, denn man schenkte Toni Müntener volles Vertrauen. Als 2006 eine neue Kaffeemaschine angeschafft werden musste, fehlte dem Kassenführer das Geld, so dass er sie leasen musste. Die Staatsanwaltschaft behauptete später, es seien Überschüsse für Firmenfeste verwendet worden, was nachweislich nicht stimmt. Sie bemühte auch das wenig stichhaltige Argument, die Verpflegungskasse habe auf Vertrauensbasis funktioniert; dabei war die Kaffeemaschine mit einer Geldbox ausgerüstet, zu der nur der Kassenführer Zugang hatte. Da wirkte es wie ein Hohn, wenn die Staatsanwaltschaft Firmenexterne, Reinigungspersonal und Monteure verdächtigte.

Arnold Ehrensberger versicherte seinen Chefs, dass er den Schuldigen auf die Schliche kommen werde. Der CEO meinte abschliessend: «Herr Ehrensberger, eine exakte Revision der Verpflegungskasse sind wir Ihnen schuldig.» Doch die Firma hatte aus Prestigegründen keinerlei Interesse an der Aufdeckung dieses internen Skandals. Die zugezogenen Ärzte und Psychologen beurteilten es als unzweckmässig, ja gefährlich, Ehrensber-

Disziplin. Nach seiner Karriere als Schwinger und Nationalturner stand Ehrensberger nicht auf der Seite der jungen Aufständischen, die entgegen der Verbandsdevise mehr Kommerz und mehr Geld forderten. Er verstand das Schwingen immer als Miliztätigkeit und trat bereits als 29-jähriger vom aktiven Wettkampfsport zurück.

Danach absolvierte Arnold Ehrensberger eine Wirtausbildung und führte mit Ehefrau Ruth das Restaurant «Waldau» in Winterthur Wülflingen. Mit dem ersparten Geld kaufte er in Winterthur Veltheim ein Mehrfamilienhaus, das er selber verwaltete. 1995 wurde er Sicherheitsbeauftragter der Flughafenpolizei und 1997 Betriebsmitarbeiter bei einem Luftfrachtlogistik-Unternehmen, das nach dem Zusammenbruch der Swissair in eine neue Firma überführt wurde. Als Koordinator merkte er, dass einiges im Betrieb nicht stimmte. Zum Problem wurden vor allem Hans Müntener und dessen Sohn Toni, die von Dienstchef Heinz Affolter auffallend gedeckt wurden. Toni Müntener absolvierte 2006 ausgerechnet während der intensiven, aber für die Firma auch rentablen Schmuck- und Uhren-

ger an die Arbeit zurückkehren zu lassen. Ende 2009 erhielt er die Kündigung auf März des folgenden Jahres. Im September 2010 reichte er mit Hilfe eines Schwingerfreundes und pensionierten Polizeibezirkschefs von Pfäffikon ZH eine erste Strafanzeige gegen Toni Müntener ein. Ehrensbergers Jugendfreund, der unlängst verstorbene Oberrichter Willy Meyer, unterstützte ihn 2011 bei der Abfassung eines Schreibens an Verwaltungsratspräsident Paul Wehrli* mit der Bitte um ein persönliches Gespräch. Dieses wurde ihm indessen verweigert.

Ehrensberger verlebte in der Folge eine sehr schwere Zeit, weinte oft und musste miterleben, wie ein ehemaliger Vorgesetzter zum Sozialfall wurde; ein anderer wurde früh demont und starb bald schon einen tragischen Tod. Ehrensbergers Partnerin litt an der Sturheit seines verletzten Gerechtigkeitsempfindens. 2012 fand er aber eine tolle Halbzeitstelle als Aussendienstmitarbeiter der Labormedizin-Firma Viollier AG; in der Freizeit hielt er sich die ganze Zeit auf dem Rennvelo fit. Dafür erlebte er die Enttäuschung, dass ihm sogar Polizeioffiziere zuredeten, er solle die Affäre endlich vergessen – was seien schon 80 000 Franken angesichts der weltweit grassierenden Korruption? Im Frühjahr 2016 reichte Rechtsanwalt Jürg Trachsel, Präsident der SVP-Fraktion im Zürcher Kantonsrat, eine neuerliche Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft ein. Auch sie wurde indessen mangels neuer Erkenntnisse und mangels Geschädigter abgelehnt.

Wieder aufgerappelt

Doch Arnold Ehrensberger mag nicht klein begeben. Zu viele Opfer habe das kriminelle Tun gefordert, um ungeahndet zu bleiben. Die *Weltwoche* hat den jetzigen Vorgesetzten von Toni Müntener, welcher heute in einem Transportunternehmen der Zentralschweiz arbeitet, mit den Unterschlagungsvorwürfen konfrontiert. Ein Besprechungstermin über den Fall konnte inzwischen vereinbart werden. In letzter Zeit hat sich Ehrensberger wieder aufgerappelt und ist fast etwas stolz, nie zur Selbstjustiz gegriffen oder gar tötlich geworden zu sein: «Sonst hätte der *Blick* seine Schlagzeilen gehabt, und ich wäre an kein Schwingfest und zu keinem Interview mehr eingeladen worden. Ich wäre nie mehr Ehrengast an Eidgenössischen Schwingfesten, wo ich auf Lebzeiten das Privileg habe, unmittelbar neben Bundesräten und der Armeespitze sitzen zu dürfen.» Eisern hält er aber an der Devise fest, die schon in der Jugendriege gegolten habe: «Wer nicht nachlässt und kämpft, der gewinnt.» Und ernst, laut und leidenschaftlich fügt er an: «Wenn auch nur ein Wort meiner Anschuldigungen falsch ist, gebe ich dem Verband sofort meinen Königstitel zurück, den ich bis heute mit Würde getragen habe.»

*Name geändert

Seiler seilt sich ab

Der Inspektionsbericht über die Verhaftung eines Ex-Spions fällt vernichtend aus. Nachrichtenchef Markus Seiler lieferte seine Parteikollegin Corina Eichenberger (FDP) ans Messer. Von Christoph Mörgeli

Anfang Mai 2017 trat die Aargauer FDP-Nationalrätin Corina Eichenberger in den grössten Fettnapf ihres Lebens: Die Vizepräsidentin der Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel) bestätigte öffentlich, dass Daniel Moser für den Nachrichtendienst des Bundes tätig gewesen sei. Die Verhaftung dieser früheren Quelle des Schweizer Nachrichtendienstes vom 28. April 2017 in Frankfurt am Main sorgte für grosses Aufsehen. 2011 hatte Moser den Auftrag erhalten, ergänzende Informationen über drei Steuerfahnder von Nordrhein-Westfalen zu beschaffen, gegen die nach einem Datendiebstahl ermittelt wurde. Seine Informationen sollten die Grundlage für eine allfällige Strafuntersuchung gegen deutsche Steuerfahnder bilden.

Corina Eichenbergers Aussage verursachte einigen Wirbel, da die GPDel derartige Informationen grundsätzlich nie bestätigt. Überdies behauptete Eichenberger, die GPDel wäre bei einem unrechtmässigen Einsatz von Daniel Moser eingeschritten. In Wahrheit war die Rechtmässigkeit von Mosers Einsatz bis dahin nie ein Thema innerhalb der GPDel gewesen, von einer genaueren Überprüfung ganz zu schweigen. Angesichts der zahlreichen Operationen ist es weder möglich noch sinnvoll, dass die GPDel über deren Rechtmässigkeit orientiert. Dies wäre Aufgabe des Nachrichtendienstes, des Verteidigungsministers oder neu der Aufsichtsbehörde für den Nachrichtendienst. Nur weil sich die parlamentarische Aufsicht nicht zur Rechtmässigkeit von Mosers Einsatz geäussert hat, heisst dies noch lange nicht, dass er gebilligt worden ist.

Corina Eichenberger hat die Öffentlichkeit auch getäuscht, indem sie behauptete, erst die Informationen von Daniel Moser über drei deutsche Steuerfahnder hätten eine Ausschreibung möglich gemacht. In Wahrheit hätte diese auch sonst erfolgen können, da die Identität der Beamten den Schweizer Strafverfolgern ohnehin bekannt war. Die freisinnige Nationalrätin wollte ihrem unter Druck geratenen Parteikollegen an der Spitze des Nachrichtendienstes ganz einfach beispringen. Markus Seiler nahm

den Ball auf und schob die Hauptverantwortung eiskalt der parlamentarischen Oberaufsicht zu – was die Geschäftsprüfungsdelegation nicht auf sich sitzen lässt, wie ihr Bericht zeigt. Eichenberger musste bei der GPDel in den Ausstand treten und wurde bald darauf von ihren Kollegen zum Rücktritt gedrängt.

Spionage illegal und irrelevant

Zwar war der Nachrichtendienst des Bundes grundsätzlich befugt, zur Abwehr von Wirtschaftsspionage in Deutschland Informationen über deutsche Steuerfahnder abzuschöpfen. Allerdings hätte dies nach geltendem Recht nur im Inland, nicht aber im Ausland geschehen dürfen. Die versuchte Informationsbeschaffung von Seilers Nachrichtendienst durch Installation eines Maulwurfs in der Steuerverwaltung von Nordrhein-West-

falen war also illegal. Überdies erwies sich die aufwendige Aktion für das Strafverfahren als völlig irrelevant. Markus Seiler sagte aus, er müsse und wolle über die Art und Weise, wie seine Quellen ihre Informationen beschafften, nichts wissen. Auch habe er von Mosers konkretem Wirken keine Kenntnis gehabt und die 60 000 Euro Vorauszahlung nicht bewilligt, wie es bei dieser Summe vorgeschrieben wäre. Was war geschehen?



Unter Druck: Nachrichtenchef Seiler.

Paul Zinniker, Vizechef des Nachrichtendienstes, hatte den Betrag auf zwei Mal 30 000 Euro gesplittet und den Agenten Moser persönlich getroffen. So bleibt der ungute Eindruck, dass Markus Seiler seinen Laden nicht im Griff und Zinniker

Eichenberger musste in den Ausstand treten und wurde bald darauf zum Rücktritt gedrängt.

ker ungesetzlich gehandelt und sich unnötig exponiert hat. Seiler gelang inzwischen das Kunststück, sich als Generalsekretär des Aussendienstes zu Bundesrat Ignazio Cassis abzusetzen. Dass nun der oberste helvetische Ex-Spion die Fäden der Beziehungen



Die Öffentlichkeit getäuscht: FDP-Nationalrätin Eichenberger.

zum Ausland in den Händen hält, ist in der EDA-Zentrale und unter Schweizer Botschaftern ein grosses Thema. So viel steht fest: Ein freisinniges Parteibuch ist für einen Chefbeamten in Bundesbern nach wie vor eine vorzügliche Lebensversicherung.

Wie eine Gruppe von Berufsschnüfflern

Ständerat Alex Kuprecht (SVP) äusserte sich im Namen der GPDel befremdet über die Art und Weise, wie eine Gruppe von Berufsschnüfflern munter Informationen verschiedenster Qualität an Private und an Staaten verkauft und so ein lohnendes Geschäftsmodell entwickelt hat. Vergleichsweise glimpflich kommt im Bericht die Bundesanwaltschaft weg. Hier stellt sich vor allem die Frage, ob diese den Nachrichtendienst nicht aktiv hätte informieren müssen, dass die Unterlagen der Befragung von Daniel Moser an die Rechtsanwälte von deutschen Mitbeschuldigten zur Akteneinsicht gelangten, was Moser erst auffliegen liess. Der Bericht verneint hier eine Mitschuld, denn aus Gründen der Gewaltenteilung dürfe die Bundesan-

waltschaft keine konkreten Verfahrensschritte aus einem laufenden Strafverfahren an den Nachrichtendienst weitergeben. Dem Nachrichtendienst kam hier keine Parteistellung zu, weil sich das Verfahren gegen Dritte – eben die beiden deutschen Spione – richtete.

Wie meistens hat auch bei dieser parlamentarischen Untersuchung der Berg eine Maus geboren. Sie gibt sieben Empfehlungen an den Geheimdienst und eine ans Verteidigungsdepartement ab. Verlangt wird insbesondere eine «bessere Kommunikation und Koordination». Diese Worthülse bietet Gewähr, dass sich in der Bundesverwaltung weder personell noch organisatorisch Wesentliches ändert.

Einige Teile des Berichts bleiben geheim. Begründet wird dies mit dem Quellenschutz und möglichen Schlussfolgerungen zu anderen geheimdienstlichen Operationen. Auch will man verhindern, dass die Arbeitsweise unserer Schlapphüte den ausländischen Staatsschützern bekannt wird. Das ist wohl besser so und kann Leben retten. Sie würden sich nämlich sonst über so viel Dilettantismus totlachen. ○

Einspruch

Arme Prämienzahler

Warum das Angebot auf dem Bürgenstock problematisch ist.

Von Heinz Brand

Die *Weltwoche* berichtete in der vorletzten Ausgabe über das neue Gesundheitsangebot im Fünfsternehotel auf dem Bürgenstock, das von der Grundversicherung übernommen wird. Die Prämienzahler würden dadurch kaum mehr belastet, meinten die Verantwortlichen. Auch ein Gesundheitsökonom äusserte sich in diese Richtung.

Doch das Gesundheitswesen ist kein normaler Markt. Mehr Angebote bedeuten mehr abgerechnete Leistungen, folglich mehr Kosten und höhere Krankenkassenprämien. Dies, weil faktisch die Spitäler und Ärzte entscheiden, wie lange ein Patient im Spital bleibt, wie oft er anrücken und welche Analysen er machen muss. Aufgrund des Informationsrückstandes auf die Ärzte können wir Patienten schwer abschätzen, ob eine Operation oder ein Klinikaufenthalt wirklich nötig ist. Bei Bäckereien spielt es keine Rolle, ob drei oder sechs Läden in Reichweite sind, wir kaufen immer mehr oder weniger gleich viele Brote. Im Gesundheitsmarkt dagegen bestimmt das Angebot – das heisst Spitäler und Ärzte – die Nachfrage: Die zu Lasten der Krankenkassen abgerechneten Leistungen wachsen parallel zum Angebot.

Spitze des Eisbergs

Die Regierung von Nidwalden behauptet, dass wegen dem zusätzlichen Angebot auf dem Bürgenstock nicht mit steigenden Kosten für den Kanton zu rechnen sei. Ob dies zutrifft, wird sich erst in ein bis zwei Jahren zeigen. Sicher ist, dass mit der schweizweiten Überversorgung an Spitälern jeder Art die Kosten insgesamt steigen, weil die nicht ausgelasteten Rehabilitationsangebote in den anderen Kantonen nicht entsprechend weniger Leistungen verrechnet werden. Dies gilt ganz besonders für die Dauer, wo die Rehabilitation noch nach Tagespauschalen abgerechnet wird und die Leistungserbringer die Auslastung fast nach Belieben steuern können.

Der Bürgenstock ist nur die Spitze des Eisbergs: Die ungenügende Koordination der Kantone untereinander, ihr Schielen auf lokale Sonderwünsche, bringen uns Prämienzahler finanziell immer mehr in Bedrängnis: Es stellt sich die Frage, wie lange die Bevölkerung das grosse Ausmass an überflüssigen Leistungen noch zu zahlen bereit ist. Eine Sozialversicherung, die sich die Bevölkerung nicht mehr leisten kann, ist keine Option.

Heinz Brand ist SVP-Nationalrat und Präsident von Santésuisse.

Juwel der Demokratie

Was hat Glarus zu bieten neben Schabziger, Vreni Schneider und Martinsloch? Der Kleinkanton hält unverrückbar an seiner Landsgemeinde fest – zum Glück. *Von René Zeller*

Man bleibt gerne unter sich im «Zigerschlitz». Es stört die Glarner nicht, wenn ferienhungrige Zürcher auf der Linthebene heranbrausen und von den am Walensee in den Berg gehauenen Tunnels sogleich verschluckt werden. Man müsste vorher südwärts abbiegen, um die Talschaften zu entdecken, in denen ein interessanter Menschenschlag wohnt: die Hüter der Versammlungsdemokratie.

Mehr als ein politisches Fossil

Der Kleinkanton hat Grossartiges zu bieten. Einmal im Jahr, am ersten Sonntag im Mai, versammeln sich die stimmberechtigten Glarner zur Landsgemeinde. Zusammen mit Appenzell Innerrhoden hält Glarus an diesem Modell der direkten Demokratie fest. Die im Mittelalter begründete Urform der Meinungsbildung wurde im 20. Jahrhundert vom langsamen Tod beschlichen. Der Kanton Uri legte seine Landsgemeinde 1926 ad acta, von 1996 bis 1998 folgten im Jahresrhythmus die Halbkantone Nidwalden, Appenzell Ausserrhoden und Obwalden. Nicht so im Glarnerland: Hier setzte die Landsgemeinde nach der Jahrtausendwende spektakuläre Akzente. Martin Landolt, einziger Glarner Nationalrat und Präsident der BDP, spricht stolz von ungebremster Vitalität: «In Glarus ist die Landsgemeinde heute gefestigter denn je.»

Was macht den Reiz einer Landsgemeinde aus? Wie kommen die Glarner dazu, an einer anachronistisch anmutenden Versammlung unter freiem Himmel festzuhalten, während gleichzeitig E-Voting-Modelle erprobt werden?

Solchen Fragen ist der ambitionierte Politikwissenschaftler Lukas Leuzinger in seinem druckfrischen Buch über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Glarner Landsgemeinde nachgegangen. Seine These lautet: Die Landsgemeinde ist mehr als ein politisches Fossil, mehr auch als ein institutionelles Kuriosum. Sie stehe für «eine eigenständige Auffassung der Demokratie, mit Nachteilen, aber auch Vorteilen». Hervorstechendes Merkmal in Glarus seien die stark ausgebauten Antragsrechte, die es dem Bürger erlaubten, sich direkt einzubringen und Regierungsgeschäfte anzupassen, Gesetze einzufordern oder aber auszuhebeln.

Als spektakuläres Beispiel ist die Gemeindefusion zu nennen. 2006 versammelte sich das Glarner Volk im Ring, um über eine Reduktion der Kommunen zu beraten. Der Antrag der Regierung, die Zahl der Gemeinden von 25 auf 10 zu senken, war der Not entsprungen. Der

Kanton ächzte unter finanziellen Lasten. Es sei ein Gebot der Zeit, das Geflecht der politischen Gemeinden, Schulgemeinden und Tagwen (Bürgergemeinden) zu entwirren und so Synergien zu erwirken. Das Ansinnen fand grundsätzlich Anklang. Allerdings ging der Regierungsantrag dem in Schwanden wohnhaften Parteilosen Kurt Reifler zu wenig weit. Er stieg aufs Rednerpodium und beantragte eine Reduktion von 25 auf 3 Gemeinden. Und siehe da: Reifler überzeugte seine Mitlandleute, womit die Behörden überrumpelt wurden. Das Dreiermodell setzte sich knapp durch.

Die Schweiz blickte ungläubig auf den kaum je für Schlagzeilen sorgenden Kanton Glarus. Der Entscheid kam einer Sensation gleich. Eine Einzelperson hatte es geschafft, eine Gemeindefusion von epochaler Tragweite durchzusetzen. Zwangsläufig musste das zu einem Nachspiel führen. Nachdem das Bundesgericht eine Beschwerde abgelehnt hatte, sammelten die Gegner der Gemeindefusion Unterschriften für eine ausserordentliche Landsgemeinde. An dieser sollte das Dreiermodell rückgängig gemacht werden, lautete die Devise. Im Juli 2007 waren die notwendigen 2000 Unterschriften beisammen.

«Ds Wort gilt»

Parallel dazu hatte sich ein Komitee gebildet, das den Entscheid unbedingt verteidigen wollte. An Landsgemeinden eröffnet der Landammann die Diskussionen über Geschäfte mit der rituellen Ansage: «Ds Wort isch frii.» Sobald entschieden ist, wird das quittiert mit

Eine Einzelperson schaffte es, eine Gemeindefusion von epochaler Tragweite durchzusetzen.

dem Hinweis: «Ds Wort gilt.» Sinngemäss müsse das auch für das Dreiermodell gelten, argumentierte das Komitee, das folgerichtig unter dem Namen «Ds Wort gilt» auf den Plan trat. Innert weniger Wochen hatten über 3000 Glarnerinnen und Glarner ihren Namen auf eine elektronisch abrufbare Liste gesetzt und so fürs Festhalten am Dreiermodell geworben.

Im November 2007 strömten über 14 000 Personen auf den Glarner Zaunplatz, um der ersten ausserordentlichen Landsgemeinde seit mehr als 150 Jahren beizuwohnen. Landammann Röbi Marti begrüßte die Anwesenden bei eisiger Kälte, wobei er sich einen Scherz



Ländlicher Pomp inklusive: Glarner Landsgemeinde.

nicht verkneifen konnte. Als hätte er versehentlich die Begrüßungsrede für die ordentliche Landsgemeinde im Frühjahr mitgebracht, rief er der schlotternden Menge pathetisch zu: «Wenn wir uns versammeln zur Landsgemeinde, im Kranz der Berge, dann wissen wir: Ja, Frühling wird's!»

Sonst verlief die winterliche Versammlung ordnungsgemäss. Der Entscheid, am Dreiermodell festzuhalten, fiel diesmal deutlich aus. Ein heisser Lauf war die ausserordentliche Landsgemeinde gleichwohl gewesen. Buchautor Lukas Leuzinger zitiert den Glarner Ratsschreiber Hansjörg Dürst mit folgenden Worten: «Wenn der Entscheid von 2006 wieder umgekehrt worden wäre, wäre das der Tod der Landsgemeinde gewesen.» Zerstört wurde nichts. Seit den Dissonanzen um die Gemeindefusion zelebriert die Kantonsbevölkerung den Anlass mit ungebrochenem Elan. Ländlicher Pomp inklusive. Die Regierung putzt sich heraus, zeigt sich im Frack und mit Zylinder der Bevölkerung. Der Zug mit den politischen Honoratioren und Ehrengästen bewegt sich im schleichenden Wiegeschritt schon fast majestätisch vom Glarner Rathaus zum Ring. Die Harmoniemusik Glarus und Soldaten eskortieren den Zug. Alles hat seine zeremonielle Ordnung. Improvisationsvermögen musste in jüngerer Zeit einzig Marianne Dürst an den Tag legen. 1998 wurde sie als erste Frau in die Glarner Regierung gewählt.



Kleidervorschriften für hohe Amtsträgerinnen waren damals nirgends schriftlich festgelegt.

Es wird auch gemäkelt. Eigenbrötlerische Einheimische stören sich am Zustrom Auswärtiger, die sich ob des Spektakels mehr zu amüsieren als zu interessieren scheinen. Vielen Glarner bereite die hohe Aufmerksamkeit von ausserkantonalen Schaulustigen schon 1961 Unbehagen, als das Schweizer Fernsehen erstmals bewegte Bilder von der Landsgemeinde in die Schweizer Stuben übermittelte. Die *Glarner Nachrichten* befürchteten, der politische Anlass verkomme schleichend zu einer seichten «Freilichtaufführung».

Doch der Vorwurf, die Landsgemeinde wirke als Bremsklotz des Fortschritts, liegt daneben. 2007 beschloss die Versammlung auf Antrag der Jungsozialisten, das Stimmrechtsalter in kantonalen und kommunalen Fragen von achtzehn auf sechzehn Jahre zu senken. Solche Beschlüsse, die zuweilen auch einer von der offenen Diskussion ausgehenden Dynamik entspringen, belegen, dass die jahrhundertealte Institution gegenüber Neuerungen durchaus aufgeschlossen ist.

Grösstes Parlament der Welt

Was also animiert die voralpine Glarner Bevölkerung, ihrer Landsgemeinde die Treue zu halten, sie fast schon liebevoll zu hätscheln? Gewiss, die Wahrung von Traditionen ist ein

ehrbares Anliegen. Urkundlich erstmals erwähnt wurde die Landsgemeinde in Glarus anno 1387. Biblisches Alter allein rechtfertigt aber keine Unsterblichkeit.

Als bestimmendes Merkmal dieses Demokratiemodells nennt Lukas Leuzinger die Möglichkeit zur offenen Diskussion. Dass die Stimmberechtigten eines Kantons zusammenkommen können, um ein Geschäft zu beraten, es im Diskurs verbindlich abzuändern oder zu verwerfen, gebe es sonst in keinem Kanton. So gesehen, ist die Glarner Landsgemeinde gewissermassen ein Parlament, in dem nicht Volksvertreter, sondern das Volk selber legiferiert. Wer kennt eine direktdemokratische Institution, die annähernd gleich gross ist wie die Landsgemeinde im Kleinkanton Glarus? Sie ist somit – bis zum Beweis des Gegenteils – das grösste Parlament der Welt.

Daran darf, daran soll festgehalten werden. Die Versammlungsdemokratie hat Schwächen, gewiss. Wer am Landsgemeindesonntag arbeiten muss, kann nicht partizipieren. Der Ring ist nicht für alle Stimmberechtigten – Gebrechliche, Kranke – erreichbar. Das Modell ist nur in bevölkerungsarmen Gebieten möglich. Und die Verlässlichkeit des Mehrens – das Augenpaar des Landammanns ist verbindliche Masseinheit – führt zuweilen zu diskutablen Resultaten. Doch die Stärken überwiegen. Die Landsgemeinde ermöglicht eine unmittelbare

Kontrolle der Politiker. Amtsträger und gewöhnliche Leute begegnen sich auf Augenhöhe. Und wenn von grassierender Politikverdrossenheit die Rede ist, so wirkt die Landsgemeinde wie die Antithese zur Krise der Demokratie.

Die jährlich nur einmal stattfindende Versammlung im Ring beliebt der am Fusse von Glärnisch und Tödi ansässigen Bevölkerung ebenso wie das traditionelle Menü, das am ersten Sonntag im Mai allerorten verköstigt wird: Kalberwurst, Kartoffelstock und Dörrzwetschen. So denken die Glarner nicht daran, ihr direktdemokratisches Juwel zu verscherbeln. 2007 wurde, unmittelbar nach den Wirren um die Gemeindestrukturenreform, ein Memorialsantrag eingereicht, in dem gefordert wurde, die Landsgemeinde abzuschaffen. An der Versammlung von 2009 versenkten die im Ring Versammelten den Antrag stillschweigend. Heinrich Schiesser, Bauer und ehemaliger Gemeindepräsident von Braunwald, hatte die Chancenlosigkeit seines Unterfangens rechtzeitig erkannt. Er verzichtete an der Landsgemeinde auf eine Wortmeldung.



Lukas Leuzinger: Ds Wort isch frii. Die Glarner Landsgemeinde: Geschichte, Gegenwart und Zukunft. NZZ Libro. 176 S., Fr. 36.–



Gegenrede

Die Kritik greift voll daneben

Die Gutachter der Gutachter – wer überschätzt sich hier selbst?
Replik auf den *Weltwoche*-Artikel «Selbstüberschätzung der
Psychiater» von letzter Woche.

Von Jérôme Endrass und Thomas Noll

Die Tragödie von Rapperswil lieferte den Journalisten reichlich Futter. Über eine Woche hinweg wurde nonstop aus dem Gerichtssaal berichtet. Die Online-Medien zeigten ein Interesse von noch nie dagewesenem Ausmass und ergründeten jeden noch so kleinen Aspekt dieses schauderhaften Verbrechens.

Verständlich, dass eine Wochenzeitschrift auch ein Stück vom Kuchen will. Dumm für sie, dass das Urteil ein Tag zu spät beziehungsweise sechs Tage zu früh verkündet wurde. Worüber also berichten, wenn schon alles gesagt worden ist, was man hätte sagen oder vielleicht auch nicht hätte sagen müssen? Über den eigentlichen Protagonisten gab es nichts mehr zu sagen. Also kommen die Gutachter zum medialen Handkuss. Es wird ihnen rasch das übliche Klischee aufgedrückt: naive Gutmenschen, uneinig und natürlich völlig verpeilt. Die Gutachter sollen sogar naiver als ein Sozialdemokrat sein. Schlimmer geht es nicht mehr im *Weltwoche*-Universum. Professor Habermeyer und Dr. Sachs dürfen sich also im *Weltwoche*-Hades zwischen Widmer-Schlumpf und dem Medizinhistorischen Institut der Universität Zürich einreihen.

Der Prozess von Rapperswil wird uns wohl weiterhin beschäftigen. Zu Recht, denn er weist eine Reihe von Problemen auf, die diskussionswürdig sind. Ganz zuvorderst die Frage des Strafmasses: Ist es richtig, dass bei einem so schweren Verbrechen jemand die Möglichkeit hat, schon nach fünfzehn Jahren entlassen zu werden? Nein, finden wir, und haben deshalb auch schon andernorts eine deutliche Erhöhung der Mindesthaftdauer bei lebenslänglich gefordert.

Ergibt es Sinn, jemanden zusätzlich zur lebenslangen Strafe zu verwahren? Nein, denn es ist ein juristischer Nonsens. Eine Entlassung aus der lebenslangen Strafe setzt Ungefährlichkeit voraus – genauso wie die Entlassung aus der Verwahrung. Doppelt gemoppelt hilft hier also nicht weiter. Lebenslang muss reichen. Schwärmerisch wird in der *Weltwoche* von Ländern mit Freiheitsstrafen berichtet, die gleich mehrfach lebenslänglich seien. Von Therapie spreche dort niemand. Vorbild waren vielleicht die USA, wo solche Strafanhäufungen möglich sind und Therapie tatsächlich einen tieferen Stellenwert hat

als bei uns. In den USA ist aber auch der prozentuale Anteil der Bürger hinter Gittern ganze zehn Mal höher als bei uns. Es wurde auch schon scherzhaft die Befürchtung geäussert, dass bald die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung inhaftiert sein werde, während die andere Hälfte als Vollzugsangestellte auf sie aufpassen müsse. Trotz dieses exzessiven Wegsperrens ist die Kriminalitätsrate in Amerika massiv höher als bei uns. Abschreckung durch drakonische Strafen scheint ganz offensichtlich nicht zu funktionieren.



Und was haben die Gutachter verbockt? Nichts.

Und was haben die Gutachter verbockt? Nichts. Sie haben die Fragen beantwortet, die ihnen gestellt worden sind. Entgegen der Darstellung der *Weltwoche* stimmen ihre Antworten weitgehend überein. Der Täter wurde als voll schuldfähig eingestuft. Beide Gutachter stellten eine Persönlichkeitsstörung fest. Es wurden von beiden Experten narzisstische Persönlichkeitsanteile beim Täter sowie eine Pädosexualität konstatiert. Die Behandelbarkeit wurde als äusserst schwierig und das Rückfallrisiko als sehr hoch eingestuft. Damit wurden alle rechtlich relevanten Fragen, die irgendwelche Auswirkungen auf die Unterbringung oder den psychiatrischen Umgang mit dem Täter haben, sehr klar und unzweideutig beantwortet. Dank der vollen Schuldfähigkeit konnte eine lebenslängliche Haftstrafe ausgesprochen werden. Das hohe Rückfallrisiko stellte die Grundlage für die Verwahrung dar. Schliesslich machte die Diagnose klar, dass die Therapie äusserst schwierig

sein dürfte. Es wurde auch klar, dass die Unterbringung in einer psychiatrischen Klinik nicht in Frage kommt. Die Strafe wird somit in einer Justizvollzugsanstalt verbüsst werden.

Junge Disziplin

In gewissen Akzentsetzungen lagen die Gutachter im Rapperswiler Fall zwar auseinander, so etwa in der Nuancierung der Persönlichkeitsstörung. Nur, hat das nicht die geringste Auswirkung auf die Therapie, den möglichen Therapieerfolg und den weiteren Umgang mit dem Vierfachmörder. Hier einen relevanten Unterschied herbeizureden, zeugt von eklatantem Unwissen. Wenn man sich zum Gutachter über die Gutachter aufschwingt, sollte man die Materie kennen. Dies deshalb, weil Gutachten tatsächlich einen grossen Einfluss haben. Und auch weil es viele schlechte Gutachten gibt, die als solche identifiziert werden müssen.

Die Kritik an der Diagnostik und der Behandelbarkeit des Rapperswiler Vierfachmörders greift aber voll daneben, da die vermeintlichen Unterschiede komplett irrelevant sind. Das ist, wie wenn ein Gericht zwei Gutachter zur Farbe eines Fussgängerstreifens befragte: Der eine meint, dass der Streifen ins Zitronengelb kippe, und der andere erkennt darin eine Nuance von Kanariengelb. Hat diese unterschiedliche Auffassung Auswirkungen für die Praxis? Ist die Sicherheit der Fussgänger gefährdet, wenn die Strassenmarkierung nicht den exakten Farbton erwischt? Nein. Genauso unsinnig ist es, «Skandal» zu schreien, wenn zwei Gutachter in Nuancen nicht perfekt übereinstimmen. Die forensische Psychiatrie ist eine junge wissenschaftliche Disziplin, an der es wahrlich viel zu kritisieren gibt. Kritik üben heisst aber, sich seriös mit der Materie auseinanderzusetzen. Der mediale Deppenpranger bringt zwar Aufmerksamkeit, nützt aber weder der Gesellschaft noch der Wissenschaft.

Die Kritik an der Diagnostik und der Behandelbarkeit des Rapperswiler Vierfachmörders greift aber voll daneben, da die vermeintlichen Unterschiede komplett irrelevant sind. Das ist, wie wenn ein Gericht zwei Gutachter zur Farbe eines Fussgängerstreifens befragte: Der eine meint, dass der Streifen ins Zitronengelb kippe, und der andere erkennt darin eine Nuance von Kanariengelb. Hat diese unterschiedliche Auffassung Auswirkungen für die Praxis? Ist die Sicherheit der Fussgänger gefährdet, wenn die Strassenmarkierung nicht den exakten Farbton erwischt? Nein. Genauso unsinnig ist es, «Skandal» zu schreien, wenn zwei Gutachter in Nuancen nicht perfekt übereinstimmen. Die forensische Psychiatrie ist eine junge wissenschaftliche Disziplin, an der es wahrlich viel zu kritisieren gibt. Kritik üben heisst aber, sich seriös mit der Materie auseinanderzusetzen. Der mediale Deppenpranger bringt zwar Aufmerksamkeit, nützt aber weder der Gesellschaft noch der Wissenschaft.

Prof. Dr. phil. Jérôme Endrass ist Stabschef im Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich und Professor an der Universität Konstanz.

Dr. med. Dr. iur. Thomas Noll, ist Leiter Fachstelle Forensik im Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich und Lehrbeauftragter an den Universitäten St. Gallen und Zürich.



Der Wind hat gedreht: Erwin Sperisen.

Rette sich, wer kann

Drei Wochen vor der Neuauflage des Sperisen-Prozesses in Genf werden zwei weitere Richter ersetzt. Die offizielle Begründung ist fadenscheinig. Der Gerichtsfall wird zum Politikum. Von Alex Baur

Alessandra Cambi Favre-Bulle, Vizepräsidentin des Genfer Kriminalgerichtes, hat schwierige Tage vor sich. Aufgrund vager Indizien und Kronzeugen-Aussagen hatte das Gericht unter ihrer Regie den ehemaligen politischen Chef der Nationalpolizei von Guatemala im Juli 2015 wegen angeblicher Gefangenen-Exekutionen zu «lebenslänglich» verurteilt. Als das Bundesgericht das Urteil im letzten Juli wegen Willkür und anderer fundamentaler Mängel annullierte, schaltete Cambi Favre-Bulle auf stur. Gegen ihren erbitterten Widerstand musste Sperisen nach fünf Jahren Untersuchungshaft beim Bundesgericht seine Freilassung erzwingen («Bertossas Rückzugsgefecht», *Weltwoche* Nr. 39/17).

Cambi Favre-Bulle wird wohl oder übel auch über sich selber zu Gerichte sitzen, wenn am 15. April der Fall Sperisen vor dem Genfer Kriminalgericht neu aufgerollt wird. Doch mittlerweile steht die FDP-Richterin ziemlich alleine da. Fünf der sieben mitverantwortlichen Richter haben sich inzwischen diskret aus dem Fall verabschiedet, der sich längst zum juristischen Albtraum ausgewachsen hat.

Vor allem der Abgang der Nebenrichter Monika Sommer und Roland-Daniel Schneebeli lässt tief blicken. Cambi Favre-Bulle avisierte deren Rücktritt mit Schreiben vom 21. März, also gerade mal drei Wochen vor Prozessbe-

ginn. Begründung: Die beiden Laienrichter bewerben sich für die FDP um einen Sitz im Kantonsparlament, doch die Gewaltentrennung verbiete ein solches Doppelmandat. Die Wahl findet just einen Tag vor der Prozessöffnung statt.

Die Begründung ist mehr als fadenscheinig. Die Vereidigung der neuen Grossräte findet – so Sommer und Schneebeli gewählt werden – erst am 15. Mai statt. So lange wird der Prozess kaum dauern. Dabei ist der Prozesstermin wie auch die Kandidatur der beiden seit einem halben Jahr bekannt. Wie die neuen Richter in drei Wochen den rund fünfzig Bundesordner dicken Aktenberg bewältigen sollen, ist ein Rätsel. Zur Erinnerung: Das Bundesgericht brauchte dafür zwei Jahre.

Juristischer Albtraum

Die wirklichen Motive der richterlichen Rochades sind so undurchsichtig wie das ganze Verfahren, das von Anfang an politisch verseucht war. Klar ist lediglich: Lorbeeren sind hier keine mehr zu holen. Mit dem Urteil des Bundesgerichtes hat der Wind gedreht. Im Grossen Rat geht das Gespenst einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) um. «Nur schon die Forderung nach einer PUK hatte die Wirkung eines Donnerschlages auf das Dossier», sagt Sperisen-Verteidiger Florian Baier.

Als der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa im August 2012 in enger Zusammenarbeit mit der NGO Trial das Sperisen-Verfahren mit einem grossartigen Verhaftungsspektakel eröffnete, wollte er der Welt zeigen, wie man in Guatemala Recht und Ordnung schafft. Dass die vagen, oft abenteuerlichen bis widersprüchlichen Aussagen der gekauften Kronzeugen das Papier nicht wert waren, auf dem sie protokolliert wurden, musste er bald erkannt haben. Doch je länger Sperisen in Haft sass, desto grösser der Erfolgsdruck, desto mehr zauberte Bertossa. Und keiner stoppte ihn.

Sämtliche vermeintlichen Mitverschwörer, die mit Erwin Sperisen auf Regierungsebene «soziale Säuberungen» geplant haben sollen, wurden in Guatemala, Spanien und Österreich freigesprochen. Am Ende blieb nur noch Sperisen. Da sich der Polizeichef nicht mit sich selber verschworen haben konnte, verurteilte das Genfer Kriminalgericht die drei Freigesprochenen kurzerhand mit ihm – in Abwesenheit, ohne Anhörung, ohne Verteidigung. Man braucht kein Jurist zu sein, um zu begreifen, dass so etwas nicht geht. Und das war nur einer von vielen Mängeln, die das Bundesgericht rügte.

Seit 2014 kritisiert Grossrat Thierry Cerutti (Mouvement citoyens genevois MCG), selber ein Polizeioffizier, die politisch motivierte Vorverurteilung Sperisens und die «république bananière de Genève». Wegen Richterbeleidigung wurde er im Polizeikorps kürzlich zurückgestuft. Doch Cerutti liess sich vom Zähmungsvorhaben nicht beeindruckt. In einer dringenden Anfrage verlangte er kürzlich eine Zusammenstellung der Kosten des Monsterverfahrens. Besonders brisant ist in diesem Zusammenhang der Betrag von angeblich rund 100 000 Franken, den allein die Privatkläger abkassiert haben sollen.

Die Anwälte Alexandra Lopez und Alec Reymond treten als Nebenkläger im Namen der Mutter eines der in Guatemala getöteten Häftlinge auf. Wie die Zeitschrift *L'Illustré* bereits 2014 aufdeckte, fiel die Frau aus allen Wolken, als sie vom Prozess in Genf erfuhr. Sie sagte dem Reporter vor laufender Kamera, sie kenne die Anwälte nicht. Sie habe nichts gegen Erwin Sperisen, verantwortlich für den Tod ihres Sohnes sei der damalige Vollzugschef. Konsequenzen hatte die Enthüllung keine.

In einem Schreiben an die Genfer Anwaltskammer (Commission du barreau) forderte Sperisen, dass dieser schwerwiegende Vorwurf wenigstens untersucht werde, wie die Genfer Zeitung *GHI* kürzlich berichtete. Viel darf er von diesem Schritt allerdings nicht erwarten: Richterin Alessandra Cambi Favre-Bulle und Anwalt Alec Reymond wirken beide als Vizepräsidenten im dreiköpfigen Büro der Anwaltskammer. Materiell mag es ein Nebenschauplatz sein. Doch die Episode zeigt, wie eng die persönlichen und politischen Verbandlungen im Genfer Justizkabinett sind. ○

Gefunkt hat's im Paradies

Die Schöne und das Biest: Wie Lara Gut und Valon Behrami zueinanderfanden. Und weshalb die Skirennfahrerin und der Fussballer das perfekte Paar sind.

Von Thomas Renggli



Schweizer Antwort auf David und Victoria Beckham? Gut, Behrami.

Es stand schon besser um die Schweizer Hochglanz-Prominenz: Die Miss-Schweiz-Wahl ist zum Nischenprodukt degradiert worden, Monika Fasnacht darf nicht mehr jassen, Elizabeth Teissier befindet sich bereits in der astrologischen Sommerpause, und Hausi Leutenegger kann's ja nicht immer alleine richten. Umso erfreulicher war die Nachricht, die uns vergangene Woche wie ein Blitz aus heiterem (Tessiner) Himmel traf: Lara Gut, die Ski-Prinzessin ohne

Goldmedaille, aber mit gewinnendem Lächeln, und Valon Behrami, der vom Scheitel bis zur Sohle tätowierte Fussballer, sind ein Paar.

Die Neuigkeit befeuerte die Online-Plattformen und beflügelte die öffentlichen Fantasien. Gegenteile ziehen sich bekanntlich an. Minus mal minus gibt plus. Aber damit hätte nun wirklich niemand gerechnet. Allein der Gedanke, dass sich Valon Behrami je an ein Skirennen verirren würde, schien etwa gleich

(un)realistisch wie der Bau eines Fussballstadions in Zürich. Dass sich die gebildete und weltgewandte Ski-Lady in die Niederungen des Calcio begibt, erwischte selbst die routiniertesten Paparazzi auf dem falschen Fuss.

«Das Schönste, was mir passieren konnte» Doch dann durfte man lesen, dass sich der Mittelfeldkämpfer am 21. Januar still und heimlich von seinem Arbeitgeber Udinese Calcio

davongeschlichen hatte, um in Cortina d'Ampezzo hoch in den Dolomiten den Super G der Frauen zu verfolgen. Weil Behrami die Kunst des Tarnens (mit Sonnenbrille und Mütze) ebenso gut beherrscht wie die Grätsche auf dem Fussballplatz, blieb seine Stippvisite unbemerkt. So konnte man auch den verschwörerischen Fingerzeig von Lara in Richtung Tribüne vorerst nicht richtig interpretieren.

Doch dies ist nicht von Relevanz. Sportlich steht die Beziehung offensichtlich unter einem guten Stern. Ausgerechnet in Cortina gewann

Seit rund einem Jahr trafen sie sich regelmässig zum Mittag- oder Abendessen.

Lara Gut das erste Rennen seit dem Kreuzbandriss, den sie sich im Februar 2017 an der WM in St. Moritz zugezogen hatte. Wirkt sich Guts Anwesenheit auf Behrami ebenso leistungsfördernd aus, ist der Schweizerische Fussballverband zum Handeln gezwungen. Er muss Lara sofort für die gesamte WM nach Russland einladen.

Hollywood-Potenzial

Aber zurück auf den Boden der amourösen Tatsachen. Ende Januar wurde das Paar in Barcelona beim Shopping gesehen. Vorletzten Woche chauffierte Behrami seine Herzdame zum Hauptsitz ihres Ausrüsters Head im vorarlbergischen Kennelbach. In beiden Fällen waren Zeitungsleser Zeugen. Die Indizienlage liess schon seit längerem keine Missverständnisse mehr zu. Offiziell machte Gut ihren neuen Beziehungsstatus aber erst mit einem Facebook-Eintrag in Romanlänge (9318 Zeichen) am vorletzten Sonntag publik. Reduziert man diesen aufs Wesentliche, liess sie die Öffentlichkeit darin wissen: «Mit Valon habe ich die Kraft erfahren, wie es ist, zu zweit zu sein und eine Person neben sich zu haben, die dich an die Hand nimmt und dich nie alleine lässt. Valon ist das Schönste, was mir je passieren konnte.»

Um der Statistik gerecht zu werden, muss aber gesagt werden: Valon ist nicht der erste Glückliche. Schon mit siebzehn Jahren wurde Gut an der Seite des italienischen Ski-Casanova Christof Innerhofer gesichtet. Dieser stellte der jungen Tessinerin ein zwiespältiges Zeugnis aus: «Die Lara ist zwar als Rennfahrerin schon in jungen Jahren Weltklasse, aber wenn sie eine gute Liebhaberin werden will, muss sie noch viel lernen.» Später folgte eine Beziehung mit dem Skilehrer Simone Eydallin – und zuletzt wurde Gut mit dem Westschweizer Sänger Bastian Baker in Verbindung gebracht.

Und nun also Valon Behrami, der Vorkämpfer der Schweizer Nationalmannschaft, der 1990 mit seinen Eltern als Flüchtling aus dem Kosovo in die Schweiz kam und später nur

dank der Intervention des Tessiner Grossrats Alex Pedrazzi nicht ausgewiesen wurde. Die Geschichte hat schon fast Hollywood-Potenzial – und das Timing des Liebes-Outings war insofern medial perfekt gewählt, als Behrami just am selben Tag ins Camp der Nationalmannschaft einrückte und so den Schweizer Fachjournalisten nicht enteilen konnte. Selbst die sonst nicht für ihre boulevardesken Ansätze bekannte Nachrichtenagentur SDA widmete sich in einer längeren Meldung unter dem Titel «Frisch verliebt» dem emotionalen Sturm. Wer die (vermeintlichen) Details erfahren wollte, musste aber den *Blick* konsultieren. Dort stand beispielsweise zu lesen: «Gefunkt hat es im Ferrari» (Modell 488 GTB, 670 PS, Höchstgeschwindigkeit 330 km/h). Der Fussballer habe der Skifahrerin in der Weihnachtszeit die Schönheiten des Tessins durch die Fenster seines Sportwagens gezeigt.

Dass Behrami damit aber wirklich das Herz von Gut erobern konnte, ist zu bezweifeln. Es würde schlecht zur Loyalität Guts ihrem Autosponsor (Audi) gegenüber passen, wenn sie sich durch eine profane Spritztour in einer italienischen Edelkarosse verführen liesse. Intensive Recherchen aus dem Umfeld der beiden Sportler ergaben, dass sich die Wahrheit viel unspektakulärer (und CO₂-neutral) präsentiert. Gut und Behrami lernten sich über gemeinsame Freunde aus ihrem Umfeld in Lugano kennen. Gut wohnt in Paradiso – in der Nachbarschaft von Behramis Eltern Ragip und Halime. Seit rund einem Jahr trafen sich der Fussballer und die Skirennfahrerin regelmässig zum Mittag- oder Abendessen. Bis Gut aber realisiert habe, was es zu ihrem privaten Glück noch brauche, sei ein sachdienlicher Hinweis des befreundeten Tessiner Regisseurs Daniele Finzi Pasca nötig gewesen: «Lara, dir fehlt die Liebe.»

Moralische Bedenken

Nun ist dieses Manko behoben. Doch die Außenwelt runzelt besorgt die Stirn. Kann das wirklich gutgehen? Kaum ein seriöser Paartherapeut würde diese Liaison unterstützen. Keine Partnerschaftsagentur wäre das Wagnis eingegangen, die beiden so unterschiedlichen Sportler zusammenzuführen. Dass Behrami den Sprung in den Profifussball beim FC Lugano schaffte, aber Gut öffentlich zu ihren Sympathien für den HC Ambri-Piotta steht, macht die *Amour fou* nicht einfacher. Bei ihrem letzten Besuch in der Eishalle Resega in Lugano wurde sie mit einem gellenden Pfeifkonzert empfangen.

Ferrari hin oder her: Aus der laienpsychologischen Halbdistanz betrachtet, hätte schon das erste Treffen in die Sackgasse führen müssen. Gut und Behrami scheinen zueinanderzupassen wie die Faust aufs Auge. Auch die *Vox populi* sieht es so. In der Internetumfrage vom

Blick sagten 73,2 Prozent: «Nein, die beiden passen nicht zusammen.» Ähnlich negativ tönte es bei *20 Minuten*: «Voll schräg, das ist bald wieder vorbei.» Und bei der *Schweizer Illustrierten* zeigten sich 63 Prozent ihrer User erstaunt über die Beziehung: «Nein, das hätte ich nicht gedacht, dass die beiden zusammenfinden.» Dass Behrami für die Liebe zu Gut seine Ehefrau Elena, 35, und die beiden gemeinsamen Töchter Sofia, 9, und Isabel, 1, sitzenliess, weckt moralische Bedenken – umso mehr, als der Fussballer sein Familienglück bei fast jeder Gelegenheit medial ausbreitete.

Nur Gewinner

Die Familie Behrami ist Schnee von gestern. Die Gegenwart gehört der Sportarten-übergreifenden Beziehung zu Gut. «Seitensprünge» dieser Art haben ennet dem Gotthard eine gewisse Tradition. Michela Figini, die Abfahrts-Olympiasiegerin von 1984, soll einst mit Eishockey-Torhüter Andy Jorns zum gemeinsamen Forechecking angesetzt haben. Damals wurde im Tessin hinter vorgehaltener Hand getuschelt. Dank Facebook und Twitter darf man sich im Falle von Gut und Behrami

Gut wie Behrami sind beide ausgesprochene Kämpfernaturen. Sie gelten als Einzelgänger.

offen für das junge Glück freuen. Und auf den zweiten Blick kann man der Beziehung durchaus eine positive Prognose stellen. Gut wie Behrami sind ausgesprochene Kämpfernaturen. Sie gelten als Einzelgänger, die sich erst öffnen, wenn sie Vertrauen gewinnen. Und sie sind beide sprachgewandt. Gut spricht fließend Italienisch, Französisch, Englisch und Deutsch. Behrami kann nur auf Deutsch nicht ganz mithalten.

Bleibt die Frage, ob es sich bei der Tessiner Liebesgeschichte um eine *fatal attraction* oder um eine grosse Beziehung handelt. Oder sind Gut und Behrami etwa doch die Schweizer Antwort auf David und Victoria Beckham?

So oder so. Bis auf weiteres gibt es nur Gewinner – auch medial. Der *Corriere del Ticino* titelte zum Testländerspiel der Schweiz in Griechenland am vergangenen Samstag: «Lara lächelt für ihren Valon.» Das Filmchen, das zeigt, wie Gut an der Kasse des Athener Olympiastadions ihr Ticket abholt und dann die Eingangskontrolle passiert, fand fast grössere Beachtung als das Schweizer Siegestor durch Blerim Dzemaili.

Spätestens an jenem Abend in Athen muss es dem letzten Skeptiker und böswilligsten Stänkerer klargeworden sein: Wer bei Kälte und Wind in einem leeren Stadion ausharrt, um ein bedeutungsloses Fussballspiel über sich ergehen zu lassen, kann nur von etwas getrieben sein – von wahrer Liebe. ○



Poltern und Kämpfen.

Duell der Weltmeister

US-Präsident Donald Trump droht mit neuen Zöllen einen Handelskrieg anzuzetteln. Für die Freiheit des Welthandels tut er damit mehr, als er wahrscheinlich weiss.

Von Beat Gygi und Daniel Stolle (Illustration)

Wie gefährlich sind die Angriffe des US-Präsidenten Donald Trump auf das Welthandelsystem? Sind es vor allem Worte, die zuerst viele Regierungen und Unternehmen in Furcht und Aufregung versetzen, dann aber zu Diskussionen zwischen den Streithähnen und friedlichen Kompromissen führen? Ist Trump vielleicht sogar ein verkappter Anhänger des Freihandels, der seinen Kollegen einfach mal brutal die Ellenbogen in die Rippen stösst, wenn sie zu frech werden, um ihnen richtig den Tarif durchzugeben und sie auf einen anderen Kurs zu bringen? Oder droht Trump mit seinen Zöllen wirklich einen Handelskrieg auszulösen und den Welthandel so zu beschädigen, dass Firmen und Haushalte derart darunter leiden, wie man es lange nicht mehr erlebt hat?

Ralph Ossa, Professor für Weltwirtschaft und Schwellenländer an der Universität Zürich und am UBS International Center of Economics in Society, hat mit wissenschaftlichen Arbeiten über mögliche Handelskriege inter-

national bereits viel Aufmerksamkeit in der ökonomischen Fachwelt erlangt, aber dass in der realen Welt nun eine Art Ernstfall droht, überrascht ihn doch. Als er seine Papiere über neue Theorien zum Handel und über Handelskriege geschrieben, auch die möglichen Folgen handelspolitischer Kampfmassnahmen studiert habe, hätte er nicht erwartet, dass es eines Tages tatsächlich dazu kommen würde. Die Androhung und Einführung von Zöllen auf Stahl oder Aluminium habe man ja bei früheren amerikanischen Regierungen auch schon erlebt, viele Konflikte seien damals in Streitverfahren im Rahmen der Welthandelsorganisation (WTO) gelöst worden und damit glimpflich verlaufen.

Welthandel in der Zwickmühle

Und was ist heute? Vorläufig zeichnet sich ab, dass Stahl- und Aluminiumpreise in den USA steigen; wer Stahl verkauft, erhält mehr, wer Stahl kauft – das sind alle Verarbeiter und Konsumenten –, hat höhere Kosten. Auf-

sehenerregend findet Ossa im neusten Fall Trumps Begründungen für seine Angriffe: Der US-Präsident mache für seine neuen Zölle auf Stahl und Aluminium Bedenken zur nationalen Sicherheit geltend, und das bringe die WTO in eine Zwickmühle. Sollten nämlich die WTO-Schiedsrichter zum Schluss kommen, die amerikanischen Zölle liessen sich damit nicht rechtfertigen, könne Trump dagegenhalten, eine internationale Organisation werde ja wohl kaum darüber entscheiden können, was für die Sicherheit der USA gefährlich sei und was nicht. Im Extremfall könnte er dann sogar Amerikas Austritt aus der WTO einleiten.

Die Alternative wäre, dass die WTO einräumt, sie könne die Bedrohungslage der USA nicht beurteilen, aber damit würde, so Ossa, die Organisation im Grunde Tür und Tor öffnen für viele weitere handelspolitische Kampfmassnahmen. Beliebige Regierungen könnten dann plötzlich auch Sojabohnen, Autos oder Hightech-Artikel ins Visier nehmen, um in ih-

rem Land nationale Interessen vor ausländischer Konkurrenz zu schützen.

«Klar, es geht auch um juristische Fragen, aber wenn sich die Europäer bei der WTO über die USA beschwerten würden, wäre ein Entscheid nicht einfach», meint Ossa. Im internationalen Handelsrecht gebe es zwar Ausnahmen im Zusammenhang mit nationaler Sicherheit; die nun vorgebrachten amerikanischen Sicherheitsbedenken hält er jedoch für vorgeschoben. Das Handelsvolumen der USA sei ja ziemlich gering im Vergleich mit der Eigenproduktion von Stahl, so dass mögliche Versorgungsengpässe ein schwaches Argument seien. Zudem habe Trump die Europäer und Südkorea bereits von den Zöllen ausgenommen, so dass seine Aktionen nun primär gegen China und dessen Handelsbilanzüberschuss im Verkehr mit den USA abzielten.

Aus ökonomischer Sicht kann man Ossas Ansicht nach Trumps Handlungen ziemlich gut erklären. Einseitig Zölle auf Importe zu erheben, könne durchaus im amerikanischen Interesse sein, dieser Schluss ergebe sich sowohl aus den klassischen Handelsmodellen wie vor allem auch aus neueren Ansätzen. Ossa hat in seinen Arbeiten die vom Nobelpreisträger Paul Krugman in den achtziger Jahren massgeblich geprägte neue Handelstheorie angewendet, bei der speziell berücksichtigt wird, dass besonders grosse Länder ihre Lage im Weltmarkt mit einem optimalen Einfuhrzoll verbessern können. So gesehen könnten die USA mit ihren Zöllen beispielsweise Weltmarktpreise zu ihren Gunsten beeinflussen oder Gewinne chinesischer Unternehmen nach Amerika umleiten.

Exporte als Mittel zum Zweck

Wenn kein anderes Land auf die Aktionen der USA reagiert, dann könnte nach Ossas Einschätzung das Kalkül aufgehen – allerdings nur im Durchschnitt gesehen, denn die Konsumenten würden durch die höheren Preise ja belastet. Sobald aber weitere Länder mit

Gegenmassnahmen versuchten, ebenfalls auf Kosten der anderen zu profitieren, dann funktioniere das Ganze nicht mehr, dann schaukelten sich Aktionen und Reaktionen eventuell dermassen auf, dass das am Ende den Welthandel massiv schädigen könne. Nachdem jetzt aber praktisch nur noch China als Gegner im Rennen ist, kann man sich auch bilaterale Kompromisse ohne Handelskrieg vorstellen. Es stehen sich sozusagen zwei Weltmeister gegenüber: China als Champion im Exportieren, die USA als globaler Chefkonsument. Die in den Grafiken (unten auf dieser Seite) dargestellten Handelsbilanzen der beiden Länder zeigen Monat für Monat mehrere Dutzend Milliarden Dollar schwere Importüberschüsse (USA) und Ausfuhrüberschüsse (China).

«Bei Trump ist allerdings unklar, wie viel er von diesen Zusammenhängen versteht», fügt Ossa an. Der US-Präsident schein eher die Nettoexporte im Blick zu haben, er sehe Zölle wohl als Mittel zum Verringern des riesigen

Es stehen sich gegenüber: China als Champion im Exportieren, die USA als globaler Chefkonsument.

Handelsbilanzdefizits, nach dem Motto: «Exportieren ist gut, das zeugt von Stärke und schafft Arbeitsplätze im Inland – Importieren ist schlecht, das konkurrenziert unsere Firmen und Arbeitsplätze.» Ossa meint: «Die meisten Politiker verstehen nicht, dass es beim Handel ganz grundsätzlich um Importe und nicht um Exporte geht. Ich muss nur deshalb Waren exportieren, weil mein Handelspartner mir seine Güter nicht umsonst liefern will.»

Exporte als Mittel zum Zweck – diesen Zusammenhang betont auch Rolf Weder, Professor für Aussenwirtschaft und europäische Integration an der Universität Basel. Im nebenstehenden Interview legt er dar, dass diese Erkenntnis vor 200 Jahren vom berühmten britischen Nationalökonom David Ricardo

formuliert worden sei, dass aber die fixe und falsche Vorstellung «Exporte gut, Importe schlecht» fast nicht aus den Köpfen der heutigen Politiker zu bringen sei. Weder und sein Kollege Ronald W. Jones von der Universität Rochester (USA) haben soeben ein Buch zum 200. Geburtstag von Ricardos Theorie herausgegeben*, um die Zusammenhänge im internationalen Handel auszuleuchten.

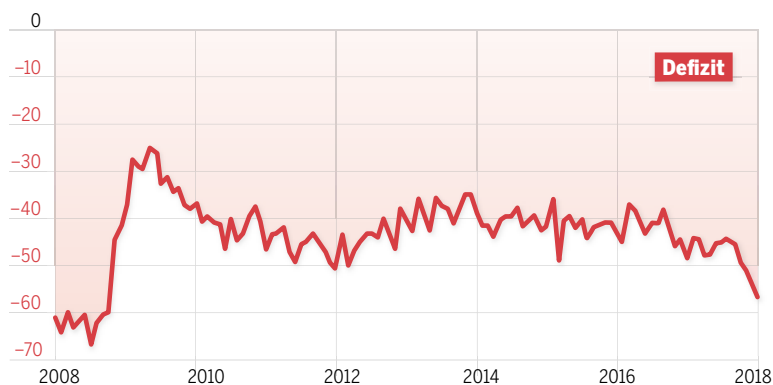
Den meisten ist auch nicht bewusst, dass ein Leistungsbilanzüberschuss, also Nettoexporte von Gütern und Dienstleistungen, von den wirtschaftlichen Zusammenhängen her verbunden sind mit einem Abfluss von Kapital ins Ausland. Noch etwas farbiger ausgedrückt: Wenn es im Inland an Fantasie und Investitionschancen fehlt, um das Kapital sinnvoll einzusetzen, bringt man es ins Ausland. Und was tut das Kapital da? Es finanziert ausländische Arbeitsplätze. Die Natur eines Exportchampions lässt sich also etwa so umschreiben: Er rackert sich ab, um ausländische Kunden zu befriedigen, und liefert das Kapital, mit dem das andere Land wachsen kann. Deutschland und die Schweiz sind typische Kapitalexporthoren. Die USA dagegen sind ein Magnet für Kapital aus aller Welt, sie finanzieren damit Investitionen und ihren konsumfreudigen Lebensstil.

Eigentlich müsste die US-Regierung erfreut sein über den Importüberschuss, statt ihn zu verteufeln. Weder stimmt zu: «Ein Handelsbilanzdefizit, wie es Trump so massiv kritisiert, ist im Grunde kein Problem. Eine Zeitlang kommt man so nämlich mit relativ wenig Exporten zu relativ viel Importen.»

Könnte es sein, dass Trump letztlich doch ein verkappter Anhänger des Freihandels ist und mit Zollandrohungen die ändern lediglich zwingen will, ihren Marktzugang für US-Güter zu verbessern? Weder sagt, die Amerikaner hätten der Tendenz nach tatsächlich offenere Grenzen als etwa die EU oder China, aber Trumps Auftritte deuteten eher darauf hin, dass er der fixen Idee «Exporte gut, Importe schlecht» folge. >>>

Spitzenreiter im Importieren und Exportieren

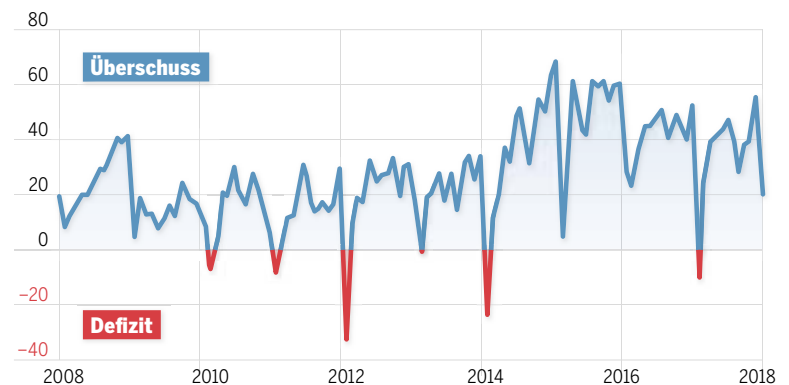
Monatliches Handelsbilanzdefizit der USA, in Milliarden Dollar



QUELLE: TRADINGECONOMICS

Bilaterale Kompromisse sind möglich.

Monatlicher Handelsbilanzüberschuss Chinas, in Milliarden Dollar



Begehrte Importe

Viele meinen, Exporte seien gut, Importe schlecht. So auch Donald Trump. Aussenhandelsexperte Rolf Weder erklärt, warum diese Sichtweise abwegig ist.

Herr Weder, wem nützen oder schaden die von US-Präsident Trump erlassenen Zölle?

Primär schädigen die Amerikaner sich selbst, in zweiter Linie auch die anderen Länder, die sich wegen der Handelsbehinderung weniger auf ihre eigenen Stärken spezialisieren können.

Aber Trump verspricht sich doch von den Zöllen eine Stärkung der US-Industrie und mehr Arbeitsplätze.

Dahinter steht die verbreitete Ansicht, Handel sei dann gut, wenn er dem eigenen Land mehr Exportmöglichkeiten und Arbeitsplätze bringe, nach dem Motto: Exporte sind gut, Importe sind schlecht. Das sagen Politiker seit eh und je, aber das ist eine grundlegend falsche Vorstellung vom Handel. Es geht beim internationalen Warenaustausch nicht um Arbeitsplätze, sondern darum, dass ein Land mit seinen begrenzten Ressourcen letztlich mehr konsumieren kann.

Wie geht das?

Durchs Importieren begehrter Güter aus dem Ausland. Exporte sind höchstens ein Mittel, um zu diesen Importen zu gelangen und diese zu bezahlen. Das ist der Kern der Handelstheorie auf der Grundlage von David Ricardo. Der britische Nationalökonom hat diese Zusammenhänge bereits vor 200 Jahren erkannt und als Theorie formuliert. Es geht um Effizienz in der internationalen Arbeitsteilung zwischen Ländern, nicht um Arbeitsplätze. Mit Importen erweitert ein Land seine eigenen Möglichkeiten.

Also liegen auch die Deutschen falsch, wenn sie sich als Exportweltmeister feiern und den Ausfuhrüberschuss als Erfolg?

Genau. Ein Leistungsbilanzüberschuss ist ja immer auch mit einem Kapitalabfluss ins Ausland verbunden. Und das Kapital, das so von den Deutschen zu den Amerikanern fliesst, schafft in den USA Arbeitsplätze, nicht in Deutschland. Aber nicht nur Trump und deutsche Politiker verstehen diese Zusammenhänge nicht, auch in der Schweiz sind jeweils alle stolz und zufrieden, wenn wir mehr Waren exportieren als importieren. Eine Volkswirtschaft ist eben nicht eine grosse Firma.

Wie kann sich ein kleines Land wie die Schweiz in einem Handelskrieg wehren?

Am besten ist es, wenn sie sich über die Welthandelsorganisation WTO gegen die Störenfriede wehrt. Die WTO ist eine Organisation vor allem zum Schutz der Kleineren. Mich erstaunt immer wieder, dass die Schweiz nicht energischer auf WTO-Regeln pocht.

Kommt die WTO nicht allmählich aus der Mode, weil sie ja nur weltweite Regeln zum Handel mit Gütern und Dienstleistungen überwacht, aber nicht neuere, komplexere Abkommen zu Investitionen, Personenverkehr oder Produktvorschriften?

Ganz im Gegenteil. Meiner Ansicht nach ist es genau das multilateral ausgerichtete WTO-System, das den Ländern am meisten Spielraum für die eigene Wirtschaftspolitik lässt. Geregelt wird da nur der Handel von Gütern und Dienstleistungen, aber nicht der Austausch von Arbeit und Kapital, und das ist gut. Ricardo sagte seinerzeit schon, es gebe gute Gründe dafür, warum ein Land den Zustrom von Kapital und vor allem von Arbeitskräften nicht einfach freigeben, sondern kontrollieren wolle. Darum unterscheidet die Handelstheorie zwischen dem Austausch von Gütern und Dienstleistungen und dem Austausch von Arbeit und Kapital.

Sind völlig offene Grenzen für alle vier Kategorien, wie die EU es fordert, also weltfremd?

Ja. Es kommt nicht von ungefähr, dass es Länder und Grenzen gibt: «Countries are countries for a reason.» So stört sich etwa ein Grossteil der Bürger viel mehr an der Zuwanderung von Arbeitskräften als am Warenhandel. Das ist ein grundsätzliches Problem der EU und vieler Handelsabkommen. Die WTO dagegen bietet mehr Freiheit. Sie versucht nicht, allen die gleichen Produktvorschriften und Regulierungen aufzuzwingen, sondern verlangt lediglich die gegenseitige Anerkennung der Standards. *Beat Gygi*



Rolf Weder ist Professor für Aussenwirtschaft und Europäische Integration an der Universität Basel.

Aber nochmals: Ist Trump nicht doch liberaler, als es zunächst den Anschein macht? Wenn er wirklich einen Handelskrieg wollte, dann müsste er doch zu den viel schärferen und perfideren Waffen der nichttarifären Handelshemmnisse greifen, also Schikanen, die nicht auf Zöllen beruhen. Dann müsste er Produktvorschriften erlassen, die ausländische Waren benachteiligen, mengenmässige Obergrenzen definieren, ausländische Hersteller noch stärker zur lokalen Beschaffung in den USA zwingen oder mit speziellen Umweltschutz- und Arbeitsvorschriften drangsalieren.

In diesen Disziplinen ist die EU sehr versiert. Sie ist zwar eine Zollunion mit einheitlichen Einfuhrzöllen an den Aussengrenzen – auf Autos erhebt sie mit 10 Prozent etwa mehr als die Amerikaner mit 2,5 Prozent –, aber um durch die EU-Grenze in den europäischen Binnenmarkt, sozusagen in die Festung Europa, zu gelangen, muss ein Ausländer zahllose Produktnormen, Arbeits- und Sozialvorschriften, Auflagen zu Umweltschutz, Investitionsschutz, Transparenz usw. erfüllen. Die bilateralen Verträge Schweiz–EU sind nicht umsonst so komplex.

Besser als Vorschriften-Schikanen

Nach Ossas Einschätzung ist es tatsächlich erstaunlich, dass sich die USA nun auf Zölkämpfe konzentrieren. Er hat in seiner Forschung das Gewicht auf die Untersuchung nichttarifärer Handelshemmnisse verlagert, dies in der Erwartung, dass Handelsauseinandersetzungen nun primär auf diesem Gebiet ausgetragen werden. Das blockierte Transatlantische Handels- und Investitionsabkommen (TTIP) oder die von Trump aufgekündigte Transpazifische Partnerschaft (TPP) gehen weit über Zölle und Gütertausch hinaus und betreffen etliche Harmonisierungen von Produktvorschriften und anderen Regulierungen.

Im Interview (links auf dieser Seite) weist Rolf Weder darauf hin, dass die WTO im Vergleich dazu deutlich freiheitlicher angelegt ist – sie regelt primär den Güter- und Dienstleistungsaustausch und verzichtet auf den Anspruch, Landesgrenzen für möglichst vieles anderes zu öffnen. Aus dieser Sicht kann man sagen: Solange Trump sich aufs Poltern und Kämpfen mit Zöllen konzentriert und nicht zu Harmonisierung und Vorschriften-schikanen greift, unterstützt er alle, die Landesgrenzen für sinnvoll halten und respektieren, damit tut er im Grunde dem Freihandel einen Dienst.

*Ronald W. Jones und Rolf Weder: 200 Years of Ricardian Trade Theory – Challenges of Globalization; Springer; 268 S., Fr. 179.–

Wie glücklich sind die Schweizer?

Laut dem neuen «World Happiness Report» zählen die Schweizer zu den glücklichsten Völkern der Welt. Gleichzeitig sind wir gerne muff.

Wie passt das zusammen?
 Von Mathias Binswanger



Seit dem Jahr 2012 erscheint im Monat März mit schöner Regelmässigkeit der «World Happiness Report». Dort wird der Versuch unternommen, das Glück der Menschen in Zahlen zu giessen und dann weltweit zu vergleichen. Die Schweiz mischt dabei immer ganz vorne mit und liegt im Report des Jahres 2018 auf dem fünften Platz hinter Finnland, Norwegen, Dänemark und Island. Das überrascht uns selbst oft am meisten, denn wer von uns hat schon das Gefühl, von lachenden, fröhlichen Menschen umgeben zu sein? Zwar gibt es Erklärungen für die hohen Schweizer Glückswerte. Doch zu einem Teil liegt der Spitzenplatz der Schweiz auch an der Schweizer Mentalität und deren Auswirkung auf die Beantwortung von Fragen nach dem Glück.

Als erster Erklärungsfaktor für das gute Abschneiden kommt uns vermutlich unser im internationalen Vergleich hohes Durchschnittseinkommen in den Sinn. Und natürlich kann dieses erklären, weshalb wir in der Schweiz glücklicher sind als Menschen in Äthiopien oder Bangladesch. Aber erklärt es auch, weshalb wir ein höheres Ranking als Deutschland oder die USA haben? Die Antwort lautet: nein. Wenn das durchschnittliche Einkommen in einem Land einmal ein bestimmtes Niveau erreicht hat, dann hängt das Glück zunehmend von anderen Faktoren ab. Das sehen wir deutlich bei Luxemburg, welches zwar das weitaus höchste Bruttoinlandsprodukt pro Kopf aufweist, aber im «World Happiness Report» noch nie unter den ersten fünfzehn Ländern vertreten war.

Selbstachtung und Ansehen

Welche Faktoren haben dann effektiv einen Einfluss auf die hohen Glückswerte in der Schweiz? Mit Abstand am wichtigsten ist die tiefe Arbeitslosigkeit und die damit verbundene hohe Arbeitsplatzsicherheit. Denn wer arbeitslos wird, wird im Normalfall auch unglücklich. Kein anderer Faktor hat ein statistisch so gut erfasstes Unglückspotenzial wie Arbeitslosigkeit. Während von der gesamten Bevölkerung in der Schweiz nur knapp 4 Prozent angeben, dass ihre Zufriedenheit mit dem Leben gering ist, sind es bei den Arbeitslosen 24 Prozent und damit fast ein Viertel. Das liegt allerdings nicht zwingend daran, dass diese Menschen so wahnsinnig gern gearbeitet haben und es nachher vermissen, wenn sie nicht

mehr jeden Tag früh aufstehen dürfen, um dann gestresst einer oft wenig sinnstiftenden Tätigkeit nachzugehen. Es liegt vielmehr auch an dem mit der Arbeit eng verknüpften Selbstwertgefühl und dem gesellschaftlichen Ansehen. Ist die Arbeit einmal weg, dann verschwinden häufig Selbstachtung und Ansehen, und so bleibt auch das Glück auf der Strecke.

Aber es geht nicht nur um die Menschen, die tatsächlich arbeitslos werden. Eine hohe Arbeitslosigkeit sorgt auch bei den Beschäftigten für Unsicherheit und Angst, selbst arbeitslos zu werden. Deshalb ist die hohe Arbeitsplatzsicherheit für die gesamte Schweizer Bevölkerung ein entscheidender Glücksfaktor.

Neben der hohen Arbeitsplatzsicherheit lassen sich weitere Faktoren ins Feld führen, welche zu den hohen Glückswerten der Schweiz beitragen. Positiv wirkt sich auch das relativ hohe Durchschnittsalter der Schweizer Bevölkerung aus. Eine Aufschlüsselung nach dem Alter zeigt deutlich, dass Rentner und Rentnerinnen zusammen mit den 16- bis 17-Jährigen die glücklichste Bevölkerungsgruppe der Schweiz darstellen. Dabei spielen einerseits die im Durchschnitt hohe finanzielle Sicherheit und andererseits der relativ gute Gesundheitszustand eine wichtige Rolle. Man kann heute damit rechnen, dass man nach der Pensionierung nochmals relativ lange Zeit bei guter Gesundheit ein aktives Leben führen kann. Da der Stress der Arbeit dann wegfällt, hat man auch wieder Zeit für Dinge, die einem Freude bereiten. Und auch die politischen Institutionen leisten einen kleinen Beitrag zum Glück der Schweizer. Einerseits sind Korruption und Beamtenwillkür in der Schweiz im internationalen Vergleich auf einem bescheidenen Niveau. Und andererseits ist es dank der direkten Demokratie schwieriger, gegen den Willen der Bürger zu regieren, als in andern Ländern.

All diese Faktoren wären aber noch nicht in der Lage, die hohen Glückswerte beim «World Happiness Ranking» wirklich zu erklären. Wir müssen auch die Mentalität berücksichtigen. So zeigt es sich, dass die Deutschschweizer Bevölkerung bei Glücksbefragungen Jahr für Jahr

besser abschneidet als die Westschweizer oder die Tessiner. Doch ist der Röstigraben tatsächlich auch eine Glücksscheide? Vermutlich nicht. Deutschschweizer fühlen sich stärker verpflichtet, zufrieden sein zu müssen, auch wenn sie es in Wirklichkeit nicht sind. Doch man lebt ja schliesslich gut und hat fast alles, so dass ein objektiver Grund zur Unzufriedenheit fehlt.

In den westlichen und südlichen Teilen der Schweiz ist das Gefühl, zufrieden sein zu müssen, hingegen weniger ausgeprägt. Vielmehr sind diese Landesteile schon durch eine mediterrane Mentalität angesteckt, wo es üblich ist, sich zu beklagen. Dies erklärt dann auch, weshalb Länder wie Frankreich und vor allem Italien bei internationalen Glücksvergleichen immer schlecht abschneiden. So liegt Italien im neuesten «World Happiness Report» wie üblich weit abgeschlagen auf Platz 47.

Die Deutschschweizer Mentalität hatte in den sechziger Jahren schon den verstorbenen Schweizer Schriftsteller Hugo Loetscher beschäftigt. Im Band «Der Waschküchenschlüssel» beschreibt Loetscher einen helvetischen Missmut, der sich in einem permanenten Muffsein als dominierendem Lebensgefühl äussert. Loetscher

schreibt: «Wenn wir auf etwas stossen, das nicht aufgeht, wenn wir etwas entdecken, das noch in Ordnung gebracht werden müsste, wenn wir etwas feststellen, das querliegt, dann steigt in uns ein Jauchzer hoch [...] und in unseren Augen findet sich ein Widerschein vom ewigen Alpenglühen: «Wir haben es ja gesagt» und «Wir haben es schon immer gewusst.» Mit Akribie wird nach Dingen gesucht, die nicht richtig funktionieren und nicht perfekt sind. Wir wissen zwar, dass das Glas in Wirklichkeit zu neun Zehnteln voll ist, und stellen uns deshalb bei Befragungen als glückliche Menschen dar. Doch im realen Leben konzentrieren wir uns dann auf das eine Zehntel des leeren Glases und bleiben so, um mit Loetscher zu sprechen, muff.



Doch im realen Leben konzentrieren wir uns dann auf das eine Zehntel des leeren Glases.

Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Fachhochschule Nordwestschweiz.

Trump verschärft die Gangart

Die Übergangszeit ist vorbei. Präsident Donald Trump formiert seine Mannschaft neu, um seine Politik umzusetzen. In der Aussenpolitik steht ein Energieschub bevor.

Von Hansrudolf Kamer

Im zweiten Amtsjahr baut Präsident Trump sein politisches Team um. Das Ziel ist eine Equipe, die seinen politischen Vorstellungen entspricht, wie er sie im Wahlkampf artikuliert hat. Ausserdem sollen viele personelle «Restposten» aus den Obama-Jahren entfernt werden, die ihm das Leben schwermachen.

Hier bleibt viel zu tun. Von den wichtigsten politischen Stellen unterhalb Kabinettsniveau – etwa 640 – sind weniger als die Hälfte vom Senat bestätigt worden. Ein Viertel ist nominiert – Wartestand. Ein Drittel ist vakant. Das «Chaos», das von den Medien immer wieder beschworen wird, hat hier seinen Ursprung und auch darin, dass Trump nur bedingt auf das republikanische Establishment zählen kann.

Was die Aussenpolitik betrifft, so entsprechen die Nominierung des ehemaligen CIA-Chefs Mike Pompeo zum Aussenminister und die Ernennung John Boltons zum Sicherheitsberater genau Trumps Zielsetzungen. Sie stehen, im Gegensatz zu ihren Vorgängern, für eine Politik, die Amerikas Interessen klarer und härter vertreten wird.

Aus dem Weissen Haus verabschiedeten sich – sie wurden nicht gefeuert – die Kommunikationsdirektorin und langjährige Mitarbeiterin Trumps, Hope Hicks, und der Vorsitzende des nationalen Wirtschaftsrates, Gary Cohn. Cohn wurde durch Larry Kudlow ersetzt, wie Bolton ein Veteran der Reagan-Administration, der vor allem die Wachstumsperspektiven für die amerikanische Wirtschaft verbessern möchte.

Jeder Präsident einer Partei, die acht Jahre lang nicht das Weisse Haus besetzte, braucht sehr lange, bis er seine Administration zusammen hat – siehe die turbulenten Anfangsphasen der Präsidentschaften Reagan, Clinton, George W. Bush und Obama. Rex Tillerson und H.R. McMaster hatten die Aufgabe, in der Übergangsphase für Stabilität zu sorgen.

Rare Demonstration der Einheit

Aussenminister Tillerson hatte Alliierte zu beschwichtigen, die von Trumps Kritik an der Nato im Wahlkampf aufgeschreckt waren. McMaster musste einspringen, nachdem Mike Flynn, der erste Sicherheitsberater, dabei erlappt worden war, Vizepräsident Mike Pence



Donald Trump.

Jeder Präsident braucht lange, bis er seine Administration zusammen hat.



Traditioneller konservativer Falke: Sicherheitsberater Bolton.

ein Gespräch mit dem russischen Botschafter zu verschweigen.

Russland ist noch immer im Fokus. Dass Trump letzte Woche Präsident Putin zu dessen Wahlsieg gratulierte, war nicht mehr als eine mechanische Gepflogenheit diplomatischer Höflichkeit, die selten meint, was sie sagt. Trump war hier seinem Stab voraus. Dieser hatte gemeint, ihm raten zu müssen, Putin nicht zu beglückwünschen.

Die Angelegenheit wurde der *Washington Post* gesteckt in der Absicht, Trump als Dummkopf hinzustellen. Der Schuss ging nach hinten los, die *Post* sah alt aus. Das Leak könnte, so heisst es nun, von Trump selber stammen.

Wie auch immer, die Mini-Kontroverse lebte nur bis zur Ankündigung, sechzig russische Diplomaten würden ausgewiesen und das Konsulat in Seattle geschlossen. Die gut vorbereitete Koordination mit den Europäern war überdies eine rar gewordene Demonstration westlicher Einheit.

Dämpft man den täglichen Geräuschpegel der linksliberalen Medien, so bleibt das Fazit,

dass Tillerson und McMaster Erfolg hatten. Die Aussenpolitik im ersten Amtsjahr Trumps setzte zwar neue Akzente, stabilisierte aber das Geschehen. Die Veränderungen, die der Wahlkampf in Aussicht gestellt hatte, kamen nicht.

Das könnte sich nun ändern. Trump, der Interventionsskeptiker, ärgert sich über die militärischen Vorkehrungen in Afghanistan und möchte Pakistan schärfer anpacken. Viele Europäer stellen endlich höhere Verteidigungsausgaben in Aussicht – auch jene der Amerikaner sind wieder im Aufwind. Die Russland-Sanktionen werden verschärft, und die Ukraine erhält wirksamere Waffen. Im Handel mit China steigt der Druck.

Die Signale, die Trump aussandte, sind angekommen. Die feurige Rhetorik gegenüber Nordkorea und das militärische Säbelrasseln waren Mittel, um klarzumachen, dass ein Weiter-wie-bisher nicht mehr geht. Die Politik der Präsidenten Clinton, Bush und Obama ist spektakulär gescheitert. Der neue Sicherheitsberater Bolton, der dies während all der Jahre beharrlich voraussagte, hat recht bekommen. Nun gibt es ein Gipfeltreffen, und Kim Jong Un hat erstmals die Möglichkeit einer Denuklearisierung der Koreanischen Halbinsel erwähnt.

Den zweiten Knackpunkt im atomaren Non-proliférationsfiasko, das Iran-Abkommen, wird sich Pompeo, sofern er vom Senat bestätigt wird, mit Verve vorknöpfen. Pompeo ist der gleichen Meinung wie Trump, dass der Iran-Deal von 2015 ein Desaster sei. Er hat die Europäer davor gewarnt, im Iran zu investieren, nachdem Sanktionen aufgehoben worden waren. Trump selber hat die Angelegenheit zunächst an den Kongress ausgelagert, wo sie dann im Sumpf versank.

Der Mittlere Osten und Amerikas Strategie liegen brach. Die Türkei, der Irak und Syrien stellen Ansprüche, die Pompeo unter einen Hut bringen müsste. Er ist kein Freund des türkischen Präsidenten Erdogan. Er hat das Regime als totalitäre islamistische Diktatur bezeichnet. Auch Bolton, der Pro-Israel-Falke und Kurdenfreund, wird in Ankara nicht gern gesehen.

«Nicht vergessen, wer Präsident ist»

Der Sultan könnte seine Karten ausgereizt haben. Sollte sich Washington etwa auf die Seite der Kurden schlagen – will sagen, das Resultat des Referendums der irakischen Kurden vom letzten September unterstützen –, so wäre das ein Schuss vor den Bug. Das Abdriften der Türken von Europa und der Nato ist bedauerlich, ja tragisch, aber wohl nicht mehr zu stoppen. Es hätte früher verhindert werden müssen.

John Bolton hat einen langen *paper trail*. Er hat viel publiziert und die grossen Fragen der Aussenpolitik aus seiner Sicht erläutert. Seine publizierten Ansichten stimmen mit jenen Trumps nicht immer überein, sind aber, wie er selber sagte, Schnee von gestern.

Bolton ist kein «gefährlicher» neokonservativer Interventionist. Interventionen mit dem Adjektiv «humanitär», die unweigerlich in ein *nation-building* münden, sind ihm ein Gräuel. Die Uno ist ihm generell suspekt, er kennt sie aus der Nähe. Bolton ist ein traditioneller konservativer Falke, der Militärgewalt als eines von mehreren Mitteln ansieht, die Sicherheits- und allenfalls Wirtschaftsinteressen Amerikas zu verteidigen und zu fördern.

Wer glaubt, mit dem Abtreten der «Gemässigten» schwinde auch die Vernunft im aussenpolitischen Management, verkennt die Lage grundsätzlich. Der Präsident hat, das ist inzwischen deutlich geworden, klare Vorstellungen davon, was er will. Über Taktik lässt er mit sich reden, aber er braucht keine Berater, die ihm einflüstern, wie und wann er sich zu entscheiden habe.

Der neue Sicherheitsberater scheint das begriffen zu haben. In einem Interview mit Fox News kurz nach der Bekanntgabe seiner Ernennung antwortete Bolton auf die Frage, weshalb Dean Acheson und Präsident Truman gut miteinander ausgekommen seien, mit einem Zitat des legendären Aussenministers: «Weder der Präsident noch ich selber haben je vergessen, wer Präsident ist.» ○

Amerika

Auf dem Kriegspfad gegen Teheran

Bis tief ins konservative Lager hinein stösst John Bolton auf Ablehnung. Mit getürkten Dokumenten hat er wiederholt versucht, einen Krieg gegen den Iran vorzubereiten.

Trumps neuer Sicherheitsberater John Bolton steht im Ruf eines Superfalken. Er war Cheerleader für den Irakkrieg. Er redet offen über Bombenangriffe auf den Iran, einen Erstschlag gegen Nordkorea und Regimewechsel in Schurkenstaaten.

Kaum bekannt ist, mit welchem Eifer er als Staatssekretär für Rüstungskontrolle und Internationale Sicherheit in der Regierung George W. Bush Kriegspläne gegen den Iran vorangetrieben hat. «Er verfolgte eine komplexe und hinterhältige Strategie, mit dem Ziel, eine Rechtfertigung für einen amerikanischen Angriff gegen den Iran zu fabrizieren», schreibt Gareth Porter, Investigativreporter in *The American Conservative*.

In Absprache mit Vizepräsident Dick Cheney unternahm Bolton 2003 und 2004 mehrere Reisen nach Israel. Bei seinen Treffen, unter anderem mit Mossad-Chef Meir Dagan, versicherte er den Israelis, er hege keinen Zweifel, dass die USA den Iran bald angreifen würden. Damals stand die US-Invasion im Irak kurz bevor. Sei Saddam Hussein einmal gestürzt, werde man sich den Iran vorknöpfen, so Bolton, und dann Syrien. Dies entsprach der damaligen Strategie der Neokonservativen, welche die Terroranschläge von 9/11 zum Anlass nahmen, den ganzen Nahen Osten umzupflügen.

Ein Hindernis auf dem Kriegspfad nach Teheran war der Ägypter Mohammed al-Baradei, Chef der Internationalen Atomenergieorganisation (IAEO). El-Baradei war bemüht, ein Abkommen mit dem Iran auszuhandeln. Wie Bolton in seinen Memoiren «Surrender Is Not an Option» schreibt, habe seine eigene Rolle in der amerikanisch-israelischen Kriegsstrategie darin bestanden, das iranische Nukleardossier von Baradeis Atombehörde weg in den Uno-Sicherheitsrat zu verschieben, wo unter Führung der USA (Bolton wurde 2005 Bushs Botschafter bei der Uno) das diplomatische Terrain für einen Krieg gegen den Iran geebnet werden sollte.

Anfang 2004 wartete Bolton mit einem spektakulären Propagandatricks auf. Er sandte der IAEO eine Reihe von Satellitenaufnahmen, welche angeblich Einrichtungen auf der iranischen Militäranlage Parchin zeigten, die für Simulationstests von Nuklearwaffen gebraucht würden. Bolton verlangte, dass die Atombehörde bei den Iranern Zugang einforderte.

«In Wirklichkeit zeigten die Satellitenaufnahmen nicht mehr als Bunker und Gebäude für konventionelle Explosionstests», so Porter. Bolton habe gehofft, dass das iranische Militär angesichts der erfundenen Anschuldigungen Inspektionen verweigern würde. Damit hätten die Iraner seiner Propaganda in die Hände gespielt. Es kam anders. 2005 gewährten die Iraner Zugang und liessen die Inspektoren sogar mehrere weitere Anlagen untersuchen. Sie fanden keine Belege für nukleare Aktivitäten.

Im Herbst 2004 tauchte ein Dossier von Dokumenten auf, welche die Existenz eines iranischen Nuklearwaffenprogramms zu beweisen schienen. Die Dokumente, die angeblich von einem Laptop eines Mitglieds des iranischen Nuklearwaffenprogramms entwendet worden waren, enthielten technische Zeichnungen von Trägerraketen für Nuklearwaffen. Auch die «Laptop-Dokumente» erwiesen sich als Fälschung. Ein ehemaliges deutsches Regierungsmitglied lieferte Porter 2013 Unterlagen, die belegten, dass der Mossad diese Dokumente 2003/2004 bearbeitet hatte.

Cheney und Bolton stützten ihre Kriegsstrategie auf die Prämisse, dass das US-Militär im Irak rasch Stabilität etablieren würde. Das Gegenteil war der Fall. Nach dem Fiasko in Mesopotamien hatte das Pentagon keinen Appetit auf noch mehr Krieg. Was Bolton nicht daran hinderte, weiter nach einer militärischen Lösung zu suchen. Der ehemalige israelische Verteidigungsminister Schaul Mofas bestätigte am Sonntag, Bolton habe ihn gedrängt, Israel solle die Rolle eines Angreifers übernehmen. «Er versuchte, mich zu überzeugen, dass Israel den Iran attackieren sollte», zitiert die israelische Tageszeitung *Jediot Ahronot* Mofas.

Nun, da Bolton in den Machtzirkel Washingtons zurückkehrt, fürchtet man bis tief ins Lager der Konservativen, der neue Sicherheitsberater könnte seine alten Kriegspläne aktivieren. Trump hatte im Wahlkampf versprochen, unter ihm werde es keine Aussenpolitik der «Interventionen und des Chaos» geben. Viele konservative Wähler haben ihn deswegen zum Präsidenten gewählt. Seit dem Abgang von Chefstrategie Steve Bannon letzten August, einem dezidierten Gegner von Militärinterventionen, ist ihre Stimme im Weissen Haus verstummt. *Urs Gehrig*

Von Räubern und Genies

Die Aufregung ist gross. Die dubiose Firma Cambridge Analytica habe Donald Trump mit Datenklau zum Wahlsieg verholfen. Was heute als Verbrechen gilt, wurde bei Obamas Wiederwahl als Meisterstreich gefeiert. Mit expliziter Duldung von Facebook. Aus politischen Gründen. *Von Urs Gehrig*

Harper Reed dementierte nicht. Er wusste, ich hatte recht, als ich sagte: «Ihr Effort hat Barack Obama die entscheidenden Stimmen verschafft.» Wenige Wochen vor unserem Interview 2012* hatte Obama triumphal die Wiederwahl als US-Präsident geschafft. Und Reed, der sich als «ziemlich hammermässig» bezeichnete, war Obamas Königsmacher.

Als technischer Leiter der Präsidentschaftskampagne (Chief Technology Officer) designte das Tech-Genie aus Chicago die Politikampagne der Zukunft. Durch Nutzung riesiger Datenmengen von Facebook und anderen sozialen Medien identifizierten er und seine Hightech-Crew die Gesinnung von Wählern, steuerten sie punktgenau an und mobilisierten Massen für Obama. Medien huldigten dem pffiffigen Hipster mit Pflöcken in den Ohren, Rauschebart und dauernd ändernder Haartracht wie einem modernen Tech-Guru.

Gut fünf Jahre später. Anderer Präsident. Verkehrte Wahrnehmung. Trump habe mittels einer dubiosen Firma, Cambridge Analytica, hinterrücks 50 Millionen Facebook-Profile abgesaugt. Missbräuchlich und ohne ihr Wissen, seien ahnungslose Facebook-Mitglieder instrumentalisiert worden. Und hätten so – mutmasslich – für Präsident Trump die Präsidentschaft gewonnen respektive geklaut.

«Wem vertrauen sie? Ihren Freunden.»

Zurück zum Genie von damals. Im Gespräch mit der *Weltwoche* beschrieb Reed, wie er die technische Kernzelle der Obama-Kampagne gründete und unter Geheimhaltung Tools mit mysteriösen Namen wie «Dreamcatcher» und «Narwhal» entwickelte. Er sei vor einer grossen Herausforderung gestanden. Wollte Obama wiedergewählt werden, musste der Präsident besonders junge Wähler, jene unter dreissig, mobilisieren. Reeds Leute warteten mit einer raffinierten Lösung auf: einer «Facebook-App, die die Art, wie Kampagnen geführt werden, in der Zukunft verändern wird», wie das *Time Magazine* bewundernd schrieb. Mehr



Verkehrte Wahrnehmung: Harper Reed, Tech-Virtuose im Dienst Obamas.

als eine Million Obama-Unterstützer luden die App herunter und gaben Reeds Team die Erlaubnis zum Zugriff auf ihre Freundes-Liste. Auf Knopfdruck konnte die Obama-Kampagne massenweise Jungwähler rekrutieren.

Auf seine Siegerstrategie angesprochen, sagte Datenpionier Reed der *Weltwoche* damals: «Millionen von Menschen geben in sozialen Medien wie Facebook freiwillig Persönliches preis.» Man habe ihre Profile präzise ausgewertet, «um ihre Stimme für Obama zu gewinnen». Auf meine Feststellung hin, durch seine Genialität habe er «ein Machtinstrument entwickelt, mit dem ein Big Brother dereinst viel Unfug treiben könnte», winkte Reed ab: «Wir haben nichts getan, was nicht vorher schon getan worden ist. Firmen praktizieren seit Jahren aggressives Data-Mining, um die Präferenzen von Konsumenten herauszufinden.» Reeds Antwort war natürlich doppelt tiefgesta-

pelter Unfug. Teddy Goff, Obamas Leiter des digitalen Kampagnenteams, stellte klar: Das Facebook-App der Zahlencracks um Reed sei «ein bahnbrechendes Stück Technologie, das für diese Kampagne entwickelt» worden sei. Ausserdem ging Reeds Team damit weiter als Firmen mit ihrem herkömmlichen Data-Mining. Wie Cambridge Analytica hatte es mit einem Trick Millionen von Facebook-Nutzern unwissentlich instrumentalisiert – nur weil diese Freunde und Bekannte der direkten Datenjäger-Adressaten waren. «Die Leute vertrauen keinen Kampagnen. Sie vertrauten nicht einmal Medienorganisationen», sagte Goff. «Wem vertrauen sie? Ihren Freunden.»

Was heute als verbrecherischer Datenklau angeprangert wird, wurde damals als brillanter Geniestreich gefeiert. Und dies bloss, weil Reed und seine Freunde politisch auf der «richtigen» Seite standen, ist man versucht zu sagen. Eine Obama-Insiderin spricht genau dies heute offen aus. «Sie [Facebook] erlaubten uns, Dinge zu tun, die sie anderen nicht gestattet hätten, weil sie auf unserer Seite standen», twitterte Carol Davidsen, die für Medienanalysen verantwortliche Wahlkampfchefin von Obama.

Als man bei Facebook herausgefunden habe, dass das Obama-Team heimlich «das gesamte soziale Netzwerk absauge», sei man «erstaunt» gewesen. «Aber man hat nichts dagegen unternommen.» Man liess Obamas Leute ungestört weiter Daten nutzen, wie Davidsen versichert. «Sie erklärten, sie würden dies aber nur zulassen, weil sie auf unserer Seite ständen. Jemand anderem würden sie das nicht gestatten.»

Die Nähe von Facebook-CEO Mark Zuckerberg zu den Demokraten beschränkte sich nicht auf den Wahlkampf 2012. Letztes Jahr heuerte Zuckerberg den demokratischen Umfragechef Joel Benenson, ehemals Topberater von Barack Obama und Chefstrategie von Hillary Clintons Präsidentschaftskampagne 2016, als Berater an. Und Hillary Clintons Chefwahlkämpfer John Podesta schrieb zu Beginn des Wahljahrs 2016 an Facebook-Chefin Sheryl

Sandberg, 2015 sei ein «schwieriges Jahr» gewesen, aber «dank deiner Hilfe und Unterstützung» sei die Ausgangslage jetzt gut. «Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit, um die erste Frau ins Amt des US-Präsidenten zu wählen.» Sheryl Sandberg antwortete: «Ich bin begeistert von Hillarys Fortschritten!»

«Es hat nicht funktioniert»

Doch wen kümmert das in Zeiten, in denen die Welt sich obsessiv mit Donald Trump beschäftigt? Und Zeitungen wie die *New York Times* beinahe täglich mit «spektakulären» Enthüllen aufwarten? Wie jüngst, als die *New York Times* Christopher Wylie, einen der Architekten von Cambridge Analytica, als Whistleblower präsentierten. Cambridge Analytica sei eine «Propagandamaschine mit umfassendem Service», so Wylie, der das Unternehmen bereits 2014 verlassen hatte. Die Methode, mit der Cambridge Analytica psychologische Profile von Wählern herstelle, sei «grob unethisch». Man spiele mit der «Psychologie eines ganzen Landes» und nutze Unwissenheit von Menschen aus, um Geld zu verdienen und Wahlen zu gewinnen. Trumps Wahl, konkret.

Der inzwischen suspendierte Chef von Cambridge Analytica, Alexander Nix, scheint dies zu bestätigen. Journalisten vom britischen Channel 4, als Geschäftsleute getarnt, entlockten Nix während geheim gefilmter Treffen ein prahlerisches «Geständnis» über Trumps Präsidentschaftskampagne: «Wir machten die gesamte Forschungsarbeit, alle Daten, alle Analysen, die ganze Zielführung punkto Wähler, wir leiteten die digitale Kampagne, die TV-Kampagne, und unsere Daten lagen der gesamten Strategie zugrunde.»

Dass Trumps späterer Wahlkampfchef Steve Bannon bei der Gründung von Cambridge Analytica 2013 dabei gewesen war und die rechtskonservative Milliardärsfamilie Mercer einen zweistelligen Millionenbetrag einschoss, schien wie der ultimative Beweis für



«Propagandamaschine»: Whistleblower Wylie.

die hinterhältige Absicht der Datenfirma, ja gar für eine rechte Verschwörung, die Trump die Präsidentschaft beschafft hatte.

Bannon weist die Vorstellung zurück, die Arbeit von Cambridge Analytica für die Trump-Kampagne habe die Wahlen beeinflusst. «Die Sache mit den Psychogrammen war eine Option in dem Deal [mit Cambridge Analytica, die Red.]», sagte er der *Financial Times*. «Es hat nicht funktioniert, und es sieht nicht so aus, als würde es jemals funktionieren. Es wurde nie angewendet.» Zum selben Schluss kam auch Präsidentschaftskandidat Ted Cruz. Sein Team habe die Technik ausprobiert, diese aber «als eindeutig nicht perfekt» befunden und bald wieder fallengelassen, erklärte Cruz' Kampagnenchef Rick Tyler gegenüber der News-Website *Business Insider*.

Zwar hat Trumps Digitalstratege Brad Parscale bestätigt, dass Experten von Cambridge Analytica in der Onlinestrategie der Präsidentschaftskampagne involviert gewesen waren. Zum Wahlsieg jedoch hätten sie nichts beigetragen. Gleich äusserten sich andere Mitglieder von Trumps Wahlkampfteam in Gesprächen mit der *Weltwoche*. Man habe nicht auf Cambridge Analytica vertraut. Psychologisches Profiling sei nie zum Einsatz gekommen.

Donald Trump habe gegenüber Digitalstrategien generell grosse Vorbehalte gehabt und entsprechend relativ geringe Summen dafür eingesetzt. Statt auf technische Zauberakrobatik habe man auf rudimentärere Ziele fokussiert: Online-Spendensammlung, unentschlossene Wähler und die Mobilisierung von Stimmbürgern am Wahltag. «Während Clinton ihren Datengurus vertraute, schickten wir Trump raus in die *battleground*-Staaten, wo er bis zu fünfmal täglich entscheidend Stimmen mobilisierte», so ein Umfrageleiter Trumps.

* «Er hat einfach «Thanks!» gesagt», *Weltwoche* Nr. 51, 52/12. Das Interview kann man unter www.weltwoche.ch/HarperReed nachlesen.



Vorbehalte: Trumps Digital-Strategie Parscale.



Inside Washington

Pornostürmchen

Amerika hielt den Atem an, als Stormy Daniels im TV über Donald Trump auspackte.

Wenn man amerikanische Pornostars doch nur so leicht ausweisen könnte wie russische Spione! Die Pornodarstellerin Stormy Daniels, bürgerlich Stephanie Clifford, hat also ihre Story erzählt, die ihr Anwalt Michael Avenatti, der einst für die Demokraten gearbeitet hat, als «redlich» bezeichnet. Daniels trat in der CBS-Sendung «60 Minutes» auf, um ihren guten Namen zu verteidigen und intime Details des angeblichen One-Night-Stands preiszugeben, der vor zwölf Jahren mit Donald Trump in einem Hotel in Nevada stattgefunden haben soll. Sie habe sich, damals 27 Jahre alt, auf den 60 Jahre alten Milliardär und Immobilienmagnaten eingelassen und mitgemacht, obwohl sie ihn nicht attraktiv gefunden habe. «Ich hab mir gesagt: «Okay, so sieht's aus.» (*Lacht*) [...] «Du bringst dich in eine blöde Situation, und blöde Dinge passieren nun einmal, also beklag' dich nicht.»»

Der unerschrockene Interviewer Anderson Cooper wies darauf hin, dass sie 130 000 Dollar angenommen habe, um Stillschweigen über die Angelegenheit zu bewahren. Übrigens hatte Daniels eine Affäre mit Trump zuvor bestritten. Diese Aussage, erklärte sie nun, habe sie unter Druck gemacht. 2011 sei sie auf einem Parkplatz in Las Vegas von einem mysteriösen Mann bedroht worden.

Und was hat Stormy Daniels nun enthüllt? Donald Trump schaut gern Dokumentarfilme über Haie. Er lässt sich gern den Hintern mit einem zusammengerollten Exemplar einer Zeitschrift versohlen, auf deren Cover sein Porträt prangt. Und Trump verschmäh Kondome – wie sie privat übrigens auch. Das Weisse Haus hat all diese Behauptungen kategorisch zurückgewiesen. Daniels' Anwalt hat angekündigt, seine Klientin sei bereit, detaillierte Angaben zur Anatomie des Präsidenten zu machen.

Das Interview in «60 Minutes» erreichte die höchste Einschaltquote dieser Sendung seit zehn Jahren. *Amy Holmes*

Mirandas Kampf

«Sex and the City» machte Cynthia Nixon weltberühmt. Dass die Schauspielerinnen für das Gouverneursamt von New York kandidiert, verwirrt selbst treue Fans.

Von Beatrice Schlag

Als der Demokrat Andrew Cuomo vor einigen Wochen in einer Pressekonferenz zur möglichen Kandidatur von Cynthia Nixon befragt wurde, lachte der gegenwärtige Gouverneur des Staates New York schallend: «Das muss entweder von Bill de Blasio kommen oder von Wladimir Putin.» Mit New Yorks Bürgermeister de Blasio steht der Gouverneur chronisch auf Kriegsfuss. Dass die Schauspielerinnen de Blasios Wahlkampf vor fünf Jahren tatkräftig unterstützt hatte, wusste Cuomo möglicherweise nicht einmal mehr. Der Gedanke allein, dass schon wieder eine Celebrity ohne politische Erfahrung in die Politik wollte, erheiterte ihn grenzenlos. Am vorletzten Montag gab die Demokratin Cynthia Nixon ihre Kandidatur bekannt und forderte: «Wir müssen nicht nur mehr, sondern auch bessere Demokraten wählen.»

Reagan, Schwarzenegger, Trump

Wer erst kürzlich wieder einmal auf eine alte Folge von «Sex and the City» («SATC») gezappt hat, kann nicht völlig überrascht sein. Modefreak Carrie, Sexabenteurerin Samantha und Traumtänzerin Charlotte sind rund zwanzig Jahre nach Beginn der Kultsendung hoffnungslos veraltete Frauenfiguren mit Tunnelblick. Was zählt, ist einzig ihr Erfolg bei Männern. Anwältin Miranda Hobbes hingegen, damals in Umfragen immer die Unpopulärste und Unromantischste im Quartett, ähnelt mit ihrem unverblühten Ehrgeiz («Ich will meinen Erfolg genießen, nicht mich dafür entschuldigen») und ihrem gnadenlosen Humor vielen jungen Frauen, die man selber kennt. Unvergessen der Lunch der vier Freundinnen, bei dem Miranda vom Vorabend mit ihrem Freund erzählt: «Wir hielten eineinhalb Stunden Händchen und betrachteten das Kaminfeuer. Er sah mir in die Augen. Ich schielte nach der Fernbedienung.» Ähnliches hört man von jungen Frauen in öffentlichen Verkehrsmitteln heute ziemlich oft, wenn man es hören will.

Dass Film- oder Fernsehrollen nichts über die Tauglichkeit ihrer Darsteller für die Politik aussagen, ist eine Binsenwahrheit. Wahr ist auch, dass prominente Kandidaten für politische Ämter dank der Rollen gewählt wurden,

für die eine von Berufspolitikern enttäuschte Wählerschaft sie liebte: Ronald Reagan als Cowboy, Arnold Schwarzenegger als Terminator, Donald Trump als Reality-Star in «The Apprentice». Gouverneurskandidatin Cynthia Nixon wird in den Köpfen unverrückbar der Workaholic Miranda Hobbes bleiben, die Klartext redet und selten viel Zeit damit verschwendet, was sie anziehen soll. Dass sich die gutverdienende Anwältin meist für den teuren Schlicht-Look entschied, der heute in *Vogue* und *Marie Claire* als angesagt gilt, geht an den modebewussten New Yorkern nicht vorbei.

Die einzige private Information über Cynthia Nixon, die haftenblieb, kam erst, nachdem die letzte TV-Folge von «Sex and the City» 2004 ausgestrahlt worden war. Die Schauspielerinnen, damals 37, die mit ihrem langjährigen Partner, dem Schauspieler und Lehrer Danny Mozes, zwei Kinder hat, war inzwischen mit Christine Marinoni zusammen, die als Beraterin für New Yorks Vizebürgermeister Richard Buery arbeitet. «Ich habe nicht wirklich das Gefühl, mich geändert zu haben», sagte Cynthia Nixon damals dem *New York Magazine*. «Ich war mein Leben lang mit Männern zusammen. Ich hatte mich nie in eine Frau verliebt. Da war nie das Gefühl, ich verdränge etwas, wozu ich mich bekennen müsste. Als es passierte, schien es nicht fremd. Ich war einfach eine Frau, die sich in eine Frau verliebt hatte.» Nixon und Marinoni sind seit 2012 verheiratet und haben einen Sohn, den Marinoni zur Welt brachte. Gouverneurskandidatin Nixon bezeichnet sich bis heute als bisexuell.



«Sex and the City».

«Ich habe nicht wirklich das Gefühl, mich geändert zu haben.»

Immer Instagram-tauglich

Dass sie seit Jahren ein Broadway-Star war, als das Angebot für «Sex and the City» kam, wissen allenfalls Theaterbegeisterte. TV-Serien-Freaks erkennen auf Anhieb, dass sie trotz ihrer biestigen Rolle die Einzige im «SATC»-Quartett war, die im Gespräch mit ihren Freundinnen nicht wirkte, als müsse ihr Gesichtsausdruck immer Instagram-tauglich sein. Privat kämpft sie als Aktivistin seit

Jahren für mehr Geld für öffentliche Schulen, zuverlässigeren öffentlichen Verkehr, mehr Anerkennung für die LGBT-Gemeinde und weniger Lohngefälle zwischen Arm und Reich. Es ist ein aus linksdemokratisch-ur-



«Bessere Demokraten wählen»: Cynthia Nixon.

baner Sicht tadelloser Absichtenkatalog. Andrew Cuomo, den arroganten Pro-Business-Gouverneur, schätzen sowieso die wenigsten. Und wer seine Geschäfte mag, sagt das in New York nicht unbedingt laut.

Aber ist Cynthia Nixon, unbestritten eine sympathische und kluge Polit-Dilettantin, die Alternative? Polit-Dilettant Schwarzenegger, als hervorragender Geschäftsmann angepriesen, hinterliess bei seinem Abgang in Kalifornien ein katastrophales Budgetdefizit. Und Polit-Dilettant Trump hält die Welt in Atem mit unvorhersehbaren Entscheidungen. «Würden Sie von einem Arzt operiert werden wollen, der erst wenige Eingriffe hinter sich hat?», fragte Kolumnist Frank Bruni in der *New York Times*. Ist Verachtung für die Regierenden eine genügend gute Voraussetzung, Laien mit prominenten Namen das Ruder zu überlassen?

Die Chancen für Cynthia Nixon, gewählt zu werden, sind nicht überwältigend. Schwarzenegger hatte überhaupt kein Programm, als er in den Wahlkampf stieg, aber er war der Terminator, der Berserker, nicht eine störrische Miranda. Er scheiterte trotzdem. Selbst ein Berserker muss die Spielregeln der Politik kennen, wenn er sie ändern will. Nicht zu reden von einer eigensinnigen Fernseh-anwältin, die privat weder breitbeinig dastehen noch ihre Sexualität definieren will. ○

Streik nach Fahrplan

Frankreichs Bahnarbeiter wollen Emmanuel Macron in die Knie zwingen. Sie bündeln den Widerstand gegen seine Reformen. Der Präsident orientiert sich derweil an Maggie Thatcher. Von Jürg Altwegg

Ihre Ferien dauern länger, ihre Löhne steigen schneller. Sie haben Zugang zu Feriendörfern und Dienstwohnungen, ihre Angehörigen bekommen Gratisfahrkarten. Zugführer werden im Alter von fünfzig Jahren pensioniert, die anderen Angestellten mit 52. Und bis dahin können sie nicht entlassen werden.

Die französische SNCF beschäftigt 150 000 Mitarbeiter für den Bahnbetrieb und 100 000 für den Unterhalt der Schienennetze. Das jährliche Defizit beläuft sich auf drei Milliarden Euro, die Schulden auf 46 Milliarden Euro. Schon als Wirtschaftsminister von François Hollande hatte Emmanuel Macron das Monopol der SNCF mit der Zulassung privater Busgesellschaften angekratzt. Mit der Reform soll die SNCF auf die ausländische Konkurrenz vorbereitet werden. Sie ist dreissig Prozent billiger.

Die Privilegien gehen auf die gute alte Zeit der Konkurrenz zurück. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es in Frankreich mehrere private regionale Eisenbahngesellschaften. Noch immer kursiert die Vorstellung des von Emile Zola beschriebenen *cheminot*, der auf der Dampflokomotive die Kohlen in den Ofen schaufelt. Weil die Arbeit so beschwerlich war, wurden «Penibilitätsprämien» eingeführt. Die Eisenbahngesellschaften gewährten Sozialleistungen, die es sonst nirgends gab, und führten 1920 die Unkündbarkeit ein. Zur Société nationale des chemins de fer français (SNCF) fusioniert und verstaatlicht wurden sie 1936 von der Volksfront der Kommunisten und Sozialisten.

Antifaschistischer Heiligenschein

Im Zweiten Weltkrieg stand die SNCF im Dienst der Deutschen. Auch aus Frankreich fuhren Deportationszüge los – mit einheimischem Zugpersonal. Den Juden wurden die Fahrtkosten nach Auschwitz in Rechnung gestellt. Die Kollaboration der SNCF war in den 1990er Jahren Gegenstand von Klagen. Ebenso unbestreitbar ist die Résistance vieler *cheminots*, 800 bezahlten ihn mit dem Leben. Die Widerstandsbewegung sprengte Brücken, legte Bomben, liess Züge entgleisen. In seinem «La Bataille du Rail» – «Die Schienenschlacht» – verklärte René Clément die *che-*

minots zum nationalen Mythos mit antifaschistischem Heiligenschein.

Die SNCF als staatliches und ideologisches Vorzeigeunternehmen stand im Zentrum des neuen Gesellschaftsvertrags, der aus der Résistance hervorging und zum Fundament für den Sozialstaat wurde. Mit dem Superschnellzug TGV erwiesen sich die Franzosen als Pioniere: Er wurde gegen jegliche wirtschaftliche Vernunft auf Initiative des Staats hingebaut: im Namen des Fortschritts und des Prestiges und mit begeisterter Unterstützung der Gaullisten, Kommunisten und Gewerkschaften.

Frankreichs Strukturprobleme haben noch immer damit zu tun, dass die Rolle des starken Staats von Brüssel eingeschränkt wurde. Frankreich lebt in der Nostalgie des Protektionismus, des staatlich fixierten Preises für die Baguette und der Abwertungen, mit denen das Defizit im Aussenhandel ausgeglichen wurde. Mit hoher Inflation ging es dem Land am besten, liberal war Frankreich nie.

Weil die Franzosen wissen, dass die Anpassungen notwendig sind, haben sie Macron gewählt. Gleichzeitig erwarten sie, dass er am Sozialstaat à la française festhält. Seit Mitter-

rand glaubt in Frankreich niemand mehr an Versprechungen und Verbesserungen. Jeder Präsident hat nach erfolgter Wahl sein Programm verraten. Macron indes machte sich an die Arbeit. Sein Gesellenstück ist das neue Arbeitsrecht. Das Steuer- und das Schulwesen hat er umgekrem-pelt, den Status der Beamten wie diejenigen der Einwanderer neu definiert. «Und jetzt», schreibt der Historiker Jacques Julliard, «nimmt er sich zweier heiliger Kühe der nationalen Mythologie an»: des von Napoleon eingeführten *bac* (Matur) und der SNCF. Um langwierige Parlamentsdebatten zu vermeiden, regiert er mit Erlassen. Das ist wenig demokratisch. Die Rechte wirft ihm vor, «mit dem Feuer zu spielen».

Die Voraussetzungen bleiben günstig. Das Ansehen der SNCF ist verblasst, die Streiks haben ihr den Ruf eines «Geiselnemers» eingetragen. Sie ist zum Transportmittel der mobilen Eliten geworden. In zwei Stunden fährt der TGV von Paris nach Bordeaux oder Lyon. Er verbindet die Zentren, in denen die Gewinner der Glo-

balisierung leben. Für die weniger Begüterten bleiben Billigbusse. Zudem befindet sich das Netz der Regional- und Vorortszüge in desolatem Zustand. Die aus den Städten vertriebenen Bevölkerungsschichten sind auf das Auto angewiesen – der Zugang in die Innenstädte wird ihm zunehmend erschwert.

Man hatte Macron einen «heissen Herbst» prophezeit. Er blieb aus. Bei der Grossdemo des Linken Jean-Luc Mélenchon gegen «Macrons sozialen Putsch» im September hielt sich der Zulauf in Grenzen. Mit «Putsch» meinte Mélenchon den Angriff auf den Gesellschaftsvertrag und drohte: «Die Strasse hat auch schon die Könige und die Nazis niedergemacht.» In diesem «heissen Frühling» wird der antifaschistische Imperativ noch hemmungsloser aktiviert. Die zerstrittene Linke und die rivalisierenden Gewerkschaften rufen geschlossen zur «Schienenschlacht» auf. Die *cheminots* waren die Aristokratie der Arbeiterschaft. Wie jede Kaste verteidigen sie ihre Privilegien und verweigern sich der Erneuerung: Jeder dritte Bahnarbeiter hat einen Vater oder eine Mutter bei der SNCF. Bei Neueinstellungen spielen Herkunft und Gewerkschaften eine Rolle.

Maximales Chaos garantiert

Seit 1953 wurde bisher noch jede Regierung von Streiks in die Knie gezwungen – Präsident Chirac und sein Premierminister Juppé nach einem Monat Chaos. In den letzten zehn Jahren machten die Bähnler Konzessionen: Ab 2022 werden die Zugführer erst mit 52 pensioniert. Der Probegalopp vergangene Woche mit Streiks und Demonstrationen war erfolgreicher als die Demos im vergangenen Herbst. In der neuen «Schienenschlacht» ist die Deutsche Bahn das Feindbild – nach ihrem Modell soll die SNCF reformiert werden. Auf drei Monate hinaus ist sie angelegt, am Osterdienstag beginnt sie. Der Fahrplan steht fest: zwei Tage Streik, drei Tage Betrieb, zwei Tage Streik – bis Ende Juni.

Das neue Vorgehen hält die finanziellen Einbussen der *cheminots*, die von den Gewerkschaften entschädigt werden, in Grenzen und garantiert maximales Chaos. Es hat auch die Regierung überrascht. Sie orientiert sich nicht mehr an den französischen Präzedenzen, sondern am Widerstand der «Eisernen Lady» Margaret Thatcher beim Streik der englischen Bergarbeiter, der einen Monat dauerte. Für die SNCF und die Franzosen sind die Folgen bereits spürbar: Für die Streiktage kann man weder am Schalter noch im Internet Fahrkarten kaufen. ○



Staatspräsident Macron.

Die Wähler erwarten, dass Macron am Sozialstaat à la française festhält.

Liebe zur Polenta

Toni Iwobi kommt aus Nigeria und wurde in den italienischen Senat gewählt. Der Doppelbürger vertritt die rechte Lega und kämpft gegen linken Rassismus.

Von Nicholas Farrell



Nichts anderes als «moderne Sklaverei»: Senator Iwobi.

Für seine Anhänger ist Toni Iwobi der *negro bergamasco*, für seine Feinde ist er ein Verräter an der Sache der Schwarzen. Bei den Parlamentswahlen am 4. März wurde Iwobi als Italiens erster schwarzer Senator gewählt, und zwar, was viele besonders schockierend fanden, als Kandidat der Lega, der populistischen Partei, die von den Mainstream-Medien normalerweise als rassistisch, rechts-extrem und fremdenfeindlich bezeichnet wird.

Tatsächlich ist Toni Iwobi der einwanderungspolitische Sprecher der Lega, deren Standpunkt nicht klarer sein könnte: Alle illegalen Einwanderer sind auszuweisen, und jede weitere illegale Zuwanderung über das Mittelmeer nach Italien muss beendet wer-

den. «Che vergogna!» (Welche Schande!), twitterte der schwarze italienische Profifussballer Mario Balotelli (mit ghanaischen Wurzeln) nach der Wahl von Toni Iwobi.

Zu Balotellis Kommentar will sich der schwarze Senator, der entschlossen ist, den Zustrom schwarzer Migranten (er und seine Partei sprechen von einer «Invasion») zu beenden, nicht äussern. Sein unerschrockener Parteichef Matteo Salvini, ein leidenschaftlicher Fan der AC Milan, erklärte jedoch: «Ich habe von Balotelli auf dem Platz noch nie viel gehalten, abseits des Platzes noch viel weniger.»

Ist Iwobi also ein Rassist, ist die Lega eine rassistische Partei, als die sie von der scheiden-

den linken Regierung und grossen Teilen der Medien gern bezeichnet wird?

Anfang als Strassenkehrer

Darauf hat Iwobi eine klare Antwort: «Was ist Rassismus? Rassismus ist, wenn eine Person oder eine Gruppe von Personen sich einer

«Nirgendwo steht geschrieben, dass ein Schwarzer einer linken Partei beitreten muss.»

anderen Person oder Gruppe von Personen aufgrund ihrer Hautfarbe überlegen fühlt. Wenn eine Partei für Kultur, Grenzen und

Traditionen ihres Landes eintritt, ist das rassistisch? Wenn ja, dann wäre Rassismus das falsche Wort.»

Der 62-jährige neue Senator besitzt eine Computerfirma in der Nähe von Bergamo in der Lombardei, beschäftigt acht Mitarbeiter (wegen der Wirtschaftskrise, die Italien seit 2011 fest im Griff hat, musste er vier Leute entlassen). Vor vierzig Jahren kam er aus Nigeria mit einem Studentenvisum nach Italien, um Maschinenbau zu studieren. Er jobbte als einfacher Arbeiter, etwa als Strassenkehrer in Mailand, bevor er seine Firma gründete.

Er ist Katholik, mit einer Italienerin verheiratet, hat zwei Kinder und besitzt die doppelte Staatsbürgerschaft. «Ich bin ein Italo-Nigerianer und fühle mich auch so», sagt er. Sein Lieblingsgericht ist *polenta e contiglio*, eine Bergamasker Spezialität.

Und er besteht darauf: «Ich versichere Ihnen, die Lega verfolgt absolut keine Politik, die man als rassistisch bezeichnen könnte.»

Sehen das seine Gegner nicht ein wenig anders? «Schauen Sie, Sie sind Journalist. Sie kommen in der Welt herum. Kennen Sie ein zweites Land, wo – wie in Italien – illegale Einwanderung legal ist?» Damit bezieht er sich auf die Tatsache, dass illegale Einwanderung von einer der vier linken Regierungen seit Berlusconi's Rücktritt im Jahr 2011 entkriminalisiert wurde. Und genau das will die Lega rückgängig machen.

Im Wahlkampf war die Migrantenkrise das wichtigste Thema, wichtiger noch als die Wirtschaftskrise.

Wut über Absurdität

Mehr als eine halbe Million Migranten sind in den letzten vier Jahren über Libyen nach Italien gekommen, die allermeisten auf Booten von Hilfsorganisationen und EU-Marineschiffen.

Die Wut der Italiener, die sich über diese absurde Situation empören, hat zu einem beträchtlichen Stimmenzuwachs für die Lega geführt, die bei den letzten Wahlen auf fast 18 Prozent kam (2013 waren es noch knapp über 4 Prozent gewesen). Die Lega wurde damit zum ersten Mal die führende Partei innerhalb der Rechtskoalition, noch vor Berlusconi's Forza Italia, die auf 14 Prozent kam (gegenüber 21,5 Prozent im Jahr 2013).

Die Rechtskoalition errang insgesamt 37 Prozent der Stimmen, mehr als jede andere Partei oder Koalition, blieb aber deutlich unterhalb der 40 Prozent, die für eine parlamentarische Mehrheit notwendig sind. Die Fünf-Sterne-Bewegung schnitt mit 33 Prozent der Wählerstimmen am besten ab, während die scheidende linke Regierungskoalition auf gerade einmal 22 Prozent kam. Italien befindet sich nun, wieder mal, in einem komplizierten Prozess der Regierungsbildung.

Iwobi trat vor 25 Jahren der Lega bei. Warum die Lega? «Nirgendwo steht geschrieben, dass

ein Schwarzer einer linken Partei beitreten muss», sagt Iwobi und lacht schallend. «Mein Hauptmotiv war, dass die Lega fiskalischen Föderalismus einführen wollte. In Nigeria haben die Regionen Autonomie, und auch wenn das nicht immer hundertprozentig funktioniert, so konnten doch viele schwierige Probleme gelöst werden. Mir schien, in Italien könnte ein solches System ähnlich vorteilhaft sein.» Iwobi sagt, er habe in der Partei nie Rassismus erlebt, nur «gegenseitigen Respekt» und «sehr viel Freundschaft».

Wie viele illegale Migranten gibt es derzeit in Italien?

«Nach Angaben des Innenministeriums sind zwischen 2013 und Mitte letzten Jahres 700 000 Personen eingetroffen – und nur 10 Prozent davon seien echte Flüchtlinge.» Die

«Kennen Sie ein zweites Land, wo – wie in Italien – illegale Einwanderung legal ist?»

anderen 90 Prozent müssten zurückgeschickt werden, sagt Iwobi, und das bedeutet, dass bilaterale Abkommen mit den betreffenden Ländern geschlossen werden müssen.

Unlängst hat die libysche Küstenwache angefangen, Migranten auf See aufzugreifen und sie wieder an Land zu bringen, was nach Aussagen vieler Betroffener bedeutet, dass sie in einem rechtlosen Staat in Konzentrationslagern gefangen gehalten werden.

«Fast alle wollen nach Hause»

«Schauen Sie, Nigeria hat im letzten Jahr mit Libyen ein Rückführungsabkommen geschlossen und bereits 6000 Nigerianer aufgenommen. Wir müssen diesen jungen Männern in ihren Herkunftsländern helfen. Hier in Italien werden sie wie Tiere behandelt. Sie können nicht arbeiten, ihre Situation ist hoffnungslos – genau das ist Rassismus, linker Rassismus.»

Wie viele Migranten werden ausgewiesen? «Praktisch niemand. Ich kenne viele, fast alle wollen nach Hause, aber sie haben kein Geld. Wir müssen jungen Afrikanern klarmachen, dass Italien nicht das gelobte Land ist und dass es hier keinen Platz gibt. Wissen Sie, wie viele junge Italiener emigrieren müssen? Die Jugendarbeitslosigkeit beträgt 35 Prozent. Wenn es für Ihren eigenen Sohn keine Arbeit gibt, dann gibt es auch für den Sohn Ihres Nachbarn keine Arbeit.»

Die Massenmigration, sagt der *negro bergamasco*, sei nichts anderes als «moderne Sklaverei» – und es sei Zeit, diese Verhältnisse zu beenden: «Basta, finito!»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Europa

Recht oder richtig

Mit der Festnahme von Carles Puigdemont hat Deutschland alles richtig gemacht. Und alles falsch.

Deutsch sein heisse, so meinte Richard Wagner, eine Sache um ihrer selbst willen tun. Der Komponist dachte zwar vor allem an die Musik. Doch dass die Aussage weiter allgemeingültig ist, zeigt die Verhaftung des katalanischen Politikers Carles Puigdemont. Denn deutsch sein heisst eben auch: Es gibt einen Auftrag, der wird erfüllt, und zum Teufel mit den Konsequenzen.

Streng rechtlich gesehen, haben die Behörden im Bundesland Schleswig-Holstein alles richtig gemacht. Seit vergangenem Freitag ist der europäische Haftbefehl des Madrider Obersten Gerichts gegen den Separatistenführer wieder in Kraft. Er muss von jedem EU-Staat, auf dessen Territorium der Gesuchte sich befindet, ausgeführt werden. Auch auf das Argument, dass es den Straftatbestand der Rebellion, den man ihm vorwirft, so nur in Spanien gebe, kann sich Puigdemont nicht stützen. Paragraph 81 des deutschen Strafgesetzbuches bedroht «Hochverrat gegen den Bund» mit lebenslanger Haft – deutlich mehr als die 25 Jahre, die dem Katalanen daheim blühen.

Wenn Finnen suchen

Alles also völlig korrekt, nur erklärt das nicht, warum mindestens fünf andere europäische Staaten die Rechtslage ganz anders sehen: Belgien, wo sich Puigdemont seit seiner Absetzung letzten Herbst aufhält, gewährt ihm Bewegungsfreiheit. Die Schweiz gestattete ihm einen öffentlichen Auftritt in Genf. Durch Schweden und Dänemark konnte er auf dem Weg nach Deutschland ungehindert reisen, obwohl er seit Oktober ständig von rund einem Dutzend spanischer Geheimpolizisten beschattet wird. Die Finnen wiederum, bei denen er eine Konferenz besuchte, hätten ihn nach eigener Aussage gerne festgenommen, wenn sie ihn denn gefunden hätten. Wer käme auch auf die Idee, im Parlament in Helsinki nachzusehen, wo er gerade redete.

Damit gibt es in Europa in einem politisch brisanten Fall zwei gegensätzliche Rechtsauslegungen – und einen neuen Riss quer durch die Union: zwischen jenen, die sich hinter Spanien stellen, und jenen, die Sympathien für die Katalanen hegen. Und der inner-spanische Konflikt ist nun endgültig zum europäischen Thema geworden.

Die Deutschen aber sollten lernen, dass nicht alles, was rechtens ist, auch richtig ist.

Wolfgang Koydl



Auf einmal wieder da: Tiger Woods, 2018.

Ein Mann wie du und ich

Der dunkelhäutige Golfprofi Tiger Woods ist das Idol der weissen US-Mittelschicht. Er zeigt derzeit wieder, warum er zum Symbol ihres American Dreams wurde: Egal, wie tief unten du bist, eines Tages wirst du wieder oben sein. *Von Kurt W. Zimmermann*

Auf den Golfplätzen der USA sind die *beer girls* unterwegs. Sie fahren mit ihren Elektrowagen, gefüllt mit eisgekühltem Budweiser und Coors, den Spielbahnen entlang. Ein Bier kostet um die acht Dollar.

Unter Golfern heissen die *beer girls* auch *beer babes*. Das hat einen Grund. Wenn man ein schönes Trinkgeld drauflegt, dann liefern die *babes* mitunter eine Zugabe. Sie ziehen dann ihr T-Shirt bis zum Halse hoch.

Für Nicht-Golfspieler ist damit schon einiges zu diesem Sport erklärt. Golfplätze, muss man wissen, sind das ziemliche Gegenteil von Refugien der politischen Korrektheit.

Besonders in den USA sind Golfplätze so etwas wie Freiluftzonen der eher unzeitgeistigen Lebensart. Nirgendwo sonst gibt es vermutlich eine solche Dichte an weissen, überge-

wichtigen Männern, die meisten angetrunken, die durch die Natur spazieren, dazu Zigarren rauchen und den *beer girls* hinterherstarren.

Und damit wären wir bei Tiger Woods. Tiger Woods ist dunkelhäutig, aber er ist das Idol der weissen US-Mittelschicht.

Der Golf-Professional Woods, lange Zeit der beste Spieler der Welt, bedient wie kein Zweiter die Klischees des American Dreams und des American Way of Life. Er ist das Symbol der unvermeidlichen und schmerzlichen *ups and downs*, die der Kapitalismus, der freie Wettbewerb und die individuelle Freiheit so mit sich bringen.

Woods schaffte es in enorme Höhen, beruflich wie privat, stürzte dann in enorme Tiefen, erneut beruflich wie privat, es folgten Sexaffären, sportliches Versagen, Verkehrsunfälle,

Scheidung, Medikamentenprobleme. Vorübergehend kam er zurück, verschwand dann abermals, ungenutzte zweite Chance, dritte Chance – und nun ist er auf einmal wieder da.

Kurzum, Tiger Woods ist wie du und ich.

Am vorletzten Wochenende spielte Tiger Woods beim Championship-Turnier in Tampa Bay, Florida. Er wurde Zweiter und gewann 572 000 Dollar.

Es war das erste Mal seit vier Jahren, dass er wieder ganz vorne in der Rangliste auftauchte. Die Amerikaner drehten fast durch.

Es war halb drei Uhr morgens

Die Zahlen lügen nicht. Das Turnier aus Tampa Bay in Florida übertrug der Fernsehkanal NBC. Es war ein gutes Turnier, aber bei weitem kein Anlass der Spitzenklasse. Die Zuschauerzahlen

auf NBC explodierten dennoch um 190 Prozent. Das TV-Rating lag bei 5,1. will heissen: Rund fünfzehn Millionen Zuschauer schalteten sich ein, um Woods bei der Arbeit zuzusehen. Es waren so hohe Golf-Einschaltquoten, wie sie die US-Senderketten nach 2013 nicht einmal mehr bei Top-Turnieren erreicht hatten.

2013 war das letzte Jahr, in dem Tiger Woods die Nummer eins der Weltrangliste war. In diesem Jahr verdiente er 8,6 Millionen Dollar an Preisgeld. Im Jahr darauf verdiente er 0,1 Millionen.

Woods, Sohn eines schwarzen Leutnants der US-Army und von dessen thailändischer Frau, war das grösste Genie, das der Golfsport je hervorgebracht hatte. Womöglich war er gar die grösste Begabung, die der gesamte Berufssport je produziert hatte, noch talentierter als Muhammad Ali, Pelé, Ingemar Stenmark, Roger Federer, Michael Jordan und Eddy Merckx.

Ab dem Jahr 1997, er war damals 22, gewann Woods alle grossen Turniere, genannt die «Majors», gleich reihenweise. In den sechzehn Jahren zwischen 1997 und 2013 wurde er elfmal zum Spieler des Jahres gewählt.

Im Jahr 2009, so errechnete das Wirtschaftsmagazin *Forbes*, war er der erste Sportler weltweit, der mit Preisgeldern und Werbung über eine Milliarde Dollar verdient hatte. Er wurde damit zum zweitreichsten Afroamerikaner in den USA, hinter der TV-Moderatorin Oprah Winfrey.

Woods hatte in seinem Leben nur zwei Probleme. Das eine Problem war vorne zwischen seinen Beinen. Das andere Problem war hinten im Rücken, etwas weiter oben.

Das Problem vorne zwischen den Beinen begann etwas früher. Im Jahre 2009 setzte Woods seinen Cadillac Escalade nahe seines Hauses in Florida in einen Feuerhydranten. Es war halb drei Uhr morgens. Woods, so bekam seine schwedische Gattin Elin Nordegren schnell heraus, kam von einem ausserehelichen Abenteuer.

Es war nicht sein einziges *hole-in-one*, wie Zeitungen und TV nun freudvoll auflisteten. Es meldeten sich nun ein gutes Dutzend Ladys, die mit Woods ebenfalls die Bettstatt geteilt hatten. Es waren darunter erstaunlich viele Actricen aus der Pornoindustrie, die auf Namen wie Loredana Jolie, Holly Sampson und Joslyn James hörten.

Der Abscheu der männlichen Golfergemeinschaft über den Ungetreuen war sehr limitiert. Man erinnerte sich jeweils noch zu gut an die *beer babes* vom letzten Wochenende.

Für die Scheidung von Elin Nordegren zahlte Woods einhundert Millionen Dollar. Für zwölf Millionen kaufte sich die Ex-Gattin umgehend eine Villa in Florida. Es stellte sich dann heraus, dass sie eine solche Bruchbude erstanden hatte, dass sie das ganze Gebäude gleich abreißen lassen musste.

Tiger Woods hingegen erlebte keine finanziellen Rückschläge. Nach den Sex-Storys und der Scheidung gewann er zwar zwei Jahre lang kein einziges Turnier. Das aber kümmerte seinen Hauptsponsor Nike nicht. Der Fünfjahresvertrag, dotiert mit hundert Millionen Dollar, wurde noch so gerne verlängert. Gefallene Engel, so wusste Nike genau, verkaufen sich noch besser als heilige Engel.

Privat mimte Woods nun für die Sponsoren und das Publikum den Geläuterten. Zum Entzücken der Journalisten liess er sich zwei Jahre lang mit dem US-Skistar Lindsey Vonn händchenhaltend blicken. Vielleicht war es nur eine beiderseitige PR-Show.

Golf ist in den USA ein Massensport. 29 Millionen spielen. 77,5 Prozent davon sind Männer.

Die 29 Millionen spielen auf ihren alltäglichen Plätzen in Mississippi, Wyoming oder Kalifornien, und sie haben, dank der *beer girls*, stets genügend Budweiser und Coors dabei. Die alltäglichen Spieler sind weisse Handels-

Einzelne Journalisten wollten sogar Tränen in seinen Augen wahrgenommen haben.

vertreter, Hotelmanager, IT-Ingenieure und Bankprokuristen. Sie wissen, wie es ist, wenn man im Job mal Probleme hat und rausfliegt. Vielleicht haben sie gerade eine Kampfscheidung hinter sich. Sie wissen, wie das ist im Leben.

Rache des Rückens

2014 begann dann für Woods das echte Problem. Der Rücken wollte nicht mehr. Es war die Folge jenes athletischen Stils, den er in den Sport gebracht hatte. Vor Woods war Golf vor allem eine Schwungform, bei der die Physik der Körperrotation sich fließend umsetzte. Woods machte daraus einen Kraftsport. Er drosch aus den Lendenwirbeln mit Gewalt auf den Ball. Die längste Flugbahn in einem Profi-Golfturnier stammt immer noch von ihm, 497 Yards in Hawaii. Die Rache seines Rückens war darum nur eine Frage der Zeit.

Er wurde viermal operiert. Es half wenig. Woods konnte aufgrund seiner Rückenschmerzen kaum mehr richtig gehen noch schlafen. Im Frühsommer 2017 fand ihn die Polizei morgens um drei in seinem Mercedes-AMG S 65 am Strassenrand in Florida. Der Wagen hatte zwei platte Reifen. Der Fahrer lag bei laufendem Motor in seinem Sitz, stieg dann schwankend aus und konnte sich fast nicht auf den Beinen halten.

Natürlich überschlugen sich weltweit erneut die Schlagzeilen. Tagelang durfte man von Alkohol- und Drogenexzessen des Golfers hören und lesen, danach folgten die Grabreden auf den besten Golfspieler aller Zeiten.

«Tiger Woods' Talfahrt», titelte etwa die *NZZ*. «Der Niedergang der Golf-Ikone», titelte der *Tages-Anzeiger*.

Alles, wie so oft, war reine Erfindung der Journalisten. Der Alkoholgehalt im Blut von Woods, so zeigte später die Laboranalyse, lag bei 0,0 Prozent. Die Dosis an unerlaubten Drogen lag ebenfalls bei 0,0 Prozent.

Was im Blutbild hingegen gefunden wurde, waren rezeptpflichtige Medikamente wie die Schmerzmittel Torix und Solarex. Sie wurden Woods verschrieben, nachdem er sich kurz zuvor seiner vierten Rückenoperation unterzogen hatte.

Sowohl bei seiner Sex-Affäre als auch bei seiner Medikamenten-Affäre hielt sich Woods jeweils an die übliche US-Dramaturgie der öffentlichen Rehabilitation. Er entschuldigte sich vor den Medien für seine Untreue, er entschuldigte sich vor den Medien für seinen Medikamentenkonsum am Steuer. Einzelne Journalisten wollten sogar Tränen in seinen Augen wahrgenommen haben, vermutlich war es das übliche Hollywood-Glyzerin.

Das Publikum aber jauchzte. Nichts lieben die Amerikaner mehr als ein öffentliches mea culpa und eine nachfolgende öffentliche Verzeihung. Auch wenn ein US-Präsident jemals einen weltweiten Nuklearkrieg entfesseln sollte, sich aber hinterher entschuldigt, werden die Amerikaner sagen: «Okay, Junge, so ein Ausrutscher kann jedem mal passieren.»

Inzwischen hat Woods eine fünfte Rückenoperation hinter sich. Und die, so scheint es, hat vermutlich funktioniert. Er spielt inzwischen wieder zu neunzig Prozent so gut, wie er zu seinen besten Zeiten spielte. Neunzig Prozent genügten ihm früher für Spitzenresultate.

Bei den Buchmachern gehört er darum schon wieder zu den Topfavoriten für das Augusta Masters, das bedeutendste Turnier der USA, dotiert mit einem Preisgeld von elf Millionen Dollar. Es beginnt in der Woche nach Ostern. Woods hat das Turnier viermal gewonnen, letztmals vor zwölf Jahren.

Das Augusta Masters ist benannt nach dem Augusta National Golf Club in Georgia. Es ist der piekfeinste Golfklub der USA. Juden, Schwarze und Frauen durften, wie es sich in einem wahren Südstaat gehört, über Jahrzehnte nicht Mitglied werden. Den republikanischen US-Präsidenten wird jeweils die Mitgliedschaft angeboten, den demokratischen US-Präsidenten nicht.

Die normalen Golfspieler, all die weissen Handelsvertreter, Hotelmanager, IT-Ingenieure und Bankprokuristen, werden vor dem Bildschirm sitzen, und sie würden sich mächtig freuen, wenn Tiger Woods in Augusta wieder vorne dabei wäre.

«Er hat zwar eine etwas merkwürdige Hautfarbe», würden sie sagen, «aber er ist einer von uns.» ○

Rache der Natur

Der Eisenbahn-Friedhof nahe Porto Velho ist eine faszinierend schöne Zivilisationswunde. Und ein Sinnbild für den Zustand Brasiliens.

Von Hans Ulrich Gumbrecht und Alexandre Pacheco

Über die vergangenen zwei Jahrzehnte sind die früher wenig bemerkenswerten Eröffnungsfeiern von Olympischen Spielen zu einem strahlenden Feuerwerk in der Ästhetik und Feier nationaler Identitäten aufgestiegen. Ende August 2016 zeigte Brasilien zum Auftakt seiner Selbstinszenierung satte Farben und weichkonturierte Formen, die vor allem Bilder aus dem tropischen, vom Amazonas und seinen Nebenflüssen beherrschten Norden heraufbeschwören sollten; Eindrücke aus den südlicheren Landschaften und Städten zwischen São Paulo und Porto Alegre folgten später und mit spürbar nachlassender Intensität. Die Präferenz entsprach den Vorzeichen, unter denen sich Brasilianer individuell und kollektiv am liebsten sehen. Sie wollen «Natur» sein, wenn möglich «reine Natur», Spontaneität und Leidenschaft ohne Vermittlung durch Reflexion oder Rationalität, bis in die Routinesituationen des Alltags hinein.

Einseitige Verherrlichung

Freilich gelang die Olympiade von Rio de Janeiro am Abgrund der wohl schmerzhaftesten politischen und wirtschaftlichen Krise, die das Land je erlebt hat. Mehrere Gouverneure des Bundesstaats Rio, die ihre Hauptstadt zu den Spielen geführt hatten, sitzen mittlerweile Haftstrafen ab, zu denen sie wegen Korruption verurteilt worden sind, und viele der architektonisch beeindruckenden Stadien und Wettkampfstätten haben rasch einen Grad des Verfalls erreicht, der sie für jegliche Sportveranstaltung ungeeignet macht. Die sichtbare Spannung zwischen einer charismatischen Vergangenheit und einer Gegenwart deprimierender Dekadenz erhebt sie zu Emblemen von Brasilien als Nation – nicht nur – heute. Nach einem kurzen Jahrzehnt scheinbar unbegrenzten Fortschritts, der um 2000 einsetzte, bald ein unerhörtes Wachstum entfaltete und für mehr als dreissig Millionen Bürger ein Leben unter der von der Uno definierten Armutsgrenze beendete, ist das Land in ein politisches und wirtschaftliches Chaos gemäss einem Zyklus gefallen, wie er sich in den über 200 Jahren brasilianischer Geschichte schon mehrfach vollzogen hat.

Der Blick auf die jungen Ruinen der Olympischen Spiele von Rio und nicht wenige andere Szenen im Land entsprechen auch einer Struk-

tur, die der Philosoph Theodor W. Adorno als typisch für grosse Kunstwerke und als Voraussetzung für ihr Potenzial, ästhetische Erfahrung auszulösen, identifiziert hat (zu wissen, dass der von Adorno am höchsten geschätzte literarische Autor zu seinen Lebzeiten Samuel Beckett war, hilft, sich auf die Tonlage seiner Theorie einzustellen). Anstelle von Harmonie oder einer Vollkommenheit der erfundenen Formen machen für Adorno «Spannungen im benutzten Material» die Besonderheit von Kunstwerken aus, «Spannungen,» auf die man auch in der Gleichzeitigkeit von Erinne-



Gesten der Zivilisation: «Eisenbahnfriedhof» bei Porto Velho.

tungen an Gegenstände im Moment ihres Funktionierens und in der Gegenwart ihres Verfalls trifft. Ebendiese Spannung nun, behauptet Adorno, mache es nicht bloss unmöglich, die Probleme und Ungerechtigkeiten von jeweiligen Gegenwarten zu vergessen, sie wecke auch die Sehnsucht nach einer Welt

In der dramatischen Ambivalenz liegt die besondere Schönheit, die immer aufs Neue provoziert wird.

existenzieller Erfüllung – und zwar desto nachdrücklicher, je weiter man sich von ihr entfernt fühle.

Genau diese Spannung und mithin auch die Momente des utopischen Glücks-Verlangens verfehlt der Drang vieler Brasilianer, sich selbst und ihr Land entweder als «reine Natur» oder ausschliesslich als «vernunftgeborene Kultur» zu erleben. Nirgends wird das Problem deutlicher und tatsächlich dramatischer als an einigen Orten des immer wieder einseitig verherrlichten tropischen Nordens, wo Industrie und Kul-

tur der zerstörenden «Rache der Natur,» wie man dort sagt, anheimgefallen sind. Einen solchen Ort spannungsvoller Schönheit markieren die Reste der Madeira-Mamoré-Eisenbahnlinie im Bundesstaat Rondônia als ein an der Natur gescheitertes Zivilisationsprojekt.

Seit dem späten 19. Jahrhundert hatte es lebhaftige Diskussionen über die Frage gegeben (Diskussionen, die mit einem kurzen Blick auf den Atlas Südamerikas schnell verständlich werden), wie die atlantische Küste für Exporte aus Bolivien trotz einer Geografie erreichbar werden könnte, in der jede Art von überregio-

nalem Verkehr durch den Rio Madeira als wasserreichstem Nebenfluss des Amazonas und durch den Rio Mamoré, seinen eigenen Nebenfluss, eigentlich undenkbar scheint. Eine Vielzahl von Ansätzen, das Problem durch den Bau einer Zuglinie zu lösen, scheiterten schon in der Planungsphase oder kurz nach Beginn der Bauarbeiten, unter dem Verlust Hunderter von Leben aufgrund von Unfällen und Tropenkrankheiten. Zwischen 1907 und 1912 gelang es dann endlich dem nordamerikanischen Ingenieur Percival Farquhar, eine Bahnlinie zu bauen, welche über die erst damals entstehende Stadt Porto Velho nach Guajará-Mirim führt. Zu-

nächst unter britische Verwaltung gestellt, erfüllte sie nie wirklich die ihr von den Investoren zugeordnete Funktion, wohl vor allem deshalb, weil die Eröffnung mit einer Krise der Kautschukindustrie zusammenfiel, des damals stärksten Wirtschaftszweigs der Region.

Metamorphose

1931 übernahm endlich der damalige brasilianische Staat unter seinem protofaschistischen Führer Getúlio Vargas diese Institution, die zwar nie wirklich profitabel geworden war, aber in einer vorher kaum besiedelten Zone als Anlass für das Entstehen einer Bevölkerung gewirkt hatte, die nun mit einem politischen Recht aufs Überleben – auch ohne die Bahnlinie – rechnete. Unter wechselnden Macht-konstellationen, in denen Getúlio Vargas bis zu seinem Selbstmord im August 1954 stets einen besonderen Einfluss erhalten konnte, scheint der Staat diese Erwartung erfüllt zu haben, bis dann 1970 die Madeira-Mamoré-Linie definitiv eingestellt wurde von einer nationalen Militärdiktatur, die 1964 mit einem Staatsstreich an die Macht gekommen war.



Sehnsucht nach einer Welt existenzieller Erfüllung: Regenwald im brasilianischen Amazonasgebiet.

Seither sind ihre Gleise, Lokomotiven und Bahnhöfe der Logik von der «Rache der Natur» anheimgefallen und zugleich zu einer Strecke unheimlicher brasilianischer Schönheit geworden. Denn die dunkelgrüne Vegetation hat die steinernen Gebäude und die verlassenen Züge nicht nur überwachsen; über die Jahrzehnte hat sie auch begonnen, deren Substanz zu verwandeln und so Zivilisation wieder zu Natur werden zu lassen.

Besonders bewegend zeigen sich die Metamorphose und ihre Effekte in einem «Eisenbahnfriedhof» nahe Porto Velho, der einerseits die Zivilisationswunden auf der Oberfläche der Natur sichtbar macht, aber umgekehrt auch das Verheilen der Wunden zu Narben in der Natur. In dieser dramatischen Ambivalenz liegt eine besondere Schönheit Brasiliens, die immer aufs Neue durch Gesten der Zivilisation provoziert und in Bewegung gesetzt wird.

Nach der Jahrtausendwende etablierte die damals neue sozialistische Regierung Brasiliens zwei Kraftwerke in der Region des Madeira- und des Mamoré-Flusses, die mit ihren neuen Arbeitsstellen einen zweiten historischen Bevölkerungsschub und in dessen Folge auch eine drastische Zunahme der Kriminalität auslösten. Seither sind die Strecken der von der Natur zurückgewonnenen Bahnlinie zu einer Zone des Verbrechens geworden – und damit auch zu einer neuen Herausforderung, welche offenbar die lokale wie die nationale Politik

überfordert. 2010 unternahm die regionale Regierung den etwas hilflosen Versuch, einen ehemaligen Bahnhof von Porto Velho zu einer Art Freilichtmuseum zu sanieren, und zerstörte dabei die Vegetation, ohne die Kriminalität einzudämmen.

Nur vier Jahre später «rächte sich die Natur» wieder mit einer Flut, welche den restaurierten Bahnhof in den Rhythmus tropischen Zerfalls zurückholte. Und erst 2017 vollzog sich die vorerst letzte Episode in dieser dynamischen Spannung, die anscheinend nicht zu einem Ende gelangen kann. Die Regierung von Rondônia löste eine der Lokomotiven aus dem überwachsenen Depot, liess sie reinigen und rekonstruieren, um sie in der Mitte eines Platzes von Porto Velho als Emblem der siegreichen Kultur auszustellen, während der Regenwald in wenigen Wochen das so entstandene Vakuum ausfüllte und bedeckte.

Den Klimawandel akzeptieren

Was Rondônia, Porto Velho und ihre Bahnlinie in ästhetischer und vielleicht auch in politischer Hinsicht brauchen – «brauchen» als eine Gegenbewegung zu den allzu gut gemeinten Eingriffen der Restauration, die eines Tages alle Spuren der Vergangenheit geplündert haben wird –, müsste eigentlich naheliegen in einer Zeit, welche die Entfaltung von Schönheit in Prozessen der Natur als «Land Art» für sich entdeckt hat. Eine Teilstrecke der Madeira-Mamoré-Bahnlinie sollte zum «Nationalen

historischen Monument» erklärt (oder unter Naturschutz gestellt) werden, um den Kampf gegen die Natur zu beenden und das Verschwinden ihrer spannungsreichen Schönheit zu verhindern. Dass der Vollzug eines solchen Schritts ohne die endlich entschlossene Bekämpfung der entstandenen Kriminalität undenkbar ist, gehörte zu seinen positiven Nebenwirkungen.

Vor allem aber würde so ein Prozess der ästhetischen Erfahrung ohne Kunstwerk freigesetzt, in dem die früheren Gegenstände der Zivilisation mit der Natur zu neuen Substanzen, Formen und Farben zusammenwüchsen, die wir uns heute noch gar nicht vorstellen können. Hier gäbe es dann, noch einmal ganz im Sinne von Adorno (aber denkbar weit von aller grauen Theorie entfernt), eine Utopie für das Zusammenleben von Natur und Zivilisation zu entdecken, die alle ideologischen Programme hinter sich liesse.

Dass sich der Prozess unter den Bedingungen des Klimawandels nur umso schneller und auch umso produktiver vollzöge, eröffnet diesem Vorschlag eine zugleich konservative und ökologische Dimension. Das Leben der Natur walten zu lassen, hiesse auch den Klimawandel zu akzeptieren und sich auf ihn einzustellen, statt ihn anhalten zu wollen. Unter dieser Voraussetzung müssten sich die Brasilianer nicht mehr anstrengen, selbst «Natur» zu sein. Vielmehr fänden sie in Gelassenheit ein neues Verhältnis zur ihr. ○

«Auch Frankreich täte ein König gut»

Eine überparteiliche Identifikationsfigur, hinter der sich ein Volk zusammenschliesst: Für Graf Nikolai Tolstoy ist die Monarchie kein Auslaufmodell. Vor allem auf dem Balkan sieht er Chancen. Von Wolfgang Koydl (Text) und Muir Vidler (Bild)

Hundert Jahre nach dem Sturz von Zar, Kaiser und Sultan gibt es noch immer zwölf Monarchien in Europa, im Rest der Welt kommen noch einmal 31 dazu, zählt man die von Königin Elizabeth II. regierten Staaten des Commonwealth von Australien bis Kanada mit. Geht es nach Graf Nikolai Tolstoy Miloslavsky, dann sollte und könnte sich diese Zahl gerne weiter erhöhen. Er ist ein entfernter Cousin des russischen Autors Leo Tolstoi und Kanzler der Internationalen Monarchisten-Liga. Die in Grossbritannien beheimatete Organisation beschwört die Vorteile der ältesten Staatsform der Geschichte und setzt sich für die Rückkehr gekrönter Häupter auf ihre Throne in aller Welt ein. «Der Nutzen der Monarchie», so der 82-Jährige, «liegt in der Macht, die sie Politikern vorenthält.»

Graf Tolstoy, soeben ist in Russland Wladimir Putin zum Präsidenten wiedergewählt worden. Aber er ist nicht unumstritten. Denken Sie, dass Russland nach dem Ende des Kommunismus ein Zar bessergetan hätte?

Eine konstitutionelle Monarchie, wie wir sie in Grossbritannien haben, wäre sehr vorteilhaft für Russland. In diesem riesigen Land braucht man einen Brennpunkt der Loyalität und der Identität, der nicht politisch ist. Natürlich wollen wir keinen Zaren mit den alten autokratischen Vollmachten, das war sehr schädlich. Aber eine konstitutionelle Monarchie wäre eine grosse Bereicherung.

Dieser Zar hätte also weniger Vollmachten als ein Präsident?

Unbedingt. Anstelle eines Präsidenten hätten wir einen Premierminister, der allerdings mehr Macht hätte als heute. Wir Briten haben erkannt, wie nützlich die verbliebene Macht des Monarchen ist. Wie jemand mal sagte: «Der Nutzen der Monarchie liegt nicht in der Macht, die sie dem Monarchen gibt, sondern in der Macht, die sie den Politikern vorenthält.»

Und Sie meinen, dass ein Monarch unpolitisch wäre.

Sofern das menschenmöglich ist. Bei uns funktioniert das gut. Ich glaube nicht, dass irgendjemand die Queen einmal dabei ertappt hat, wie sie sich in politische Angelegenheiten einmischte. Sie drückt noch nicht einmal eine politische Meinung aus.

In Russland, das im 20. Jahrhundert all diese Schrecken erlitten hat, würde eine Monarchie eine Kontinuität etablieren, die sich auch auf die guten Aspekte dieses Landes stützt. Das ist nebenbei etwas, was auch Putin will.

Was gut für Russland wäre, wäre das auch gut für die anderen, ehemals kommunistischen Länder in Ost- und Mitteleuropa?

Da treffen dieselben Überlegungen zu.

Selbst für ein Land wie Polen?

Polen ist eine Ausnahme. Zum einen hatte es schon sehr lange keinen König mehr, zum anderen war es eine Wahlmonarchie. Es gab keine Dynastie, keinen natürlichen Thronanwärter. Anders liegt die Sache bei anderen Ländern, vor allem auf dem Balkan. Die gegenwärtigen Thronerben, etwa in Serbien, Bulgarien oder Rumänien, sind nach wie vor sehr populär. Sie spielen eine verschieden

«Die Thronerben, etwa in Serbien, Bulgarien oder Rumänien, sind nach wie vor sehr populär.»

starke Rolle im öffentlichen Leben. Dem serbischen König Alexander hat man seinen Palast zurückgegeben, der Ende letzten Jahres verstorbene König Michael von Rumänien hatte zwei Paläste erhalten. König Simeon von Bulgarien war sogar eine Zeitlang Premierminister seines Landes.

Er hat sich in die aktuelle Politik eingeschaltet. Vorher hatte dies, in geringerem Masse, Otto von Habsburg getan, der für die bayerische CSU im Europaparlament sass. Wären das Beispiele für andere Monarchen?

Das würde ich mir wünschen. Gleichzeitig müssen sie sehr vorsichtig sein, sich nicht zu sehr in Parteipolitik zu verstricken. Obwohl Erzherzog Otto, der ein sehr kluger und gebildeter Mann war, seine Rolle gekonnt spielte, denke ich doch, dass jemand wie er nicht zu sehr mit einer bestimmten politischen Partei identifiziert werden sollte.

Bislang haben wir über Osteuropa mit seiner eigenen Geschichte, seinen eigenen Erfahrungen gesprochen. Wie ist es denn mit Westeuropa? Wäre eine Rückkehr zur Monarchie in Portugal, Frankreich, Deutschland denkbar oder gar wünschenswert?

Frankreich und Deutschland sind zwei Schlüsselstaaten. Sie sind stabil und haben eine relativ lange, im Falle Frankreichs so-

gar eine sehr lange republikanische Tradition. Dennoch denke ich, dass auch ihnen eine Monarchie nützen würde. Ein König würde schon auf sehr trivialer Ebene einen Fokus bilden – wegen seines hohen Erkennungswertes und wegen des Glanzes. Ich glaube nicht, dass irgendjemand in Britannien den Namen des gegenwärtigen italienischen oder deutschen Staatspräsidenten nennen könnte. Dies sind total unbekannte Figuren, manchmal sogar in ihren eigenen Ländern. Wohingegen ein Monarch, sei es



«Weniger Neid als bei gewählten Ämtern»: Graf

in Belgien oder in Norwegen, ein Gefühl von Glanz und historischer Kontinuität verkörpert. Ich sehe keine Nachteile, es sei denn, man bekommt einen sehr schlechten Monarchen. Aber das passiert nicht oft, und schliesslich kriegt man auch sehr viele schlechte Politiker.

Dennoch unterläuft die Monarchie das demokratische Gleichheitsprinzip, nach dem jeder das höchste Amt im Staat bekleiden kann. Prinz Charles fiel dieser Posten bei der Geburt in den Schoss. Aber was, ausser einer exzellenten Erziehung, qualifiziert ihn als Staatsoberhaupt?

Samuel Johnson hat einmal gesagt: «Der grösste Vorteil des Monarchen ist, dass auch sein Vorgänger ein Monarch war.» Es gibt weniger Neid als bei gewählten Ämtern. Die Möglichkeit, dass jeder Bürger Präsident werden kann, ist ausserdem höchst theoretisch. In der Praxis wissen

wir, dass die Chancen praktisch gleich null sind. Aber stören tut das niemanden. Nehmen Sie andererseits Meghan Markle: Eine unbekannte Frau mit einem merkwürdigen und bewegten Hintergrund heiratet den Bruder des künftigen Königs.

Apropos Meghan Markle: Besteht nicht die Gefahr, dass die Monarchie – gerade in Grossbritannien – zu einer Art glamouröser Seifenoper verkommt?

Persönlich halte ich nicht sehr viel von Miss Markle. Immerhin wird sie nie Königin.

Täuschen Sie sich nicht. In der britischen Geschichte wurde der «Ersatzreifen», der Zweite der Thronfolge, oft König.

Das kann passieren, aber das kann auch positive Folgen haben. Ich habe noch Edward VIII. erlebt, der wirklich eine sehr ungeeignete Person als König war. Zum Glück wurde er durch seinen jüngeren Bruder ersetzt. Es kann also so oder so ausgehen.

Sehen Sie Länder, in denen die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr zur Monarchie grösser ist als anderswo?

Da kann ich nur raten. Wenn es so kommt, dann als Folge bestimmter Umstände, die wir heute nicht vorhersagen können. Wenn ich raten müsste, dann würde ich sagen, eines der Länder auf dem Balkan, über die wir gesprochen haben. Und wenn ich mich konkret auf ein Land festlegen müsste, wür-

«Wir Briten haben erkannt, wie nützlich die verbliebene Macht des Monarchen ist.»

de ich sagen, Serbien. Gerade Serbien, mit seiner bewegten und wechselvollen Geschichte, würde mit einem König an der Spitze international an Reputation gewinnen. König Alexander wäre ein würdiger und kluger Vertreter seines Landes.

Wie viel wahre Macht sollte ein moderner Monarch besitzen? Praktisch gar keine, wie in Skandinavien? Oder beinahe absolute wie in Liechtenstein?

Jedes Land hat seine eigenen Bedürfnisse und Traditionen, und deshalb wären die einzelnen Systeme auch leicht verschieden voneinander. In Britannien haben wir einen glücklichen Mittelweg gefunden. Der Monarch spielt keine direkte Rolle bei der Entstehung der Gesetze, aber zugleich behält er ausserordentliche Vollmachten, auch wenn er sie nicht ausübt.

Zum Beispiel?

Die Queen ist etwa Oberkommandierende aller Streitkräfte. Das ist ein gewaltiger Vorteil. Soldaten und Seeleute legen ihren Eid auf die Königin ab, die das ganze Land repräsentiert, und nicht auf einen Parteipolitiker, der – fast hätte ich gesagt – nur ein Strohmännchen ist und wahrscheinlich fünf Jahre später gar nicht mehr im Amt. Das funktioniert sehr gut. Seit den Zeiten von Oliver Cromwell hat es keinen Militärputsch in Grossbritannien gegeben. Ein wichtiger Grund liegt darin, dass das Militär seinen Eid auf den Monarchen ablegt. Anders in Frankreich. Ein hoher französischer Offizier hat mir einmal gesagt: Falls der Präsident der Republik ernsthaft wichtige Institutionen des Staates beschädigte, hätte die französische Armee die Pflicht, ihn zu stürzen. In England würde dieser Gedanke keinem Soldaten in den Sinn kommen. **Man assoziiert die Monarchie mit Reichtum, mit hermelinbesetzten Roben, mit edelsteinverzierten Kronen, mit prächtigen Palästen. Ist das ein Vorteil oder ein Nachteil?**

Hundertprozentig ein Vorteil. Vielleicht gibt es ein paar Neider, die bemängeln, dass eine einzelne Person allein in so einem grossen Palast lebt. Aber selbst in einer



Tolstoy, 82.

Napoleons und Maria Stuarts Erben

Sollte sich das eine oder andere europäische Land einen König oder eine Königin zurückwünschen: Die Thronprätendenten stehen bereit, um an die glorreiche Vergangenheit anzuknüpfen.

Albanien — Leka Anwar Zogu Reza, genannt Leka II. Der 1982 in Johannesburg geborene Enkel des letzten Königs ist heute Berater des albanischen Staatspräsidenten. Er hat enge Verbindungen zum Kosovo, wo er studierte.

Bulgarien — Simeon Saksokoburggotski, auch Simeon von Sachsen-Coburg und Gotha, war als Simeon II. von 1943 bis 1946 der letzte Zar von Bulgarien. Nach der Wende kehrte der heute Achtzigjährige aus dem spanischen Exil zurück und war von 2001 bis 2005 Ministerpräsident seines Landes. Er lebt in einem Palast in Sofia.

Deutschland — Chef des Hauses Hohenzollern ist Seine Kaiserlich-Königliche Hoheit Georg Friedrich Prinz von Preussen. Geboren 1976 in Bremen, diente er in der Bundeswehr und ist heute im Vorstand der Prinzessin-Kira-von-Preussen-Stiftung.

Frankreich — Die Franzosen haben die Wahl zwischen den Legitimisten, die sich auf die ältere Linie des Hauses Bourbon berufen, den Orléanisten, deren Linie mit Louis-Philippe d'Orléans beginnt, und den Bonapartisten.

Louis Alphonse de Bourbon ist Prätendent der Legitimisten. Der in Spanien geborene 43-Jährige arbeitet als Banker in Venezuela.

Jean Charles Pierre Marie d'Orléans, 52, führt die Fraktion der Orléanisten an und ist Banker in Frankreich.

Charles Napoléon Bonaparte, 67, bei seinen Anhängern Napoléon VII., ist Gemeinderat in der Kleinstadt Nemours. Einmal kandidierte er vergeblich für das Bürgermeisteramt in der Heimatstadt seines grossen Vorfahren im korsischen Ajaccio.

Griechenland — Der 76-jährige König Konstantin wurde nach dem Putsch der Obristen 1967 vertrieben und lebt seither im britischen Exil. Bis heute hat er keinen griechischen, sondern einen dänischen Pass: eine Aufmerksamkeit seiner Schwägerin Königin Margrethe von Dänemark.

Italien — Er hat den blumigsten Namen aller Prätendenten: Amedeo Umberto Costantino Giorgio Paolo Elena Maria Fiorenzo Zvonimir di Savoia Aosta. Der 74-Jährige ist Unternehmer in Italien.

Österreich-Ungarn — Als Berufsbezeichnung gibt Karl Habsburg-Lothringen Land- und Forstwirt an, was angesichts

seiner riesigen Ländereien eine arge Untertreibung ist. Der Chef des Hauses Habsburg wurde 1961 im bayerischen Starnberg geboren und brachte es im österreichischen Bundesheer als Pilot zum Hauptmann.

Portugal — Seine Monarchen regierten einst Brasilien mit. Heute steht als Thronprätendent für das Mutterland Duarte III. Pio de Bragança bereit. Geboren 1945 im Exil in Bern, lebt er seit 1952 in Portugal. Im Kolonialkrieg in Angola zeichnete er sich als Hubschrauberpilot aus.

Rumänien — Prinzessin Margarita Hohenzollern-Sigmaringen, 68, ist die einzige potenzielle Königin auf der Liste. Sie folgte ihrem Ende letzten Jahres am Genfersee verstorbenen Vater Mihai nach. Auch sie hat einen Schweizer Bezug: Sie kam in Lausanne zur Welt.

Russland — Die männliche Linie der Romanows wurde von den Bolschewiken fast vollständig ausgelöscht. Chef des Hauses ist daher nun ein Nachfahr der letzten Zarin aus dem Hause Hohenzollern: der 1981 in Madrid geborene Georgi Michailowitsch Romanow.

Schottland — Auch Maria Stuart hat einen fernen Nachfahren. Er lebt allein in einem Flügel des Münchner Schlosses Nymphenburg: Franz von Bayern wäre als Erster König im Alpenland, doch die schottischen Jakobiten anerkennen ihn als Francis II., King of England, Scotland, Ireland and France. Als der damalige britische Premierminister Gordon Brown den Weg für Katholiken auf Englands Thron ebnen wollte, läuteten die Alarmglocken: In diesem Fall wären Herzog Franz' Ansprüche grösser gewesen als jene der Queen.

Serbien — Die Karadjordjevic sind eines von Europas jüngsten, aber wildesten Königsgeschlechtern. Begründet von einem Kaufmann mit dem Übernamen Kara Djordje (Schwarzer Georg), regierten sie Serbien und Jugoslawien mit Unterbrechungen bis 1945. Heute ist Alexander II. Karadjordjevic Chef des Hauses. Geboren 1945 in London, waren seine Taufpaten der damalige englische König George VI. und seine Tochter Elizabeth, die heutige Queen. Heute lebt Alexander auf seinem Stammschloss in Belgrad und wirbt um Investoren für Serbien. *Wolfgang Koydl*

Republik werden solche Paläste als Teil des nationalen Erbes unterhalten. Wenn sie tatsächlich bewohnt und mit Leben erfüllt sind, wie Windsor Castle oder der Buckingham-Palast, dann befriedigt dies die Leute. Besucht man aber die Wiener Hofburg oder Schloss Nymphenburg in München, beschleicht einen ein melancholisches Gefühl, weil diese Schlösser so staubig und leer sind. Da sähe man lieber einen Habsburger oder einen Wittelsbacher drin.

Wenn man einen gewählten Politiker als diktatorisch beschreiben will, gibt man ihm ein monarchisches Etikett: Sultan Erdogan oder Zar Putin. Warum hat die Monarchie immer noch diesen Ruf?

Ich glaube, das hat mit der Monarchie an sich nichts zu tun. Diese Beiwörter werden in einem bestimmten Kontext benutzt, nicht in allgemeinem Sinn. Sie hätten zudem weniger Wirkung, wenn es tatsächlich

«Sind die Paläste tatsächlich bewohnt und mit Leben erfüllt, dann befriedigt dies die Leute.»

einen Zaren gäbe, der eben kein Tyrann oder autoritärer Herrscher ist, sondern eine inspirierende, verfassungsmässige Figur.

Sie sind Kanzler der Internationalen Monarchisten-Liga. Was tut Ihre Organisation, um die Sache der Monarchie zu fördern?

Was wir tun können, ist reichlich beschränkt. Das mag paradox klingen, weil wir in einem Land operieren, in dem niemand die Monarchie in Zweifel zieht. Ich nehme manchmal an Debatten in Universitäten teil, in denen die provokative Frage diskutiert wird, ob die Monarchie abgeschafft werden sollte. Die haben immer grosse Probleme, jemanden zu finden, der für eine Republik eintritt. Unsere Aufgabe in Grossbritannien liegt darin, das Bewusstsein der Menschen für die Vorteile der Monarchie zu schärfen, damit man sie nicht für selbstverständlich hält. Sie kann unter bestimmten Umständen durchaus in Gefahr geraten.

Und im Ausland?

Wir fördern die Monarchie in der ganzen Welt. Natürlich können wir nicht so tun, als hätten wir grossen Einfluss. Wir unterstützen Monarchisten in anderen Ländern, geben ihnen das Gefühl, dass sie nicht allein sind, dass die Idee der Monarchie durchaus wertvoll ist und geschätzt werden sollte. Bei der Volksabstimmung in Australien über eine Abschaffung der Monarchie war unsere dortige Organisation sehr aktiv daran beteiligt, dass diese Forderung abgelehnt wurde. In Kanada haben wir Tausende von Mitgliedern, die sich der potenziellen Gefahren aus den Vereinigten Staaten für die monarchische Ordnung bewusst sind. ○



Die andere Sicht

Roger Köppel im Gespräch mit Markus Ritter über die brisanten Themen des Monats

Mittwoch, 4. April 2018

Ort: Schulhaus Wiesental, Aula, Wiesentalstrasse 8, 9450 Altstätten

Beginn: 18.30 Uhr, Türöffnung: 17.30 Uhr

Anmeldung bis 2. April erforderlich an:

ontheroad.ritter@weltwoche.ch

Sie erhalten als Einlass-Ticket eine Bestätigung per E-Mail
(beschränkte Teilnehmerzahl).

Weitere Veranstaltungen:

19. April: Michael Haefliger, Luzern; ontheroad.haefliger@weltwoche.ch

2. Mai: Chantal Galladé, Winterthur; ontheroad.gallade@weltwoche.ch

Genauere Informationen folgen.



Provozierende Gelassenheit: Ringo Starr (r.), Sohn Zak.



Ikone der Woche

Schleppender Swing

Von Thomas Wördehoff

Was zum Teufel ist ein «guter Drummer»? Chad Smith, der mit seinen athletisch durchstrukturierten Schlagwettern den grössten Käse in Form bringen kann? Oder doch lieber Steve Gadd und seine hakenschlagenden Täuschungsmanöver, mit denen er jede Nummer in den Himmel hebt? Vielleicht Martin Grubinger, der sich bei jedem Stück verbissen zum Siegtrommeln will? Und war Ringo Starr tatsächlich jemals ein grosser Schlagzeuger? Die Frage nach dem König der Felle ist ebenso überflüssig wie die Mutmassungen über den «besten Song aller Zeiten». In diesem Sinne ist auch John Lennons Antwort auf die Frage zu verstehen: «Ringo Starr – der beste Schlagzeuger der Welt? Er ist nicht mal der beste Schlagzeuger der Beatles.»

Die Aufteilung der Welt in «Winner» und «Loser» ist eher was für Sportsfreunde ohne Fantasie und Visionen (die gehen dann im schlimmsten Fall zum Onkel Doktor). Ringo Starr hat und hatte in diesen Streberlisten rein gar nichts verloren – Ringos Ruhm hat andere Gründe: Er wurde zur Ikone, weil man ihn erkennt. Bei jedem Song. Er war nicht irgendein Schlagzeuger. Richard Starkey, der Schlagzeuger aus Liverpool, wurde zu Ringo Starr von den Beatles. Er gehörte zur musikalischen DNA der Beatles, nicht weil er übermässig virtuos, kühn oder variantenreich gewesen wäre – das alles konnte man ihm wahrlich nicht vorwerfen. Nein, Ringos Beat verknüpfte die drei so unterschiedlichen Melodiker der Band zu einem musikalischen Ganzen.

Der Tonfall der Gruppe – egal, ob bei Balladen, Up-Tempo-Nummern oder verspielten Rock- beziehungsweise Ballroom-Fantasien – sämtliche musikalischen Expeditionen der Beatles waren grundiert vom stoisch gelassenen, aber taktischen Schlagwerk des Ringo Starr. Es war eine Art schleppender Swing, der durch seine unerschütterliche Gleichmut eine fast schon respekteinflössende Autorität in sich trug. «A gentleman will walk but never run» sang Sting in einem seiner Lieder, und so war Ringo: Er hatte die Ruhe weg, und jeder Schlag war wie das letzte Wort zum Song – mehr war dazu nicht zu sagen. Mit seinem Sohn Zak Starkey (einem renommierten Schlagzeuger, der immer wieder auch bei den Who spielt) soll er sich mal bis aufs Blut gestritten haben, weil der, nach Ringos Dafürhalten, «zu viel» machte. Übrigens: Nur ein einziges Solo hat der Senior in seiner langen Karriere jemals eingespielt: Bei «Carry That Weight» liess er sich zu einem sechzehn Sekunden langen Alleingang überreden, den er mit geradezu provozierender Gelassenheit hinlegte, als wolle er allen den Stinkefinger zeigen. Nun ist er zum Sir geschlagen worden. Zu Recht. Er ist ein Grosser.

Schachfiguren der Elite

Die heutige antipopulistische Rhetorik ähnelt den antidemokratischen Schmähreden, die im alten Athen gegen das Volk gehalten wurden. Sie verachtet den freien Bürger und gefährdet Demokratie und Rechtsstaat. *Von Frank Furedi*

Sie ist heute wieder allgegenwärtig: die antipopulistische Rhetorik. Ihre Arroganz speist sich aus der Verachtung des Volkes, im alten Athen von den Philosophen «die Vielen» genannt. Und sie geht einher mit der Auffassung, dass die politischen Geschäfte bei «den Wenigen» am besten aufgehoben seien. Antipopulistische Ideologen – damals wie heute – sind also radikal antimajoritär. Sie gehen davon aus, dass die Vielen, die die Mehrheit darstellen, ihre potenzielle Macht dazu verwenden würden, alle anderen einzuschüchtern und ihnen ihren Willen aufzuzwingen.

Solche antipopulistischen Haltungen sind heutzutage in Kreisen der politischen und kulturellen Elite gang und gäbe. Nehmen wir etwa diese Passage aus einem kürzlich veröffentlichten Kommentar: «Populisten lehnen Einschränkungen der politischen Exekutive ab. Da sie nach eigenem Bekunden <das Volk> repräsentieren, betrachten sie Einschränkungen ihrer Macht zwangsläufig als Schwächung des Volkswillens. Derlei Einschränkungen kämen nur den <Feinden des Volkes> zugute – Minderheiten und Ausländern (im Fall rechter Populisten) oder der Finanzelite (im Fall linker Populisten). Dies ist ein gefährliches Politikverständnis, weil hier einer Mehrheit erlaubt wird, sich rücksichtslos über die Rechte von Minderheiten hinwegzusetzen.»

Der Verweis auf die angebliche Gefahr, die das tyrannische Verhalten der Mehrheit darstellt, dient als Rechtfertigung einer antimajoritären Politik und ihrer Institutionen.

Geringschätzung der Massen

In diesem Kontext stellen antipopulistische Eiferer gern drei Ideale in Frage: Volkssouveränität, Demokratie und Staatsbürgerschaft. Diese drei Ideale waren im Laufe ihrer Geschichte oft miteinander verknüpft. Schon im alten Athen stand der Begriff *demos* in enger Beziehung zu Staatsbürgerschaft und der Vorstellung, dass die Regierung den Bürgern gehört. Geringschätzung der Bürger und ihrer moralischen Kompetenz – das war und ist das Kennzeichen einer oligarchischen, antipopulistischen Einstellung.

Volkssouveränität basiert auf der Überzeugung, dass die Legitimität des Staates aus dem Willen beziehungsweise der Zustimmung des Volkes erwächst. Von diesem Standpunkt aus ist es das Volk, auf das alle politische Macht

zurückgeht. Und genau dies stört all jene, die meinen, dass Politik in erster Linie die Sache von Experten und Eliten sein sollte. Dass Antipopulisten die Wenigen über die Vielen stellen, hat mit ihrer Geringschätzung der Massen zu tun, die sie für unfähig oder ungeeignet halten, das Gemeinwesen mitzugestalten. Ihnen erscheint Volkssouveränität als Gefahr für die Gesellschaft, ja für die Aufrechterhaltung von Ordnung und politischer Stabilität.

Selbst liberale Kritiker äussern Vorbehalte hinsichtlich der Volkssouveränität. Sie erkennen an, dass die Legitimität einer Regierung von ihrer Fähigkeit abhängt, die Zustimmung der Öffentlichkeit für ihr politisches Handeln zu gewinnen. Sie befürworten sogar

die Demokratie, versehen diese Affirmation aber sogleich mit Einschränkungen und Vorbehalten. Dies war sogar während der amerikanischen und der Französischen Revolution der Fall, als der moderne Begriff Volkssouveränität in aller Munde war.

Rousseaus Bedenken

Massgeblich für die unterschiedlichen Meinungen zum Thema Volkssouveränität ist die jeweilige Einschätzung der intellektuellen und moralischen Fähigkeiten des Volkes. Die meisten antipopulistischen Kommentatoren sind der Ansicht, dass den Vielen eine konstruktive Rolle im öffentlichen Leben nicht zugetraut werden könne. Volkssouveränität



Legitimität durch Volkes Willen: Cicero-Rede vor dem römischen Senat, 63 v. Chr.

wird nicht nur als Abstraktion abgetan, sondern auch als Fiktion, um auf diese Weise zu begründen, dass «die Wenigen über die Vielen herrschen» sollen. Andere behaupten, dass das Volk nie etwas anderes sei als Schachfiguren einer manipulativen Elite.

Selbst der grosse Philosoph Jean-Jacques Rousseau, einer der Väter des modernen Ideals der Volkssouveränität, hatte schwerwiegende Bedenken, ob das Volk imstande sei, die Angelegenheiten des Staates in die eigenen Hände zu nehmen: «Nimmt man das Wort in der ganzen Strenge seiner Bedeutung, so hat es wahre Demokratie nie gegeben, und es wird sie auch nie geben. Es ist gegen die natürliche Ordnung, wenn die Mehrheit regiert und die Minderheit regiert wird. Man kann sich nicht vorstellen, dass das Volk unaufhörlich versammelt bleibt, um sich den Regierungsgeschäften zu widmen, und es ist leicht ersichtlich, dass es hierzu keine Ausschüsse einsetzen kann, ohne die Form der Verwaltung zu ändern.»

Rousseau glaubte überdies, dass eine demokratische Volksversammlung zwangsläufig

scheitern werde, und plädierte für einen neuen Typus von Demokratie, bei dem die Bürger die wahren Gesetzgeber in Grundsatzfragen sein sollten, die weniger grundsätzlichen Dinge aber ihren Repräsentanten überlassen blieben.

Seit dem 18. Jahrhundert versuchen die meisten westlichen Gesellschaften, Volkssouveränität durch eine Form von repräsentativer Demokratie mit parlamentarischer Souveränität in Einklang zu bringen. Für viele anti-majoritäre Kommentatoren wird aber selbst die parlamentarische Souveränität allzu sehr vom Willen des Volkes bestimmt. Richter, Gerichtshöfe, Experten und transnationale Institutionen sollen den Einfluss der öffentlichen Meinung auf die Arbeit der Entscheidungsträger zurückdrängen.

In einer Studie über dieses Outsourcing politischer Entscheidungsprozesse im Nachkriegseuropa heisst es denn auch: «Der Wunsch nach Schutz vor öffentlichem Druck und ein tiefes Misstrauen gegenüber der Volkssouveränität lagen nicht nur den Anfängen der europäischen Integration zugrunde,

sondern dem politischen Wiederaufbau Westeuropas nach 1945 ganz allgemein [...] Bei der staatlichen Neuordnung in der Nachkriegszeit ging es vor allem darum, die europäischen Gesellschaften auf Distanz zu den Idealen der parlamentarischen Souveränität zu bringen und die Macht an nicht gewählte Körperschaften zu übertragen, etwa an Verfassungsgerichte oder die staatliche Verwaltung an sich.»

Rolle der Staatsbürger

Einflussreiche, nicht gewählte Körperschaften sind transnationale Institutionen, die vielfach

Über das Verhältnis zwischen den Vielen und den Wenigen wird auch in Zukunft gestritten werden.

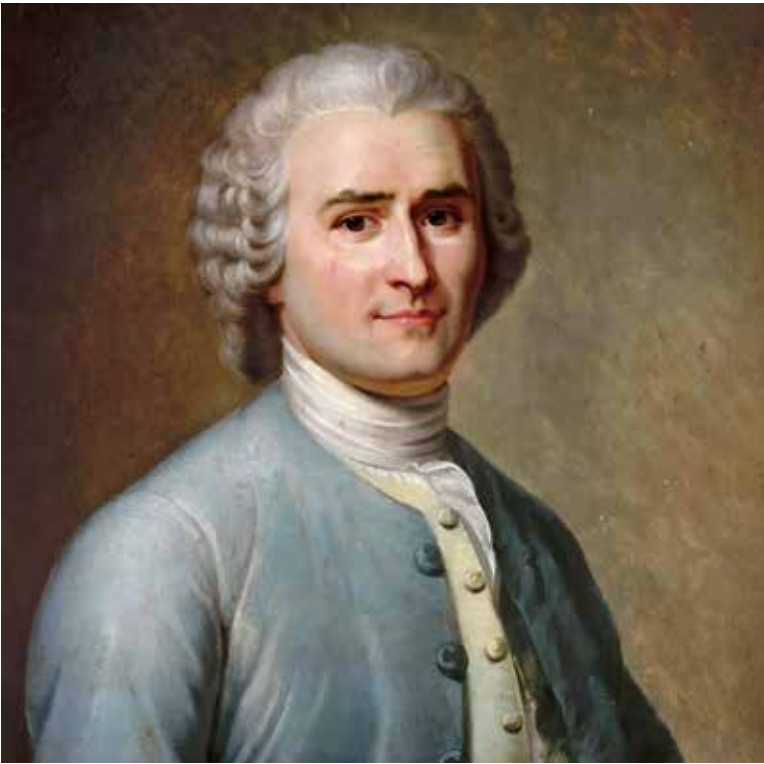
erst in den letzten Jahrzehnten entstanden sind. Denken wir nur an internationale Gerichtshöfe, an die EU, an den Internationalen Währungsfonds und die Vereinten Nationen – sie alle stellen, implizit und zunehmend explizit, die Volkssouveränität und die Rolle der Staatsbürger in Frage. Diese Institutionen werden von Anhängern der Globalisierung gepriesen, aus deren Sicht der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen und Personen und die wachsende Bedeutung der Menschenrechte den Status nationaler oder staatlicher Souveränität aushöhlen. Dieser Prozess geht Hand in Hand mit der Delegitimierung von Volkssouveränität und der Entwertung von Staatsbürgerschaft.

Antipopulistische Argumente, die die Klugheit und Kompetenz der Massen in Frage stellen, gingen in den letzten Jahrzehnten mit der These einher, dass Volkssouveränität un-gute Formen von Nationalismus befördere. Seit den 1940ern ist oft zu hören, der Nationalismus sei kaum von den Ideologien zu unterscheiden, die zum Aufstieg des Faschismus geführt haben. Ersatzweise wird der Nationalismus, auch wenn es nur um Stolz auf die eigene Nation oder nationale Identität geht, als Ausdruck von Diskriminierung oder Vorurteilen dargestellt.

Indem diese Kritiker jedes Bewusstsein nationaler Identität als Zeichen von Fremdenfeindlichkeit hinstellen, können sie die Frage der Volkssouveränität elegant vom Tisch wischen. Wie ein Kritiker schrieb: «Selbst ein oberflächlicher Blick auf die moderne Geschichte legt den Schluss nahe, dass es einen wichtigen Zusammenhang zwischen Volkssouveränität und dem Aufstieg und der Ausbreitung des Nationalismus gibt. Wo immer die Volkssouveränität voranschreitet, folgt ihr der Nationalismus auf dem Fuss.»

Aus dieser Sicht führt das Eintreten für Volkssouveränität zur «Nationalisierung oder Kulturalisierung von Politik», was, so die





Bürger als Gesetzgeber in Grundsatzfragen: Jean-Jacques Rousseau.



Menschen im Plural: Hannah Arendt.

These, zur Unterdrückung von Minderheiten und Ausländern führt.

Die gegenwärtige antinationalistische Kritik an der Volkssouveränität beruft sich auf die alte Angst vor der Tyrannei der Mehrheit als Exklusion einer Minderheit durch eine ethnische oder kulturelle Mehrheit. Zu den alten Klagen über das tyrannische Verhalten der Vielen kommt nun die Behauptung hinzu, dass das Bewusstsein nationaler Zugehörigkeit zu Fremdenfeindlichkeit und Ausgrenzung führe. Deshalb gehen Angriffe auf die Volkssouveränität oft mit Angriffen auf die nationale Souveränität einher.

Idealisierung des globalen Menschheit

Die Assoziation von ausgrenzenden Tendenzen mit nationaler Identität beruht auf der Ansicht, dass es grundsätzlich nicht akzeptabel ist, Staatsangehörigen Rechte zuzugestehen, die Ausländern vorenthalten werden. Für Vertreter dieser Sichtweise entspricht etwa der Ausschluss von Ausländern vom Wahlrecht einer Diskriminierung auf der Grundlage von Hautfarbe, Ethnizität oder Religion. Staatsangehörigkeit sei willkürlich, da kein Mensch sich den Ort seiner Geburt aussuche und diesbezüglich weder Privilegien noch Nachteile angebracht seien.

Antipopulistische Argumente richten sich also nicht nur gegen das Volk, sondern auch gegen den Staatsbürger. Oft heisst es, dass Menschen, die in diesem oder jenem Nationalstaat leben, keine besonderen Rechte in Bezug auf das von ihnen bewohnte Territorium haben sollten. Staatsbürger und Ausländer sollten die gleichen Rechte haben. Der Historiker und Politologe Josiah Ober führt kosmo-

politische und globalrechtliche Argumente gegen «staatliche Beschränkungen von Einwanderung und Staatsangehörigkeit» ins Feld, die er für «grundsätzlich unzulässig» hält. Solche Argumente zielen darauf ab, das Volk, das einen gemeinsamen geografischen Raum bewohnt, zu entnationalisieren und Staatsangehörigkeit von spezifischen Rechten und Pflichten zu trennen.

Die Philosophin Seyla Benhabib argumentiert kosmopolitisch gegen Staatsbürgerschaft. Aus ihrer Sicht hat «jede Person den gleichen Anspruch auf moralischen Respekt und Anteilnahme; der Kosmopolitismus

«Diese Menschen sind Bürger vieler Nationen und Erben vieler Vergangenheiten.»

betrachtet jedes Individuum als juristische Person, die Anspruch hat auf den Schutz ihrer grundlegenden Menschenrechte kraft ihrer moralischen Persönlichkeit und nicht aufgrund ihrer Staatsangehörigkeit oder einer anderen Zugehörigkeit». Hier spielen Individuen die Hauptrolle, nicht das Volk. Ihre Rechte gründen auf einem transnationalen humanitären Ethos, das offenbar über dem Status von Bürgern einer Nation steht.

Die antipopulistische, transnationale Vorstellung richtet sich nicht nur gegen das Volk, sondern auch gegen das Ideal des Staatsbürgers. Sie delegitimiert Staatsbürgerschaft, indem sie eine globale und transnationale Menschheit idealisiert, in der jedes Individuum die gleichen Rechte und Privilegien genießt. Indem die Menschenrechte als grund-

legend betrachtet werden, erscheinen die Rechte von Staatsbürgern als nachgeordnet. Deshalb dürfe das Staatsangehörigkeitsrecht nicht über den Rechten stehen, auf die alle Menschen Anspruch hätten.

Auf den ersten Blick geht es bei Menschenrechten um den Schutz des Rechtes jedes einzelnen Menschen. Menschenrechtsaktivisten neigen allerdings dazu, Volkssouveränität, nationale Souveränität und Staatsbürgerschaft geringzuschätzen. Ausdrücklich erklären sie, dass ihre Gesetze die Unterschiede zwischen Nationen und zwischen Staatsbürgern und Ausländern aufheben.

So sagt etwa die Soziologin Saskia Sassen: «Menschenrechte sind nicht an Staatsangehörigkeit gebunden, anders als politische, soziale und bürgerliche Rechte, die auf der Unterscheidung zwischen Staatsangehörigen und Ausländern beruhen. Menschenrechte stehen über diesen Unterscheidungen, und insofern könnte man sagen, dass sie staatliche Souveränität und Staatsangehörigkeit potenziell in Frage stellen.»

«Mythologie des Blutes»

Dank Menschenrechtsinstitutionen, Menschenrechtsgesetzen und Masseneinwanderung sei, so Sassen, ein «Wandel bei den Rechten von Individuen, unabhängig von der Nationalität, eingetreten». Und sie fügt hinzu, dass «durch Einwanderer, insofern sie soziale und bürgerliche und sogar gewisse politische Rechte in ihren Aufenthaltsländern errungen haben, die Bedeutung von Staatsangehörigkeit und die Besonderheit der Forderungen, die Staatsbürger an den Staat richten können, geschwächt werden».

Masseneinwanderung und die Rechte, die den Migranten von Menschenrechtlern zugesprochen werden, gelten kosmopolitischen Denkern mithin als Kraft, die die nationale Souveränität implizit schwächt.

Tatsächlich ist es so, dass die kosmopolitische Entnationalisierung von Staatsangehörigkeit nicht nur die Staatsbürgerschaft inhaltsleer macht – sie nimmt auch der Politik ihren eigentlichen Inhalt.

Staatsbürgerschaft und ihre Ausübung sind für eine demokratische Gesellschaft wesentlich. Staatsbürger besitzen wichtige politische Rechte und haben Pflichten und Aufgaben gegenüber anderen Mitgliedern des Gemeinwesens. Auch wenn Staatsangehörigkeit durch Geburt willkürlich erscheinen mag, sollte sie doch als Erbe betrachtet werden, das ein Staatsbürger mit anderen teilt. Dieses gemeinsame Erbe von Angehörigen eines Nationalstaats schafft die Grundlage von Solidarität.

Staatsangehörigkeit, im Wesentlichen eine bürgerliche Einrichtung, wird von jedem geerbt, der in sie hineingeboren wird, einschliesslich der Kinder von Einwanderern. Durch diese Identifikation mit der Nation erwerben alte und neue Bürger das Bewusstsein einer intergenerationellen Kontinuität, durch die sie nicht nur mit ihren Zeitgenossen, sondern auch mit älteren Generationen verbunden sind. So gewinnt eine demokratische Gesellschaft ein Selbstbewusstsein, ein Gefühl, dass die Bürger, allen Unterschieden zum Trotz, durch ein ausgeprägtes Gemeinsamkeitsempfinden miteinander verbunden sind. Margaret Canovan ermahnte die Kritiker einer nationalen Identität: «Nationen sind nicht einfach gemeinsame Welten, sie sind vererbte gemeinsame Welten, begründet durch Geburt und die Mythologie des Blutes [...] dieses Element ist von entscheidender Bedeutung für politische Loyalität und wird von politischen Theoretikern, die eine nichtnationale Version der politischen Gemeinschaft propagieren, regelmäßig vergessen.»

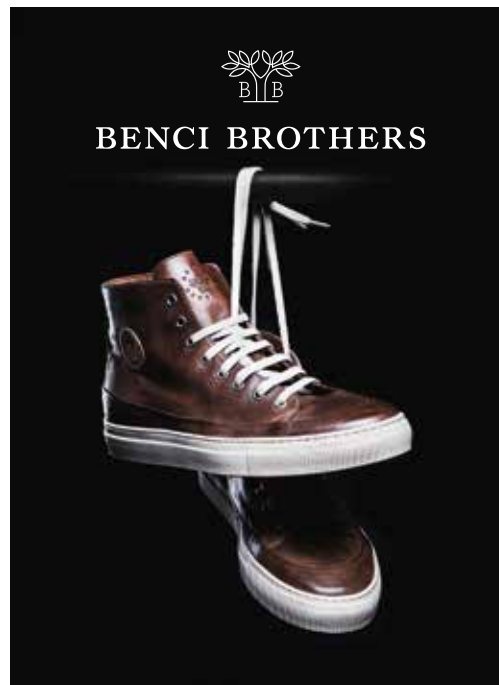
Wie die Philosophin Hannah Arendt in «Menschen in finsternen Zeiten» darlegt, bindet das Erbe einer gemeinsamen Welt die Menschen aneinander in einer Weise, die es ihnen ermöglicht, sich mit dem Anderen und mit den gemeinsamen politischen Institutionen zu identifizieren. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl erlaubt es den Bürgern, Solidarität zu entwickeln und Verantwortung für das Wohlergehen und die Entwicklung ihrer Gesellschaft zu übernehmen.

Das Fundament der Solidarität

Kritik an nationaler Souveränität und dem Stellenwert von Staatsangehörigkeit äussert sich häufig durch Hinweise auf den Vorrang universaler und humanitärer Werte. Doch der Universalismus wird eine Karikatur seiner selbst, wenn er in eine metaphysische Kraft

verwandelt wird, die über den existierenden Institutionen steht, die den Menschen Orientierung bieten. Wer Souveränität und Staatsbürgerschaft entterritorialisiert, reduziert die Menschen auf ihre abstraktesten individuellen Eigenschaften. Und damit werden sie der kulturellen Werte beraubt, die ihrem Leben Sinn geben.

Die Menschen leben nicht ausserhalb von Grenzen und Institutionen, die sie mühsam und unter grossen Anstrengungen aufgebaut haben. Deshalb schrieb Hannah Arendt auch: «Staatsbürgerliche Rechte und Pflichten sind definiert und begrenzt nicht nur durch die Existenz der Mitbürger des betreffenden Landes, sondern auch von den Grenzen des Territoriums». Und weiter: «Die Politik hat mit Menschen im Plural und nicht mit einem Menschengeschlecht oder dem Menschen überhaupt zu tun, und diese Menschen sind



Bürger vieler Nationen und Erben vieler Vergangenheit. Sie leben innerhalb des positiven Rechts, und ihre Gesetze sind die festen Gehege, welche den Raum, in dem Freiheit kein Begriff und keine Vorstellung, sondern eine lebendige politische Realität ist, einschliessen, ihn schützen und abgrenzen. Die Verwirklichung eines souveränen Weltstaates ist weder die Vorbedingung des Weltbürgertums noch der Gipfel der Weltpolitik, weil eine Weltregierung nahezu automatisch das Ende allen Bürgertums und aller Politik bedeuten würde.»

Das Projekt einer Entnationalisierung von Staatsbürgerschaft und einer Schwächung der nationalen Souveränität, wie auch immer motiviert, stellt eine ernste Gefahr für die Demokratie und das öffentliche Leben dar. Wie immer man zum Nationalstaat steht, ausserhalb von Nationalstaaten kann es kein

demokratisches öffentliches Leben geben. Demokratische Entscheidungsprozesse können nur funktionieren und zu guten Ergebnissen führen, wenn Bürger innerhalb eines geografisch definierten Territoriums interagieren.

Bornierter Nationalismus ist ein grosses Übel für das öffentliche Leben. Aber durch Identifikation mit Menschen, die in eine gemeinsame Welt hineingeboren wurden, kann am ehesten erreicht werden, dass Solidarität unter Menschen einen dynamischen politischen Charakter annimmt. Menschen, die ihre staatsbürgerlichen Rechte wahrnehmen, haben Interessen, die sich auf ihr spezifisches Lebensumfeld beziehen und das Fundament ihrer Solidarität sind. Spräche man ihnen diese Interessen ab, wäre dies das Ende des öffentlichen Raums, in dem sie als verantwortungsbewusste Staatsbürger agieren können. Der beste Schutz für Flüchtlinge ist paradoxerweise der Nationalstaat, in dem die Bürger ihrer Rolle sicher sind und folglich Solidarität mit jenen üben können, die ausserhalb ihrer Staatsgrenzen leben.

Über das Verhältnis zwischen den Vielen und den Wenigen wird auch in Zukunft erbittert gestritten werden. Daher ist es wichtig, antipopulistischen Tendenzen in den westlichen Gesellschaften entgegenzuwirken. In der Schlacht um die Rückeroberung demokratischer Werte geht es immer auch um Volkssouveränität. Dafür zu kämpfen, heisst nicht, gegenüber dem Volk unkritisch zu sein. Um eine höhere Stufe von Volkssouveränität zu erreichen, bedarf es einer Transformation des Volkes in verantwortungsbewusste Staatsbürger. Nur als Staatsbürger können souveräne Individuen ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen.

Gemeinsames politisches Schicksal

Und vergessen wir nicht: Volkssouveränität kann es nicht unabhängig von nationaler Souveränität geben. Die Gestaltung des öffentlichen Lebens und die Entwicklung demokratischer Institutionen setzen eine Solidarität voraus, die nicht zuletzt durch Identifikation mit dem Gemeinwesen entsteht, in das seine Mitglieder hineingeboren wurden. Anders als der sogenannte Weltbürger, dessen Beziehung zu anderen rein biologischer Natur ist, teilen die Angehörigen eines nationalen Gemeinwesens ein politisches Schicksal. Nur ein souveränes Volk kann den Weg dieses Gemeinwesens gestalten.

Frank Furedi ist Soziologe und Publizist. Zuletzt erschien von ihm «Populism and the European Culture Wars. The Conflict of Values Between Hungary and the EU» (Routledge).

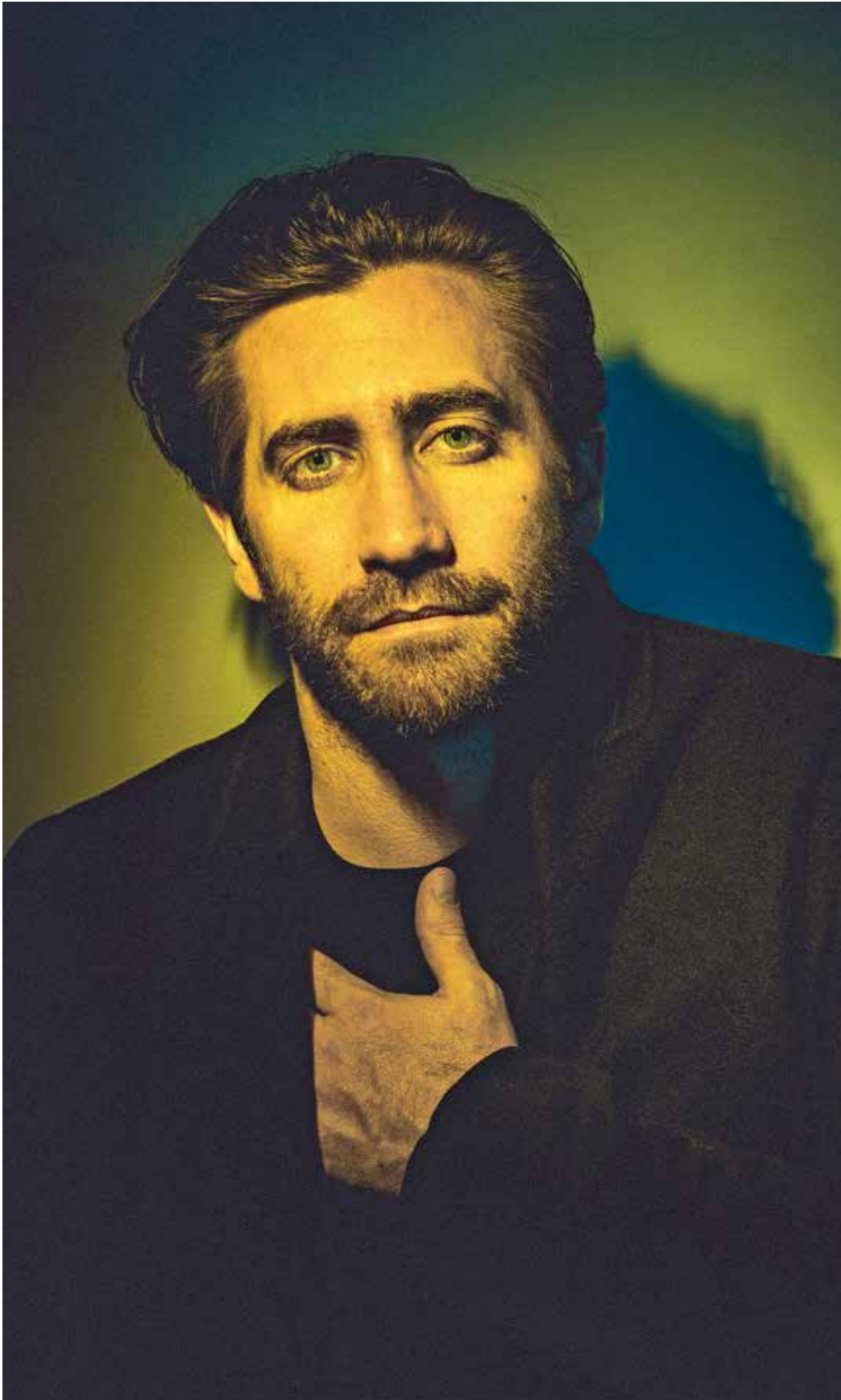
Der Beitrag wurde erstmals im britischen Online-Magazin *Spiked* publiziert.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

«Der Schlüssel zur Stärke liegt in der eigenen Verletzlichkeit»

Jake Gyllenhaal spielt im neuen Biopic «Stronger» den jungen Jeff Bauman, der beim Bombenanschlag auf den Boston-Marathon 2013 seine Beine verlor und ungewollt zum Helden stilisiert wurde.

Ein Gespräch über den Schmerz, ein Mann zu werden. *Von Claudia Schumacher*



«Bestimmte Art von Bescheidenheit»: Schauspieler Gyllenhaal.

Es ist fast ein wenig schade, einem Menschen Fragen zu stellen, der ein so gutes Zuhörgesicht hat. Es scheint lautlos klick zu machen, wenn Jake Gyllenhaal ruhig und aufmerksam wird. Dann finden sich die feinen Züge dort ein in seinem Gesicht, wo sie vielleicht hingehören. Die Anspannung in den 26 Gesichtsmuskeln, die immer wieder auf leicht andere Art zusammenspielen für Charaktere, die unter die Haut gehen, sowie die beinahe irre wirkende Intensität seiner grünblauen Augen weichen einem gelassenen Ausdruck: Der Mann ist jetzt einfach da.

Womöglich ist der 37-Jährige beim Zuhören so, wie er ist, wenn er gerade nicht all die anderen ist: nicht der destruktive Teenager Donnie Darko, mit dem vor siebzehn Jahren alles begann, nicht der seelisch verwundete Cowboy in «Brokeback Mountain», nicht der gebrochene Boxer in «Southpaw», nicht der Soziopath aus «Nightcrawler» oder Jeff Bauman, der unbeholfene Held wider Willen, den er nun in der selbstproduzierten Filmbiografie «Stronger» spielt (Kinostart: 19. April).

«Ich glaube, es bedarf einer bestimmten Art von Bescheidenheit, um ein Mann zu werden», sagt Gyllenhaal beim Treffen im «Dolder Grand», das Anfang Oktober 2017 im Rahmen des Zurich Film Festival stattfand. Obwohl die «me too»-Debatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht begonnen hat, dreht sich das Gespräch bereits um die Fragen, die wichtig werden. Gyllenhaal ist ungeschminkt, was auch für männliche Hollywoodstars ungewöhnlich ist. Er ist ein wenig blass von der Anreise und trägt ein schlichtes Shirt. «Ich habe mich selbst immer gefragt, wie man ein Mann wird, und mich an den Konzepten gerieben, welche die Gesellschaft den Heranwachsenden dazu bietet.» Gyllenhaal sieht sich in eine Zeit des «kulturellen Verfalls» hineingeboren. «Zuhören, die Älteren respektieren und ihre Geschichten ernst nehmen, das ist essenziell fürs eigene Erwachsenwerden – aber das musste ich erst mühsam lernen», sagt er mit weicher Stimme. Die «verlängerte Adoleszenz», die heute viele bis in ihre Vierziger hineinziehen, sieht er kritisch.

Mehr Zeit

Männlichkeit in der Krise, das ist der rote Faden, der Gyllenhaals Arbeit durchzieht. Seine Figuren hadern stets mit den Erwartungen von aussen und kämpfen mit ihrer eigenen Verletzlichkeit. «Ich bin mit vielen starken

Frauen aufgewachsen. Insbesondere – direkt an meiner Seite – mit meiner Mutter und meiner Schwester», erzählt er. «Und mit einem sehr starken Vater, der mir gezeigt hat, dass der wahre Schlüssel zur Stärke darin liegt: im Annehmen der eigenen Verletzlichkeit.»

Der Schauspieler ist US-Amerikaner, entspringt aber einem Zweig der schwedischen Adelsfamilie Gyllenhaal, den es nach Hollywood verschlagen hat: Er ist der Sohn des Regisseurs Stephen Gyllenhaal und der Drehbuchautorin Naomi Foner sowie der Bruder der drei Jahre älteren Schauspielerin Maggie Gyllenhaal («The Dark Knight»). Obwohl Jacob Benjamin Gyllenhaal noch jung ist, kann er bereits auf ein üppiges Werk zurückblicken: 36 Kinofilme sind es schon, zwei weitere entstehen gerade. Trotzdem fertigt Gyllenhaal Journalisten nicht mit Hollywood-Arroganz und einstudierten Antworten ab. Er lässt Fragen auf sich wirken, erscheint dabei auch mal verwirrt, denkt sichtlich nach beim Reden und bittet seine Assistentin um mehr Zeit, wenn er etwas ausholen will.

Sein neuer Film «Stronger» beruht auf einer wahren Geschichte. Es ist die Verfilmung von Jeff Baumans gleichnamiger Autobiografie: Der heute 32-jährige Amerikaner verlor seine Beine während des Bombenanschlags auf den Boston-Marathon im Jahr 2013. Er wollte die Liebe seiner Freundin zurückgewinnen, die als Läuferin teilnahm. Bauman feuerte sie vom Strassenrand an – als die Bombe hochging. In der Folge wurde Bauman von den Medien zum Helden stilisiert, dabei kam der junge Mann ohne Beine nicht mehr mit dem Leben klar, begann zu trinken. Bevor er erwachsen wird, klammert er sich an ein altes Männlichkeits-

«Ich halte viel von einer gewissen Ritterlichkeit im Umgang mit Frauen.»

verständnis: Er markiert den Harten, beginnt Kämpfe in Bars, zerstört sich. Als seine Freundin schwanger wird, entkommt er der Verantwortung nicht länger: Er lässt sich ein auf die schmerzhaft Erfahrung, verletztlich zu sein – und wird stärker.

Anders, aber gleichwertig

Wir reden über eine der berührendsten Szenen des Films: Der beinlose Bauman sitzt an seine Freundin gelehnt. Die beiden genießen den Moment der Nähe, aber Bauman ist auch verunsichert: «Solltest du dich nicht an mich lehnen?», fragt er seine Freundin. Beide begreifen, dass die klassischen Rollenmodelle in ihrer Beziehung nicht möglich sein werden, dass er physisch geschwächt bleiben wird, dass sie stark sein und ihn mitunter wird schützen müssen. Sie sagt: «Ich genieße es einfach, hier mit dir zu sitzen.»

Gyllenhaal lächelt. «Es ist schön, sich um eine Frau zu kümmern», sagt er. Es sei ein schmerzhafter Prozess gewesen für Bauman – der durch die gemeinsame Arbeit am Film zu Gyllenhaals Freund wurde –, die Hilfe seiner Freundin anzunehmen. «Aber in jeder guten Beziehung muss es möglich sein, sich anzulehnen, unabhängig vom Geschlecht», sagt Gyl-

der Fluch um, dass sehr erfolgreiche Frauen, die einen Oscar als Hauptdarstellerin gewinnen, keinen Partner fänden. Gyllenhaal relativiert das aber aus eigener Erfahrung: «Ich kenne viele Männer, die sehr sensibel sind – und die unglaubliche Frauen haben, die, nun ja, auch ungemein auf sie stehen. Es macht Männer und Frauen gleichermaßen attraktiv,



Gyllenhaal spielt im Film «Stronger» das Bombenopfer Jeff Bauman.

lenhaal und spricht jetzt in einem erweiterten Kontext von Beziehungen abseits der Leinwand. «Was Männer und Frauen füreinander sein können, befindet sich in tiefem Wandel. Was ich vom Feminismus meiner Schwester lerne: Man sollte sehr nah bei sich und den eigenen Stärken bleiben und nicht zu stark an gesellschaftliche Normen glauben. Gleichzeitig denke ich, dass es biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt. Ich zum Beispiel halte viel von einer gewissen Ritterlichkeit im Umgang mit Frauen.» Er finde aber, die Unterschiede der Geschlechter sollten nicht dazu missbraucht werden, gesellschaftliche Nachteile und Ungleichheit aufrechtzuerhalten.

In früheren Filmen spielte Gyllenhaal mitunter Männer, die bewusst die Rolle ablehnen, die von ihnen erwartet wird – was zu Problemen führt. In «Nocturnal Animals» (2016) etwa wird der von ihm gespielte Mann, ein sensibler Autor, von seiner Freundin für einen finanzstarken, klassisch männlichen Typen verlassen. Gyllenhaal schaut leicht bitter, als wir darüber reden. Als fühle er sich gerade noch einmal in die Figur ein. Dann sagt er: «Die Emanzipation bringt ihre Probleme mit sich. Männer wie Frauen sind gelegentlich überfordert.» In seinem Umfeld gehe ja auch

wenn sie über innere Stärke verfügen, für sich einstehen können und das, was sie tun, mit Leidenschaft verfolgen.»

Gyllenhaal ist Demokrat. Auch in der Trump-Regierung sieht er eine Männlichkeitskrise – mit verursacht durch die Unfähigkeit, zuzuhören. «Viele Menschen in den USA sind leider schlecht informiert. Es ist sehr leicht, in diesem Klima Falschinformationen zu verbreiten», sagt er. «Ich habe Trump nicht gewählt, fühle mich aber dennoch mitverantwortlich für ihn.» Das Milieu und die Bildungsschicht, der er selbst angehört, habe den Frust der vielen im Land nicht ernst genug genommen und es verpasst, ausreichend zuzuhören. «Im Kontext dessen, über was wir gerade gesprochen haben: Es wäre gesund – gerade auch in meinem Milieu –, wenn wir wieder den Anspruch hätten, erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen. Das ist nicht nur die Voraussetzung für Männlichkeit, sondern auch für Führungsstärke in jeder Form.»

Am Ende bedankt sich Gyllenhaal für das Gespräch. Dann geht er ans Fenster, aus dem er über Zürich blicken kann, und er nimmt ein paar tiefe Atemzüge. Schliesslich wendet er sich der nächsten Journalistin zu – mit einem Lächeln, das kein bisschen gespielt, sondern einfach nur ehrlich wirkt.

Schatzkästlein an der Sophienstrasse

Das Fabergé-Museum in Baden-Baden erzählt viele Geschichten. Nicht zuletzt diejenige der berühmten Eier.

Von Peter Bollag

Baden-Baden, Sophienstrasse: das weltberühmte Spielkasino oder das auch bekannte Friedrichsbad sind gerade mal ein paar wenige Gehminuten entfernt. Am Ende dieser Geschäftsstrasse haben eine Zeitungsredaktion sowie einige Gesundheitspraxen ihren Sitz, dazu ein von aussen ziemlich unspektakulär wirkendes Haus mit hohen Fenstern. Dabei ist gerade dieser Bau ein weiterer ziemlich grosser Publikumsmagnet der Kurstadt. Seit bald neun Jahren hat hier nämlich das Fabergé-Museum seinen Sitz und gilt als das erste private russische Museum ausserhalb Russlands.

Für den diskreten äusseren Auftritt gibt es Gründe: Zum einen tobte um das Fabergé-Museum zur Zeit der Eröffnung ein Namensrechtsstreit. Erst als dieser 2010 zugunsten des Baden-Badener Museums entschieden war, begann das Haus den renommierten Namen tatsächlich auch zu verwenden. Weiter hat das Haus zwar bedeutende Schätze aufzuweisen, entsprechend gross ist das Sicherheitskonzept, von dem ist allerdings auf den ersten Blick kaum etwas zu sehen. Wer dann hinein und weiter durch die hellen Räume geht, erhält gleich den Eindruck, ein Stück exterritoriales Russland zu betreten, und zwar wie vor 1917.

«Nicht bloss für den Adel»

Kein Wunder: Peter Carl Fabergé (1846–1920), Namensgeber des Hauses, in St. Petersburg geborener Nachfahre einer deutsch-baltischen Hugenottenfamilie, fertigte viele seiner Arbeiten als Juwelier für die Zarenfamilie der Romanows an und durfte sich ab 1885 sogar offiziell «Hoflieferant» nennen und den Zarendoppeladler in seinem Firmenlogo verwenden. Das waren schon damals beste Public Relations und ein gutes Verkaufsargument. Zwar arbeitete Fabergé nie ausschliesslich für die Romanows, sondern auch für viele andere gekrönte Häupter, doch im Zentrum stand für ihn immer die russische Kaiserfamilie. Dies seit er Alexander III. – dem Vater des letzten Zaren Nikolaus II. – bei einer Ausstellung 1882 einige wertvolle Stücke verkaufen konnte. Später, vor allem zu Beginn des Ersten Weltkrieges, wird der Juwelier aber auch Objekte des täglichen Bedarfs, wie zum Beispiel Samoware, Aschenbecher oder Feldlampen, fabrizieren. Auch diese Exponate sind in Baden-Baden zu sehen.

Doch im Zentrum des Interesses stehen andere Kunstwerke als Aschenbecher oder Samoware. Gemeint sind natürlich die berühmten



Verlobungsgeschenk für 12,5 Millionen Euro: «Hähnchen-Ei» aus dem Besitz der Familie Rothschild.

Fabergé-Eier, die heute im Besitz vieler Sammler auf der ganzen Welt sind, allein der in der Schweiz wohnhafte Viktor Vekselberg hat zehn davon in seinem Besitz. Hier im Museum sind bloss zwei zu sehen, doch eines davon

Man hat den Eindruck, ein Stück exterritoriales Russland zu betreten, und zwar wie vor 1917.

bricht Rekorde, aber davon etwas später mehr. Wieso wird gerade um diese Eier solch ein Aufsehen gemacht? Museumsführerin Ludmila Sergienko, eine sportlich wirkende Frau unbestimmten Alters: «In Russland ist es seit vielen

Jahrhunderten gute Tradition, sich an Ostern ein Ei zu schenken – man verschenkt ein Ei und erhält auch ein solches. Und zwar in allen Ständen der Gesellschaft.» Das sei schon vor der Zeit der Zaren so gewesen, doch hätten diese den Brauch aufgenommen und ausgebaut: Bis zu 3000 Eier habe die Zarenfamilie an Ostern verschenkt.

Die Zaren – und bald auch die bessere russische Gesellschaft – begnügten sich allerdings bald nicht mehr mit gewöhnlichen Hühneriern, sondern es sollten Kunstwerke für viel Geld sein: Da drängten sich die Eier als Motiv auf. «Fabergé machte diese Eier durch die Wahl seiner Materialien auch für weitere Gesellschaftsschichten erschwinglich, nicht

bloss für den Adel», sagt Ludmila Sergienko in ihrem ausgezeichneten Deutsch. Tatsache ist, dass unter den rund 700 Exponaten in Baden-Baden das sogenannte Rothschild-Ei oder «Hähnchen-Ei» (sozusagen auf dem Kopf des rötlich gefärbten Eis – mit einer Uhr in der Mitte – sitzt ein Huhn) nicht unbedingt wegen seiner Schönheit oder gar Grösse, sondern vielmehr wegen seiner Geschichte hervorsteht: Dieses Ei war ein Verlobungs-geschenk der Kunstsammlerin und Mäzenin Béatrice Ephrussi de Rothschild an die Verlobte ihres Bruders.

2007 dann wird es an einer Auktion bei Christie's in London für sagenhafte 12,5 Millionen Euro ersteigert. Und zwar von dem Mann, ohne den es das Baden-Badener Museum gar nicht gäbe, über den aber nicht nur in der deutschen Öffentlichkeit nicht allzu viel bekannt ist. Frau Sergienko und die anderen Mitarbeiter des Museums nennen ihn konsequent nur «den Sammler», aber etwa nie den «Gründer», «Besitzer» oder mit seinem Namen: Alexander Iwanow.

«Es ist schwierig in Russland»

Iwanows Biografie tönt nicht besonders originell: Der heute 55-Jährige soll im postsowjetischen Russland viel Geld mit Computere-läden gemacht haben, gezielt investierte er dann mit seinem Gewinn in Kunstwerke wie eben die Fabergé-Eier. Über seine politische Einstellung ist wenig bekannt – auch wenn sich aus dem Satz, den er vor einigen Jahren gegenüber einer britischen Zeitung äusserte, doch gewisse Rückschlüsse ziehen lassen: «Es ist schwierig in Russland. Man muss immer jemandem danken, und man kann nie das Gefühl haben, dass seine Sammlung sicher ist, nicht vor dem Staat, nicht vor Banditen, vor niemandem.» Immerhin achtzehn Millionen Euro liess er sich die Renovierung und Einrichtung des Museums kosten, eine Erweiterung ist geplant.

«Der Sammler» ersteigerte dann auch noch jenes Stück, das sozusagen den Untergang der Zarenfamilie symbolisiert: das letzte Ei nämlich, das Fabergé noch herstellte, als die russische Revolution schon nicht mehr allzu fern war. Nikolaus II. wollte es eigentlich seiner Mutter schenken. Als der Juwelier das Kunstwerk jedoch ausliefern will, ist dies nicht mehr möglich: Die Februarrevolution hat begonnen. Das Ei wird Staatsbesitz und wird später von den Bolschewisten in den Westen verkauft, weil der neue Staat eben Geld braucht. Und so findet es seinen Platz in Baden-Baden.

Zar Nikolaus II. wiederum wird zusammen mit seiner Familie nach Monaten der Gefangenschaft im Sommer 1918 erschossen, sein Hoflieferant ist da schon emigriert, überlebt den Zaren aber nur um wenige Jahre. Er stirbt in Lausanne, begraben ist er zusammen mit seiner Frau in Südfrankreich. ○

Szene

Goldene Simonetta

Im Schweizer Film gibt es bisher keinen Fall Weinstein. Man könnte fast meinen, die Frauen seien traurig darüber.
Von Rico Bandle

Am Freitag wurden in Zürich die Schweizer Filmpreise verliehen. In derselben Halle, in der einige Wochen zuvor Steve Bannon über die «populistische Revolution» referiert hatte. Filme waren dabei aber nur Nebensache. Im Zentrum standen die Frauen. Besser gesagt: diskriminierte Frauen.

Man wollte es in Zürich Oerlikon gleich machen wie die Vorbilder in Hollywood. Die letzten Golden-Globe- und Oscar-Verleihungen standen im Zeichen von #MeToo und der «Time's Up»-Bewegung. In der Schweiz ist zwar kein Fall Weinstein bekannt, auch kein Fall Wedel, aber man will trotzdem «ein Zeichen setzen» und «Solidarität bekunden». Deshalb erschienen viele weibliche Gäste an dem Abend schwarzgekleidet, wie das die internationalen Stars vorgemacht hatten, und man bekräftigte gegenseitig, wie schlimm der Sexismus in unserer Gesellschaft sei, dass man die patriarchalen Strukturen endlich durchbrechen müsse.

Dabei erhielten die Filmfrauen tatkräftige Unterstützung aus der Politik. Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch, die Chefin des Bundesamts für Kultur (BAK), Isabelle Chassot, und Bundesrätin Simonetta Sommaruga erschienen ebenfalls in Trauerkleidung. Sommaruga nutzte zudem das Podium für eine Kampfesrede: «Warum können wir nicht wieder so wie früher?», fragte sie in den Saal. «Weil wir es nicht mehr wollen, so wie früher!» Um dann zur Pointe zu gelangen: «Wann endlich wird ein Filmpreis bei uns nach einer Frau benannt?» Blöderweise tragen vor allem ausländische Preise Männernamen («Oscar», «César»), bei uns sind sie nach Tieren («Goldener Leopard», Locarno), Sinnesorganen («Goldenes Auge», Zurich Film Festival) oder nach einem Gestein («Quartz», Schweizer Filmpreis) benannt. Aber ja, eine «Goldene Simonetta» fehlt noch.

Entweder zu sexy oder zu runzlig

Hauptsache, Frauen sind diskriminiert. BAK-Chefin Isabelle Chassot hatte schon am letzten Filmfestival in Locarno den Tarif durchgegeben, wie sie gegensteuern möchte: In Zukunft soll die Frauenfrage bei der Vergabe der Fördergelder im Zentrum stehen. Zur Legitimation hat sie eine grosse Studie in Auftrag gegeben, die die Benachteiligung in allen möglichen Bereichen nachweisen soll. Dabei geht es nicht nur um die Förderung von Regisseurinnen – mit Petra Volpe, Ursula Meier, Sabine Boss, Güzin Kar et cetera sind sie bereits



«Wann endlich?»: Sommaruga am Filmpreis.

sehr erfolgreich –, sondern auch darum, wie Frauen im Film dargestellt werden. Als problematisch erachtet wird zum Beispiel, dass Frauen bloss dann im Zentrum einer Geschichte stünden, wenn sie jung und sexy oder dann alt und runzlig («Die Herbstzeitlosen») seien. Dazwischen kämen sie zu wenig vor. Da muss der Staat natürlich eingreifen, so Chassots Überzeugung.

Was dabei herauskommt, wenn die Geschlechterfrage wichtiger ist als der Inhalt des Films, hat man beim gänzlich missglückten SRF-Zweiteiler «Private Banking» zu spüren bekommen: Eine ehemalige Drogenabhängige ohne Bankerfahrung wird Bankdirektorin. Die Männer sind allesamt skrupellos und geldgierig; die einzige Person, die sich standhaft gegen deren Machenschaften wehrt, ist eine alleinerziehende Mutter.

Aber zurück zur Preisverleihung. Grosser Gewinner des Abends mit insgesamt drei Quartz-Preisen war «Blue My Mind», ein Film einer Frau (Lisa Brühlmann) mit einer Frau in der Hauptrolle (Luna Wedler). Im Kino wollten den Film allerdings fast niemand sehen. Nur gut 3000 Eintritte konnte er verbuchen, was in etwa der Anzahl Freunde und Verwandten der Mitwirkenden entsprechen dürfte. Kein Wunder, wurde hinter vorgehaltener Hand gemunkelt, «Blue My Mind» habe vom Frauenbonus profitiert. Womöglich tut man Lisa Brühlmann damit Unrecht, dies ist aber die Folge der obsessiven Zelebrierung der Frau als Opfer.

Vielleicht wäre es in der Filmszene an der Zeit, den Fokus wieder auf das Wesentliche zu setzen: einfach gute Filme zu machen, unabhängig von Geschlecht und Herkunft.



Die Bibel

«Bin etwa ich es?»

Von Peter Ruch

Und während sie assen, sprach er: Amen, ich sage euch: Einer von euch wird mich ausliefern. Und sie wurden sehr traurig und begannen, einer nach dem andern, ihn zu fragen: Bin etwa ich es, Herr? (Matthäus 26, 21-22). Zur Einsicht gelangen wir oft in der Krise. Eine Krise war auch das Leiden und Sterben Jesu. Diejenigen, die beim Abendmahl um ihn herum sassen, waren eine Schar von untreuen Getreuen. Einer wollte Jesus verraten. Ein anderer wollte leugnen, ihn zu kennen. Der Rest stob bald mutlos auseinander. Es gab nichts, worauf Jesus sich hätte stützen können. Seine Festigkeit ruhte allein auf dem Gehorsam gegenüber dem Vater im Himmel. Die Jünger, die ihm folgten und das Reich Gottes verkündeten, waren allerdings bei allem Versagen aufrichtige Leute. Das sieht man an ihrer Reaktion auf die Ankündigung, einer von ihnen würde ihn ausliefern. Da wurden sie traurig, und jeder fragte: *Bin etwa ich es, Herr?* Keiner schloss aus, dass er so tief sinken könnte. Das war die Wirkung von Jesus. Nicht zu Selbstzweifel und Selbstanklage will er uns anleiten. Wohl aber aufrütteln aus der Trägheit, damit wir uns selber besser kennen.

Naturforscher kennen die Grenzen ihres Wissens. Aber wer versucht, sich dem Wesen Jesu anzunähern, kennt seine Grenzen und Abgründe genauer. Wer auf Gott hört, sieht sich selbst schärfer. Und wer sich selbst kennt, wird offen für Gott. Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis hängen zusammen. Nicht demütigen will uns Gott, sondern uns durch die Selbsterkenntnis öffnen für seine Liebe und Treue. Daraus erwachsen Werte, die kein Staat sichern kann: gegenseitige Achtung, Aufrichtigkeit und Liebe. Unsere Zeit hat das besonders nötig, denn die Menschen sind enorm zahlreich, und die Ressourcen sind knapp. Der Weg zum Frieden, zu Freiheit und Gerechtigkeit führt über die Erkenntnis, dass wir nie völlig verlässlich sind, und dass Gott trotzdem ein gesegnetes und erfülltes Leben verwirklichen hilft. So wird die Selbstkritik des Karfreitags vom Licht der Auferstehung überstrahlt.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Dampf-Mythos: Jim (Solomon Gordon) und Lukas (Henning Baum).

Kino

Dampfmaschine auf Zauberfäden

Erstmals wurde «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer», das erfolgreichste deutsche Märchen, mit grossem Aufwand verfilmt.

Von Wolfram Knorr

Eine Insel mit zwei Bergen und dem tiefen weiten Meer/Mit viel Tunnels und Geleisen und dem Eisenbahnverkehr» – das Lummerlandlied aus «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer»: Kennt doch jeder von der Augsburger Puppenkiste, dem Endlos-Seller für Kinder. Aus gutem Grund, denn was die kuriose Abenteuergeschichte von so vielen anderen unterscheidet, ist das Objekt, das im Zentrum steht und sich von allen gängigen, mit denen die wilden Kerle auf Abenteuerreisen gehen, unterscheidet: eine Lokomotive! Niemand aus der Tierwelt dient als Begleiter – eine fauchende, rauchende Dampfmaschine ist es, die auf Schienen wie auf Zauberfäden dahingleitet! Welcher Junge wollte nicht mal Lokführer einer solch stählernen Kraftmaschine werden, die, mit Kohle gefeuert und angetrieben, schnaubend durch die Gegend stampft!

Michael Ende («Die unendliche Geschichte»), der Kindergeschichten-Guru, kam 1960, inspiriert von Kindern, auf die Idee mit der Lokomotive und landete mit «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer» einen Kinderbuch-Hit, der heute zum deutschsprachigen Kulturgut gehört. Auf der Leinwand gab es

die Story des Findelknaben, der aus Versehen auf der Insel Lummerland abgesetzt und ein dicker Freund des Lokomotivführers Lukas wird, bisher noch nicht. Angesichts erfolgreicher Konkurrenz wie «Harry Potter» ist das schon verwunderlich. In Wahrheit war «Jim Knopf» schon vor fünfzehn Jahren das Begierdeobjekt des Produzenten Christian Becker, der allerdings den Ehrgeiz hatte, das Märchen so umzusetzen, dass es auch auf dem Weltmarkt Chancen hat – es hätte also mit der grossen Kelle angerichtet werden müssen. Verklickern Sie das mal dem eher piefigen Film-Land Deutschland! Becker liess trotzdem nicht locker und schaffte es, nach Jahren unermüdlischen Beackerns, mit der Beteiligung von Warner Bros. Deutschland ein 25-Millionen-Euro-Projekt auf die Beine zu stellen. Gedreht wurde in Berlin und Südafrika, am Drehbuch schrieben vier Autoren (auch Amerikaner waren beteiligt), und die Regie übernahm der Profi Dennis Gansel («Die Welle»).

Es konnte also eigentlich nichts schiefgehen, und dennoch bleibt trotz allem Aufwand, tollen Schauplätzen und gelungenen Tricks der Eindruck von Langeweile. Zu gemächlich wird

erzählt, wie der Waisenknabe auf der Winzlings-Insel Lummerland, deren einzige Bewohner der König Alfons (Uwe Ochsenknecht), die Tante-Emma-Laden-Betreiberin Frau Waas (Annette Frier), Herr Ärmel (Christoph Maria Herbst) und der Lokomotivführer Lukas (Henning Baum) sind, in einem Paket abgeliefert wird und dann auf Reisen gehen muss, weil der König – bester Scherz – wegen Überbevölkerung («Was ja zunehmend zum Problem wird») eine Person ausweisen muss. Da geht halt Lukas, natürlich mit seiner Lok «Emma», und Jim will dabei sein.

Mit der Lok auf hoher See, auf Vulkanen, durch Felsschluchten und im Wüstensand, auch ohne Schienen – das ist schon köstlich. Die Begegnung mit dem Drachen Frau Mahl Zahn in Kummerland und dem Kaiser von Mandala, dessen geliebte Tochter ins Kummerland entführt wurde – alles prima, fantasievoll, erinnert nur leider auch zuweilen arg an den schnuckeligen Drachen Tabaluga. Es fehlt ein wenig an Ironie, Leichtfüßigkeit und Spannung. Aber bitte, das ist aus der Perspektive eines Erwachsenen, der mit «Jim Knopf» heranwuchs. Fürs Zielpublikum, die Kinder, dürfte die sanfte, gemächliche Erzählweise genau richtig sein. Henning Baum als Lokführer Lukas ist eine durchaus gelungene Mischung aus Bud Spencer und Raimund Harmstorf («Der Seewolf») und Solomon Gordon als Jim Knopf eine prima Identifikationsfigur. Und die Lok? Na ja, die hätte etwas mehr das Glücksgefühl des Dampf-Mythos vermitteln dürfen, nach dem Motto: «Länder verfliegen und Städte versinken, / Stunden und Tage verflattern im Flug».

Weitere Premieren

Petit paysan — Gibt es eigentlich wahrhaftige Filme über Bauern und ihre Probleme? Ausser Heimat-Quatsch kaum. Hubert Charuel, Sohn eines Landwirtepaars, ist dieses Meisterstück mit seinem Erstling auf Anhieb geglückt. Pierre (Swann Arlaud), um die dreissig, hat den Hof seiner Eltern übernommen und züchtet Milchkühe. Als sich eine Epidemie ausbreitet und bald auch seine Kühe betroffen sind, versucht er mit allen Mitteln, die Katastrophe zu vertuschen – mit unglaublicher Hingabe, Detailgenauigkeit und emoti-



Hingabe und emotionale Kraft: «Petit paysan».

onaler Kraft erzählte Tragödie eines jungen, idealistischen Bauern. ★★★★★

Glory — Der gewissenhafte Streckenarbeiter Tzanko findet eines Tages einen Haufen Geld zwischen den Geleisen. Er meldet es der Polizei und setzt, ungewollt, einen Prozess in Gang, den die PR-Managerin des Innenministers anleiert. Tzanko soll als Vorbild und Beispiel eines ehrlichen Bulgaren präsentiert werden – und wird zwischen der herrschenden



Beispiel eines ehrlichen Bulgaren: «Glory».

Unehrllichkeit fast zermalmt. Herrlich schräge Polit-Komödie aus Bulgarien. ★★★★★

Madame Hyde — Eine Furie war sie schon häufig und feurig auch, aber nie wörtlich – Isabelle Huppert. Als Physiklehrerin Marie Géquil hat sie keinen leichten Stand in der Schule: Die Schüler ignorieren sie, und die Kollegen zweifeln ihre pädagogischen Fähigkeiten an. In einer stürmischen Nacht wird sie vom Blitz getroffen und richtet danach mit ihrer neuen Energie Heilloses an. Als wild entflammte Pädagogin lehrt sie nächstens die Pennäler das Fürchten. Serge Bozons schwarze Komödie ist eine Spur zu gespreizt – aber die Huppert wie immer glänzend. ★★★★★

Knorrs Liste

1	The Shape of Water Regie: Guillermo del Toro	★★★★★
2	Three Billboards Outside... Regie: Martin McDonagh	★★★★★
3	Thelma Regie: Joachim Trier	★★★★☆
4	Et au pire, on se mariera Regie: Léa Pool	★★★★☆
5	Peter Rabbit Regie: Will Gluck	★★★★☆
6	Molly's Game Regie: Aaron Sorkin	★★★★☆
7	Eldorado Regie: Markus Imhoof	★★★★☆
8	I, Tonya Regie: Craig Gillespie	★★★★☆
9	The Post Regie: Steven Spielberg	★★★★☆
10	Tomb Raider Regie: Roar Uthaug	★★★★☆

Jazz

Zwei Hände, viele Stimmungslagen

Von Peter Rüedi

Christoph Stiefel, 56, ist ein Pianist mit zwei Händen – keine Selbstverständlichkeit im modernen Jazz, wo in der Konzentration auf die Bläserlinien der Rechten die Linke oft zu stenogrammatischen Einwüfen marginalisiert wird. Und er ist ein Mann mit zahlreichen stilistischen Facetten: ein Jazzpianist, zweifelsohne, aber mehr noch ein Musiker mit weitem Bildungshorizont. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit Isorhythmie, einem auf das Spätmittelalter und die Renaissance zurückgehenden Gestaltungsprinzip, das, vereinfachend gesagt, in der Kunst der Motette melodische und rhythmische Phasen gegeneinander verschoben überlagert. Stiefel ist nicht einfach einer der vielen Polyrhythmiker im Jazz, sondern ein eigentlicher Polystilist, der zwar musikalisch stringent denkt, sich aber keinerlei Reinheitsgeboten unterwirft. Er hat, wie Wolf Kampmann in den *liner notes* zu dessen jüngstem Soloalbum, «Sofienberg Spirits», zutreffend anmerkt, bei aller technischen Brillanz einen Hang zum Fragmentarischen.

Es ist, als würde der Isorhythmiker zwei Prinzipien sich aneinander reiben lassen: das der Geläufigkeit und das der konzentrierten Sparsamkeit. «Sofienberg Spirits» (den Namen hat die CD von der Kirche in Oslo, in der sie aufgenommen wurde) ist ein vierzehnteiliges Rezital von teils komponierten, teils frei improvisierten Stücken, sehr vielfältig oszillierend zwischen nachdenklich poetischen Stimmungslagen und mit viel Lust gegen die selbstgesetzten Grenzen anrennender Power. Aus diesem Gegensatz ergibt sich insgesamt der Eindruck einer sehr gelassenen Ausgelassenheit mit viel Witz und Humor – bei Piano-Solo-Alben, die allzu leicht in monotone Egotrips ausarten, eher seltene Qualitäten. Stiefel ist ein pianistischer Plural, in seiner Brust und auf seiner Tastatur kommen mehrere Ichs miteinander ins Gespräch. Auf diesem gleichzeitig dichten und schön verspielten Album ist fast alles Eigenbau, aber einen Klassiker gibt es auch: eine fulminante Version von John Coltranes «Giant Steps», jenem legendären artistischen Rennlauf durch den Quintenzirkel.



Christoph Stiefel
Piano Solo:
Sofienberg Spirits.
Nwog Records 019

Agatha Christies rätselhaftester Fall

An einem Dezembertag war Agatha Christie plötzlich verschwunden. Eine der grössten Suchaktionen aller Zeiten wurde ausgelöst. Selbst Sir Arthur Conan Doyle, Schöpfer von «Sherlock Holmes», nahm die Spur auf. Als man Christies Auto an einem Abhang fand, wurde die Sache noch rätselhafter. *Von Giles Milton*

Kurz nach 21.30 Uhr am Freitag, den 3. Dezember 1926, erhob sich Agatha Christie aus ihrem Lehnstuhl und stieg die Treppe ihres Hauses in Berkshire hoch. Sie gab ihrer siebenjährigen Tochter einen Gutenachtkuss und ging wieder die Treppe hinunter. Dann stieg sie in ihren Morris Cowley und fuhr in die Nacht hinaus. Elf Tage lang wurde sie nicht mehr gesehen.

Ihr Verschwinden löste eine der grössten Suchaktionen aller Zeiten aus. Agatha Christie war bereits eine berühmte Schriftstellerin, und mehr als tausend Polizisten wurden für diesen Fall eingesetzt, ausserdem Hunderte von Zivilisten. Zum ersten Mal wurden für eine Suche auch Flugzeuge verwendet.

Der Innenminister William Joynson-Hicks drängte die Polizei, vorwärtszumachen mit ihrer Suche. Zwei der berühmtesten britischen Kriminalromanautorinnen, Sir Arthur Conan Doyle, Schöpfer von Sherlock Holmes, und Dorothy L. Sayers, Autorin der «Lord-Peter-Wimsey»-Serie, wurden in die Suche mit einbezogen. Man hoffte, ihr Spezialistenwissen würde die verschwundene Schriftstellerin finden helfen.

Schon nach kurzer Zeit fand die Polizei das Auto der Autorin. Es befand sich verlassen an einem steilen Abhang bei Newlands Corner in der Nähe der Stadt Guildford. Doch von Agatha Christie keine Spur, allerdings auch kein Anzeichen dafür, dass sie in einen Unfall verwickelt gewesen wäre.

Als nach dem ersten Tag der Suche ein zweiter und dritter ins Land gingen, und man von ihr noch immer keine Spur hatte, schossen die Vermutungen ins Kraut. Die Presse übertraf sich selbst mit immer reisserischeren Theorien darüber, was geschehen sein könnte.

Es war die perfekte Klatschgeschichte, angereichert mit Elementen eines Agatha-Christie-Krimis. In der Nähe des Autos befand sich eine Quelle namens The Silent Pool, von der es hiess, hier seien zwei kleine Kinder ertrunken. Manche Journalisten liessen sich deshalb zur Vermutung hinreissen, die Autorin habe sich ertränkt.

Doch eine Leiche war nirgends zu entdecken, und Selbstmord schien wenig wahrscheinlich, denn beruflich sah es für sie besser aus als je zuvor: Ihr sechster Roman, «The Murder of Roger Ackroyd» (deutsch «Alibi»), verkaufte sich gut, und sie war als Autorin bereits ein Begriff.



Sprach nie über die fehlenden elf Tage in ihrem Leben: Agatha Christie.

Manche sagten, das Ganze sei nichts als ein Werbegag, ein raffinierter Trick, um auf ihr neues Buch aufmerksam zu machen. Andere witterten viel Übleres. Es gab Gerüchte, sie sei von ihrem Mann, Archie Christie, der im Ersten Weltkrieg Pilot gewesen war und als notorischer Schürzenjäger galt, ermordet worden. Es war bekannt, dass er eine Mätresse hatte.

Arthur Conan Doyle, ein begeisterter Okkultist, versuchte, den Fall mit Hilfe paranormalen Kräfte zu lösen. Er brachte einen Handschuh Christies zu einem berühmten Medium und hoffte, dieses würde Antworten liefern. Das tat es nicht.

Dorothy Sayers inspizierte den Ort des Verschwindens der Autorin, um nach Hinweisen zu suchen. Aber auch das brachte nichts.

Als die Suche mehr als eine Woche andauerte, ging die Nachricht um die Welt.

Und schaffte es sogar auf die Titelseite der *New York Times*.

Erst am 14. Dezember, elf Tage nach ihrem Verschwinden, wurde Agatha Christie endlich entdeckt. Sie befand sich gesund und wohlbehalten in einem Hotel in Harrogate, allerdings unter so sonderbaren Umständen, dass diese mehr Fragen aufwarfen als beantworteten. Christie selbst konnte keine Hinweise darauf geben, was geschehen war. Sie konnte sich an nichts erinnern. Es war an der Polizei, zusammenzustückeln, was möglicherweise geschehen war.

Diese kam zum Schluss, dass Agatha Christie ihr Haus verlassen hatte, nach London gefahren war und unterwegs einen Unfall gehabt hatte. Daraufhin nahm sie einen Zug nach Harrogate. Als sie in der Bäderstadt ankam, checkte sie im «Swan Hydro», dem heutigen «Old Swan» Hotel, praktisch ohne Gepäck ein. Bizzarerweise tat sie dies unter dem

Pseudonym Theresa Neele, dem Namen der Mätresse ihres Mannes.

In den zwanziger Jahren war Harrogate ausgesprochen angesagt und wimmelte von modischen jungen Menschen. Die 36-jährige Agatha Christie tat nichts Verdächtiges und machte bei Bällen, Tänzen und sonstigen Anlässen mit. Sie wurde schliesslich von einem der Banjospieler des Hotels, Bob Tappin, erkannt, der die Polizei rief. Diese wiederum gab dem Ehemann Colonel Christie Bescheid, der Agatha sofort holen kam.

Sie hatte es kein bisschen eilig. Sie liess ihn vielmehr in der Hotelloobby warten, während sie ihr Abendkleid anzog.

Agatha Christie sprach nie über die fehlenden elf Tage in ihrem Leben, und im Lauf der Jahre gab es viele Spekulationen darüber, was zwischen dem 3. und dem 14. Dezember 1926 wirklich passiert sei.

Ihr Mann sagte, sie habe infolge des Auto-unfalls komplett das Gedächtnis verloren. Doch laut ihrem Biografen Andrew Norman könnte die Autorin sich in einem «fugue» benannten Zustand befunden haben oder, technischer ausgedrückt, in einer psychogenen Trance, einem seltenen Zustand, der durch ein Trauma oder eine Depression ausgelöst werden kann.

Norman sagt, das Annehmen einer neuen Identität, Theresa Neele, und die Unfähigkeit, sich selbst in den Zeitungsfotos wiederzuerkennen, seien Anzeichen dafür, dass sie in eine psychogene Amnesie gefallen sei.

«Ich glaube, sie hatte Selbstmordabsichten», sagt Norman. «Sie war zutiefst niedergeschlagen und schrieb später darüber mit Hilfe der Figur Celia in ihrem (pseudonym erschienenen) autobiografischen Roman <Unfinished Portrait> (deutsch <Das unvollendete Porträt>).»

Sie war bald wieder völlig genesen und griff auch wieder zur Feder. Doch war sie nicht mehr bereit, das Schürzenjägertum ihres Mannes hinzunehmen: Sie liess sich 1928 von ihm scheiden und heiratete später den bedeutenden Archäologen Sir Max Mallowan.

Vermutlich werden wir nie mit Sicherheit wissen, was in diesen elf verlorenen Tagen geschah. Agatha Christie hinterliess einen rätselhaften Fall, den nicht einmal Hercule Poirot zu lösen vermocht hätte.

Giles Milton, 52, ist Historiker und Bestsellerautor. Seine Werke wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt. Er schreibt an dieser Stelle wöchentlich über «Mysterien der Weltgeschichte». Der «Meister der Geschichtserzählung» (*Sunday Times*) lebt in London und im Burgund. www.gilesmilton.com

Aus dem Englischen von **Thomas Bodmer**

Lesen Sie nächste Woche:
Als Hitler Kokain nahm



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Mir geht es gut, ich habe, objektiv gesehen, wenig Grund zum Klagen – wie die meisten Menschen in der Schweiz. Woher kommt es, dass trotzdem so ein negatives Grundgefühl da ist? Liegt es an den Medien, die seit Jahren suggerieren, Europa, die Schweiz, die USA würden bald zusammenbrechen, obschon es dann nicht zutrifft? Oder handelt es sich um Verlustängste einer übersättigten, verwöhnten Gesellschaft? *Herbert F., Riehen*

In einer Gesellschaft, in der es «objektiv gesehen, wenig Grund zum Klagen gibt», ist es nicht ausserordentlich, dass viele Menschen so ein negatives Grundgefühl haben. Das liegt wohl daran, dass der Mensch mit dem, was er hat, meistens nicht zufrieden ist. Er will immer noch Besseres und noch Schöneres. Er glaubt immer, er müsse es noch besser haben. Und die Ängste, von denen Sie schreiben, dass alles – Europa, die Schweiz, die USA und noch vieles mehr – zusammenbrechen werde, sind nicht neu und werden

auch nie verschwinden. Aber die Welt wird nicht zugrunde gehen. Es ist gut, mit einem gesunden Gottvertrauen durch die Welt zu gehen. Offenen Auges wird man sehen, dass die Welt nicht so schnell zugrunde geht: Wenn sie wegen jeder Angst untergehen würde, wäre sie schon lange zugrunde gegangen. Freuen Sie sich am Leben und an der guten Situation, und Sie werden auch in Zukunft wenig Grund zum Klagen haben. Zufriedenheit wird das negative Grundgefühl verdrängen.

Ich höre zunehmend von Paaren zwischen fünfzig und sechzig, dass ihre Sexualität eingeschlafen ist. Ist eine Liebesbeziehung ohne Sex überhaupt möglich? *Bettina G., Würenlos*

Die eingeschlafene Sexualität kann vielerlei Gründe haben. Ohne Sie zu kennen, das heisst, ohne sich mit Ihrer Person und mit Ihrer Beziehung näher befassen zu können, lässt sich hier kein Rat geben. Gehen Sie also den Gründen nach. Allein und/oder im Gespräch mit dem Partner. Wenn dies nichts fruchtet, ist vielleicht ein Gespräch mit einem Dritten nötig. Nur so viel: Eine Liebesbeziehung ohne Sex ist nicht a priori unmöglich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gewinner der Woche

Anti-Facebook Made in Switzerland

Der Aktienpreis bei einem Börsengang wird durch das Unternehmen relativ willkürlich festgelegt. Einmal den Marktkräften überlassen, gibt es die wildesten Kapriolen. Als Beispiel für einen gelungenen Börsengang eignet sich das Eintauchen von Asmallworld in die Kapitalmärkte. Am 15. März hat Eigentümer Patrick Liotard-Vogt 40 Prozent des Eigenkapitals am Markt placiert. Seit dieser Kotierung an der SIX hat der Preis von Fr. 9.75 um über die Hälfte auf Fr. 15.30 zugelegt.

Offenbar mögen die Investoren die Firma, die ein kleines, aber elitäres soziales Netzwerk betreibt und damit lediglich fünf Millionen Franken Umsatz schreibt. Asmallworld bezeichnet sich als «nicht werbefinanziert», sondern: «primär über Mitgliedergebühren». Der

Aktienkurs von Asmallworld

Vom 20. März bis 27. März 2018, in Franken



QUELLE: SIX

Umsatz pro Nutzer liegt bei 198 Franken (Facebook: 19 Franken). In Zeiten des Facebook-Skandals erzählt der kleine Schweizer Konkurrent eine für viele überzeugendere Geschichte als die Datenkrake aus Kalifornien. *Florian Schwab*



Thiel

Im Altersheim

Von Andreas Thiel

Leuenberger: Was sollen all diese Papierstapel mit alten Gesetzen und Verordnungen hier im Gang? Man kommt ja gar nicht mehr durch!

Pflegerin: Das ist alles heute Morgen mit der Post aus Bern gekommen. Als Sie dort gegangen sind, haben Sie offensichtlich vergessen, Ihre Verkehrspolitik mitzunehmen.

Leuenberger: Die versperrt ja sämtliche Durchgänge!

Pflegerin: Der Pöstler sagte, es komme noch mehr, aber der Drucker im Verkehrsdepartement habe Papierstau.

Burkhalter: Was ist in diesen Kisten vor meinem Zimmer?

Pflegerin: Im Lieferschein steht, dies seien Ihre in Bern liegengelassenen Ambitionen.

Calmy-Rey: Und für mich ist keine Post gekommen?

Pflegerin: Nein, aber eine Mahnung: Sie sollen endlich die Neutralität zurückgeben, die Sie aus Bern mitgenommen haben.

Merz: Und was sind das für verschreckte Gestalten vor meiner Zimmertür?

Pflegerin: Das sind die Geiseln, die Sie vergassen mitzunehmen.

Schmid: Und ich? Habe ich nichts in Bern vergessen?

Pflegerin: Wieso? Waren Sie auch Bundesrat?

Couchepin: Wer hat diese leeren Fendant-Flaschen vor meine Tür gestellt?

Pflegerin: Das ist Ihr vergessenes Leergut aus Bern.

Widmer-Schlumpf: Und warum sind die Flaschen vor meiner Tür kaputt?

Pflegerin: Als Sie gegangen sind, müssen Sie vergessen haben, diesen Scherbenhaufen mitzunehmen.

Schmid: Der ist aber gross.

Pflegerin: Herr Blocher, hier kommt Ihre neue Zimmergenossin.

Blocher: Zimmergenossin?

Pflegerin: Als Sie aus dem Bundesrat ausgeschieden sind, haben Sie vergessen, Doris Leuthard mitzunehmen.

Blocher: Waaah!

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Geselligkeit gegen die Angst

Illustre Gäste an der Geburtstagsparty des Zentrums für Angst- und Depressionsbehandlung Zürich; Chantal Galladé: neue Liebe. Von Hildegard Schwaninger

Zentrum für Angst- und Depressionsbehandlung Zürich (ZADZ): Das klingt nicht gerade nach Spass und überbordender Fröhlichkeit. Dennoch: Das Fest, das zum Zehn-Jahre-Jubiläum des ZADZ gegeben wurde, war eine Fest der Freude, es war geradezu ein Statement für Hedonismus. Die Geburtstagsparty fand im Konservatorium Zürich statt, der Hochschule für Musik an der Florhofgasse.

Das Gelingen des Festes lag – neben den Vorbereitungsarbeiten durch die Geschäftsführerin – am Gastgeber, Gründer und Leiter des ZADZ: Psychiatrieprofessor **Joe Hättenschwiler**. Der strahlte eine solche Freude und positive Energie aus – es wirkte auf die Gäste im vollbesetzten Festsaal ansteckend. Joe Hättenschwiler, ein strahlender Mann, frisch verliebt in Nationalrätin **Chantal Galladé**, die im roten Kleid in der vordersten Reihe sass.

Der Abend war choreografisch durchgedacht. Erst wurde das Tragische durchgenommen, dann folgte die Umleitung zum Lustvollen. Zwei Vorträge zum Thema Psychiatrie erörterten erschütternde Tatsachen über psychische Krankheiten, Depression und Angstpsychosen. Referenten waren zwei Koryphäen ihres Fachs: **Florian Holsboer**, der Dreifach-Doktor (Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. mult.) aus München (ehemaliger Direktor des Max-Planck-Instituts) und Professor **Erich Seifritz**, Direktor an der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Drei traurige Tatsachen aus diesen Vorträgen seien hier erwähnt: In der Schweiz leiden 20 Prozent der

Menschen (also jeder Fünfte) an einer psychischen Erkrankung, es gibt 1400 Suizide im Jahr, und Folgekrankheiten von Depression (geschrumpfter Hippocampus) sind grausliche Sachen wie Arteriosklerose, Übergewicht, Demenz et cetera. Deshalb wies **Josef Widler**, Präsident der Ärztesgesellschaft des Kantons Zürich, in seiner Begrüssungsansprache darauf hin, wie wichtig es sei, die Krankheit zu entstigmatisieren.

Wie ein Lichtstrahl erschien nach diesen düsteren Tatsachen **Ludwig Hasler**, der multitalentierte Philosoph aus der Innerschweiz. Er machte – in einem klugen Referat – den Menschen Mut: «Keine Angst vor der Angst!» Hasler kennt das volle Leben: Er war Zehnkämpfer und Sänger, er ist Physiker und Philosoph.

Ludwig Haslers Kernsatz «Musik verwandelt Angst in schöpferisches Leben» passte zum zweiten Teil des sensibel gestalteten Abends. Da spielte das Giraud-Ensemble, ein Sinfonieorchester mit circa vierzig Musikern. Am Dirigentenpult standen drei medizinische Kapazitäten: der Arzt **Bruno Osterwalder**, der Pharmazeut **Otto Schwarz** sowie Helsana-Verwaltungsratspräsident **Dr. Thomas D. Szucs** (Professor und Direktor für Pharmazeutische Medizin an der Universität Basel). Das Musikprogramm: Gioachino Rossinis «Tancredi»-Ouvertüre, Jean Sibelius' «Karelia-Suite»-Ouvertüre, Joseph Haydns «L'isola disabitata»-Ouvertüre, Ludwig van Beethovens Ouvertüre zu «Coriolan». Der Pianist **Mischa Cheung**, der



Fast verliebt

Bumerang

Von Claudia Schumacher

Es war einer der ersten Frühlingstage, warm genug für den Park mit Bier und Lederjacke. Und dort stiess Maxim, mein Cousin, auf Joana – sie alberte mit Freundinnen herum –, die hatte Sommerspros-

sen und wildes Haar in leichten Locken, Haare mit rötlichem Einschlag, eine Räubertochter, und wenn sie lachte, klang es dreckig. Durchs paarungswillige Hirn schoss Maxim sofort ein Gedanke: «Mit der will ich Whisky trinken.» Wenig später, nachdem er ihr dreckiges Lachen für seine Witze gewonnen hatte, machten sie genau das. Sie tranken einen Whisky, in der Bar unweit vom Park, auch Joanas Freundinnen und Maxims Kumpel waren am Start.

Es wurde lustig. Sie tranken noch einen. Und noch einen ... Irgendwann gingen die andern, und Joana fiel – wegen des Whiskys, aber auch wegen Maxims Gelaber – vor Lachen fast vom Hocker, rückwärts. Mit gutem Reflex griff Maxim ihr in den Rücken, grinste sie an, gab ihr Halt. Joana sah ihm in die Augen – und wurde still. So kam es, dass die zwei dort endeten, wo Maxim die Frauen meist gewinnt: im Bett. Man muss wissen, dass Maxim, der alte Aufreisser,



Seifritz, Holsboer, Hättenschwiler (v.l.).



Frisch verliebt: SP-Nationalrätin Galladé.



Mischa Cheung (stehend links), Thomas D. Szucs (r.).

aussieht wie ein junger Chopin oder Franz Liszt, bekam viel Applaus für das Klavierkonzert «Concerto for Myself» von Friedrich Gulda.

Nationalrätin Doris Fiala sollte die Moderation des Abends übernehmen, musste aber absagen, da sie ein «Date» mit dem König von Jordanien hatte (in ihrer Funktion als Parlamentsabgeordnete im Europarat). So sprang ihre Tochter Noémie Fiala ein, die Schauspielerin ist und – in Gestik und Diktion – ein Abbild ihrer Mutter. Doris Fiala (die dann noch zum Cocktail erschien) ist eine gute Freundin von Joe Hättenschwiler. Sie war es, die ihm seine neue Liebe Chantal Galladé vorstellte. Doris Fiala gab, nachdem Hättenschwiler seine Ex-Frau und Mutter seiner drei Töchter verloren hatte, ein Abendessen, zu dem sie ein paar Single-Frauen einlud. Chantal Galladé war auch dabei. Seither fährt Hättenschwiler oft nach Winterthur.

Dass der charismatische Hättenschwiler der Seelenklempler der High Society ist, konnte nicht übersehen, wer die illustre Gästeschar überblickte. Halten wir uns ans Arztgeheimnis – und nennen keine Namen. Neben Familie und Freunden waren fast alle der vierzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des ZADZ (Psychoanalytiker/-innen, Psychologen/-innen, Physiotherapeuten/-innen etc.) anwesend.

Nach Vorträgen und Konzert war man zum «Netzwerk-Apéro» im Festsaal des Konservatoriums eingeladen. «Genetzwerk» wurde wie verrückt, das asiatische Buffet war ständig leergefegt, der chinesische Caterer brachte dauernd Nachschub. Geselligkeit ist gut für die Psyche, Angst und Depressionen waren vergessen, die letzten Gäste blieben bis nach Mitternacht. Zehn Jahre ZADZ – ein voller Erfolg!

Im Internet

www.schwaningerpost.com

irritiert. Er wollte sie küssen, sie wich aus, hustete, sagte «hi» und «danke», ass brav auf, ging dann überraschend schnell. Sie habe viel zu tun. Maxim fragte sich, was das wohl sei, an einem Sonntag. Und schon bald schrieb er ihr – aber sie antwortete nicht. Bis dann doch die Kunde kam: «Hey Maxim, das war echt schön mit dir, aber ich will dich nicht näher kennenlernen. Danke, und sorry, J.»

Maxim war baff. Ihm wurde schlecht. «Ist das krass», dachte er. Und: «Jetzt merke ich mal, wie das ist, auf der anderen Seite.» Ihn hatte es gepackt – sie aber nicht, offenbar. Wie ein Mädchen blieb Maxim zurück. Ob sie wohl andere Gründe hatte? Ihn eben doch toll fand, aber zu verkorkt war? «Die lügt doch!», sagte er trotzig zu sich. Er trank ein Bier. Dann fand er Schokolade und ass die ganze Tafel.



Unten durch Julia

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du wirst auf der A1 in der Nähe von St. Margrethen auf der Höhe Anschluss Rheineck geblitzt, und zwar genau in dem Moment, in dem deine Sekretärin dir ihre Zunge ins Ohr steckt. Du hast ihr schon zigmal gesagt, dass du das nicht magst, denn als Kind ist dir mal eine Raupe ins Ohr gekrochen, und der Versuch deiner Mutter, sie mit einer Stricknadel rauszuholen, war für dich eine traumatische Erfahrung. Aber deine Sekretärin macht es trotzdem dauernd, und jetzt ist es auch noch amtlich dokumentiert auf einem Blitzerfoto mit Datum und genauer Uhrzeit. Die Polizisten in St. Margrethen werden sich in der Kaffeepause über das Foto beugen, und einer wird sagen: «Die sind bestimmt nicht verheiratet. Sonst würde sie ihm nicht die Zunge ins Ohr stecken. So was machen Frauen nur, wenn sie frisch verliebt sind.» Ein anderer wird sagen: «Aber schau mal, wie er das Gesicht verzieht! Sieht nicht so aus, als würde er es geniessen! Das spricht dafür, dass sie doch verheiratet sind.» «Er verzieht das Gesicht», wird ein dritter Polizist sagen, «weil er merkt, dass er das Tempolimit um 70 Ka-em-ha überschritten hat. Und jetzt denkt er: «O Mist, Scheisse, hier ist Tempo 80, und die Bullen haben hier bestimmt irgendwo einen Blitzer aufgestellt, die verdammten Nazischweine!»

«Quatsch», wird der erste Polizist sagen, «der denkt gerade überhaupt nichts! Oder denkst du etwa was, wenn du ejakulierst? Er macht ein typisches Orgasmus-Gesicht! Ich kenne das, so was sehe ich auf Blitzerfotos an den Wochenenden bis zum Überdross! Sie holt ihm einen runter, und auf Höhe Anschluss Rheineck ist sie damit fertig. So läuft das. Sie fahren beim Kreuz Neudorfstrasse auf die A1, und beim Anschluss Rheineck machen die Männer dann dieses Gesicht.» «Aber von der Auffahrt Neudorfstrasse bis Rheineck», sagt ein Polizist, der sich gerade einen Nespresso macht, «dauert es doch bei flüssigem Verkehr nur zwei Minuten!» «Na und», sagt der erste Polizist, «wenn sie ihr Handwerk beherrscht, geht's eben schnell. Ausserdem will er fertig sein, bevor sie bei der Migros Rheineck ankommen. Er will ja nicht mit einer Erektion in der Gemüseabteilung an all den Gurken vorbei»

» Fortsetzung auf Seite 78

laufen.« «Jetzt widersprichst du dir aber selbst», sagt der Nespresso-Trinker, «du behauptest doch, dass die beiden nicht verheiratet sind. Aber wenn sie seine Geliebte ist, nimmt er sie doch nicht zum Wocheneinkauf in die Migros mit!» «Doch, das tut er», sagt der erste Polizist, «weil's billiger ist als ein Wochenende mit ihr im Romantik-Hotel!» «He Leute», sagt ein anderer Polizist, «ich hab den Fahrzeughalter ermittelt. Heggenschwiler, Fritz. Verheiratet, zwei Kinder. Frau ist zurzeit auf Geschäftsreise in Frankreich.» «Bingo!», sagt der erste Polizist.

Du weisst: Genau so wird es sein! Sie werden alles rausfinden! In der Zeit der Totalüberwachung durch Kantonspolizei und Google musst du damit rechnen, dass deine Frau das Blitzfoto im Internet sieht. Aber das wirst du nicht zulassen! Deine Daten gehören dir und nicht dem Staat! Am liebsten würdest du zurückfahren, den Blitzautomaten aufbrechen und die Filmrolle auf dem Pannestreifen verbrennen. Aber weil das strafbar wäre, entscheidest du dich für Plan B. Bei der Ausfahrt Meggenhus fährst du von der Autobahn ab und machst mit deiner Sekretärin Schluss. Dann fährst du ohne sie nach St. Margrethen zurück, und von dort rast du noch mal mit Tempo 150 in Richtung Rheineck. Kurz vor dem Blitzautomaten drückst du ein Blatt Papier an die Windschutzscheibe, auf dem steht: *Die Frau vorhin war nur eine aufdringliche Autostopperin.* Bei der Ausfahrt Rheineck kehrst du um, fährst dieselbe Strecke erneut und lässt dich ein drittes Mal blitzen, diesmal mit einem Blatt Papier, auf dem steht: *Julia, ich liebe dich!!!* Jetzt ist alles gut. Denn du weisst, dass deine Frau dir alles vergeben wird, wenn sie dieses Blitzfoto sieht.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Chianti is back!

Von Peter Rüedi

Schulmeisterei verbietet sich bei der erfreulichen Materie Wein, zu der doch jeder seinen eigenen direkten Zugang haben sollte, noch strikter als überall sonst. Beim Chianti indes, wo lange eine babylonische Etikettenverwirrung herrschte wie sonst kaum wo, ist ein Minimum davon unerlässlich. Seit den Zeiten der Fiaschi im Bastrock, die wir alle aus Studentenzeiten in leidvoller Erinnerung haben, hat sich einiges geändert. Allein, das Gebiet der 1984 nach dem Motto «besser spät als nie» eingeführten DOCG Chianti umfasst nach wie vor mehr als die Hälfte der Toscana, das heisst die sechs Provinzen Arezzo, Florenz, Pisa, Pistoia, Prato und Siena. Im Gegenzug dazu formierten sich die Winzer der klassischen Chianti-Zone in Orten wie Castellina, Radda, Gaiole, Greve oder San Casciano zu einer Verteidigungsgemeinschaft der reinen Sangiovese-Lehre und sicherten sich den «Gallo Nero», den schwarzen Hahn, als Emblem des Chianti Classico. Zu sehr war durch die Ausweitung des Produktionsgebiets die Marke «Chianti» kompromittiert. Zudem geriet sie von der anderen Flanke her unter Druck: von den sogenannten Super-

tuscans, die auf internationale Sorten namentlich aus dem klassischen Bordeaux-Satz bauten (Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc, Merlot), drängten im Qualitätssektor die autochthone Sangiovese in die Defensive. Die stand grundsätzlich für diskretere, finessenreichere, alkoholärmere Weine. So landete zeitweise auch der Chianti Classico zwischen Stuhl und Bank, nur ganz wenigen Spezialisten wie etwa dem Produzenten Isole e Olena mit seinem Cepparello gelang mit einem Sangiovese der Durchbruch in die supertoskanische Premier League. Die Einführung einer neuen Premium-Kategorie 2013 («Gran Selezione») war eine Reaktion auf die Supertuscans, hatte aber den unvermeidlichen Effekt, dass der «normale» Classico als mittlere Qualität wahrgenommen wurde.

Jetzt, scheint mir, wendet sich das Blatt. Mehr und mehr Weinliebhaber ziehen weltweit den fetten, alkoholischen, oft überholzten Fruchtbomben differenzierte Terroirweine vor. Damit schlägt die Stunde des Sangiovese und auch des Chianti Classico, der allemal auf Substanz zielte, aber vor allem auch auf Eleganz. Das eben zeichnet die Riserva des Chianti Classico Brancaia 2013 aus. Die italophile Zürcher Familie Widmer (inzwischen führt Tochter Barbara als Önologin den Betrieb) besitzt 80 Hektaren Reben in Castellina, Radda und in der Maremma bei Grosseto. Die klassische Reserve ist eine Cuvée von Sangiovese-Trauben aus den Gütern Poppi (Radda) und Brancaia (Castellina): viel Sangiovese-typische Kirsche, Wacholder, etwas Pflaumen, eine Spur Mokka und Lakritze, schön eingebundene Tannine, etwas markant im Holz, was den hocheleganten Wein indes nicht aus der Balance kippt. *Chianti is back!*

Chianti Classico Brancaia Riserva DOCG 2013. 13,5%. Vinothek Brancaia, Zürich. Fr. 27.90. www.vinothek-brancaia.ch



Salz & Pfeffer

Der McChicken – eine Ehrenrettung

Von David Schnapp

Unter Feinschmeckern, insbesondere unter jenen, die ihre Erfahrungen und Erkenntnisse öffentlich teilen, gibt es viele religiöse, intolerante Menschen. Sie

behaupten zum Beispiel, man dürfe niemals Bratwurst mit Senf essen, eine richtige Pizza könne man nur in einem bestimmten Stadtteil von Neapel bestellen, und Kaffee aus Nespresso-Kapseln halten sie für das Ende der Zivilisation. Und *niemals* natürlich dürfe ein geistig gesunder Mensch zu «McDonald's» gehen, sagen die Vertreter dieser kulinarischen Meinungsdiktatur.

Kürzlich war ich beruflich in Zug, knapp mit der Zeit, bei mittlerem Hunger. Im «McDonald's» bestellte ich über einen berührungsempfindlichen Bildschirm einen McChicken, der nach wenigen Minuten an den Tisch serviert wurde. Der McChicken gehört seit 1998 wieder zu den Menüs der Fastfood-Restaurants; laut Wikipedia wurde er in den 1980er Jahren in den USA erstmals angeboten, dann aber wieder aus dem Programm genommen.

Mein Burger in der Kartonschachtel ist heiss, das Sesambrötchen ist charakteristischerweise

eher weich und fluffig, dazu gibt es frischen, knackigen Eisbergsalat und eine Sandwichsauce, die einen leichten Mayonnaisegeschmack hat, der durch die Zugabe von Senfsaat eine schöne Würze bekommt. Die cremige Sauce ist geschmacklich gut ausbalanciert und passt ausgezeichnet zum milden Hühnerbrustfleisch, das in einer knusprigen, perfekten Panade auf den Punkt gegart ist: zart und nicht zu trocken.

Ein McChicken mag keine grosse Küche sein; als schnelles, einfaches Mittagessen ist er ziemlich gut gelungen. Angesichts der Schnelligkeit der Zubereitung mittels industrieller Prozesse ist das Ergebnis aus Textur und Geschmack besser, als mancher kulinarische Meinungsdiktator vielleicht erwarten würde. Nur die Pommes frites sind bei «Burger King» besser.

McDonald's, Zugerstrasse 62, Baar. Telefon 041 760 65 06; täglich geöffnet



Auto

Kleine schwarze Katze

Jaguar hat ein neues, kompaktes SUV im Angebot: Der E-Pace ist sympathisch, stilvoll und hat (britischen) Humor. *Von David Schnapp*

Eigentlich hatte ich mir vor langem vorgenommen, während meiner Laufbahn als Autochronist die Begriffe «Katze» oder gar «Raubkatze» in Zusammenhang mit dem britischen Fahrzeughersteller Jaguar niemals zu verwenden. Es schien mir zu offensichtlich, zu plump. Und dann drückte mir die freundliche Empfangsdame bei Jaguar Schweiz den Schlüssel zum brandneuen Kompakt-SUV E-Pace in die Hand. Wenn man die Entriegelungstaste auf der Fernbedienung drückt, wird – wie bei der guten alten Diaschau – aus dem Seitenspiegel ein Lichtbild auf den Boden projiziert: Man sieht einen stolzen Jaguar einerschreiten, und mit etwas Abstand schleicht ihm eine kleine schwarze Raubkatze hinterher.

Das ist nicht nur hübsch gemacht, es hat auch (britischen) Humor, was mir das Auto auf den ersten Knopfdruck sympathisch macht. Der E-Pace ist ein sehr handliches Fahrzeug, deutlich kompakter natürlich als der F-Pace, das erste, relativ grosse SUV der

Marke Jaguar. Den E-Pace schliesst man sofort ins Herz, nicht nur, weil er gut aussieht, sondern auch, weil er einem im Stadtverkehr durch seine übersichtlichen Dimensionen keine Probleme macht. Der E-Pace gefällt einem offensichtlich stilbewussten Mann mittleren Alters am Zürcher Predigerplatz so gut, dass er stehen bleibt, die Form des Wagens in den höchsten Tönen lobt und sich nach dessen Herkunft erkundigt.

Gesunder Appetit

Wenn man den E-Pace von vorne anschaut, kann man tatsächlich ein Katzengesicht im Kleinkindchenschema hineininterpretieren. Dieser kleine Jaguar sieht eher freundlich als aggressiv aus, wenn er im Rückspiegel auftaucht. Den gemütlichen Eindruck verstärkt der Reihen-Vierzylinder-Dieselmotor mit 180 PS. Der Turbolader braucht zwar ein paar Sekundenbruchteile, um auf Touren zu kommen, die Kraft reicht aber schlussendlich voll auf aus für ein angenehmes Vorankommen.

Ist der Motor einmal warmgelaufen, schnurrt er – man verzeihe mir auch diesen plumpen Vergleich – ruhig und sonor wie eine kleine Katze. Weil das Auto aber trotz allem fast 1900 Kilogramm schwer ist, pendelt sich der Verbrauch in meinem Test bei 7,4 Litern auf 100 Kilometer ein. Das ist dann doch ein gesunder Appetit.

Der E-Pace ist ein ausgesprochen angenehmes Alltagsauto. Trotz der kompakten Masse ist der Kofferraum relativ grosszügig, der Fahrer sitzt in einem übersichtlichen, ergonomischen und aufgeräumten Cockpit. Und wer die First Edition wählt, bekommt für den Preis unter anderem ein Schiebedach, beheizbare, elektrische Vordersitze, ein Head-up-Display oder eine elektrische Heckklappe mit Gestensteuerung. Kurz: Der E-Pace ist ein sympathisches, nicht zu grosses, aber durchaus auch ein gutausgestattetes und ziemlich erwachsenes Auto.

Jaguar E-Pace D180 First Edition
Leistung: 180 PS / 132 kW
Hubraum: 1999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 205 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 9,3 sec
Verbrauch: 5,6 l / 100 km (EU-Norm)
Preis: Fr. 72 700.–

Der Madonna-Code

In den über dreissig Jahren ihrer Karriere wird sie zum meistfotografierten und meistdiskutierten globalen Showstar. Ihre Tourneen, Songs, Filme, Videos und PR-Kampagnen erreichen mehrere hundert Millionen Menschen. Und verändern dabei den Gefühlshaushalt der Welt. *Von Dagmar Just*

Als Madonna Louise Veronica Ciccone im August 1958 als drittes Kind eines Italieners und einer Frankokanadierin in einer Kleinstadt im Mittleren Westen der USA geboren wird, herrscht Kalter Krieg in der Politik und Aufbruchstimmung im Alltag. Man trägt wieder Hut beziehungsweise Cocktailkleid. Lippenstift und Petticoat. Die Wohnung wird mit Eisschrank und Fernsehtruhe neu möbliert. Die erste Fitnesswelle schickt bunte Hula-Hoop-Reifen durchs Land. Zum Kaffee gibt's «Frühstück bei Tiffany», zum Whisky Nabokovs «Lolita». Aus der Jukebox tönt Elvis' «Hard Headed Woman». Strassenkreuzer schaukeln zu Autokinos, wo Hitchcocks «Vertigo» neben Christopher Lees «Horror of Dracula» läuft. Und während Billy Wilder am Set von «Manche mögen's heiss» noch mit Marilyn Capricen kämpft, endet das letzte Jahr des grossen Babybooms in Amerika damit, dass ausser der kleinen Ciccone auch die künftigen Hollywoodstars Sharon Stone und Michelle Pfeiffer, Kevin Bacon und Keith Haring, Michael Jackson und Prince, Tim Burton, Holly Hunter und die Erfinderin von «Sex and the City», Candace Bushnell, in den Windeln liegen und schreien.

Bikini-Schlachten

Ciccone zieht es schon in frühen Jahren auf die Bühne. Sie ist elf, als sie sich bei einem Talentwettbewerb ihrer Schule mit einem frechen Bikini-Tanz präsentiert. Theoretisch sind Bikinis da bereits ein alter Hut. Nach dessen erster Karriere im antiken Rom hatte ein Franzose den Zweiteiler 1946 wiederentdeckt und etwas aufgepeppt: «Er ist so klein, dass er alles über seine Trägerin enthüllt bis auf den Geburtsnamen ihrer Mutter.» Nur eine Nackttänzerin mochte das damals auf dem Laufsteg zeigen. Dann hagelte es noch eine Zeitlang Verbote. Pin-up-Girls und Aktrizen wie M.M. oder BB. räkelteten sich trotzdem darin und liessen sich so ablichten. 1960 stürmte Dalidas «Itsi bitsi petit bikini» bereits locker die Charts. Und als Ursula Andress in ihrem legendären Bond-Bikini aus dem Blau der Karibik wie Botticellis Venus auftauchte, war die Karriere der vier Dreiecke mit der Kordel nicht mehr aufzuhalten. Bis die Protest- und Sexwelle von 1968 die «190 Quadratzentimeter» schliesslich zum «Symbol der Selbstverwirklichung» adelte. Nur eben nicht überall. Denn als 1969 die kleine Madonna Lou im Bikini über die Bühne der katholischen Mädchenschule von Rochester Hills fegte, be-

kam sie keinen Preis dafür, sondern zwei Wochen Hausarrest. Worauf die erwachsene Madonna dann ein Feuerwerk an Funken daraus schlägt und ein Massenpublikum dazu bringt, ihre glamourösen Selbstinszenierungen in Haute-Couture-Dessous genauso zu bejubeln oder zu verabscheuen wie das Schulpublikum von einst ihre Bikini-Nummer.

Wie eine Jungfrau

«Es reicht nicht, sich auf die Bühne zu stellen und einen Song zu singen. Es geht bei dem Ganzen um Theater und Drama und Überraschung und Ungewissheit.» Leonard Cohen, Billie Holiday oder Jane Birkin haben das sicher an-



Führt alle Rankings an: «Rebel Heart»-Tour, 2015.

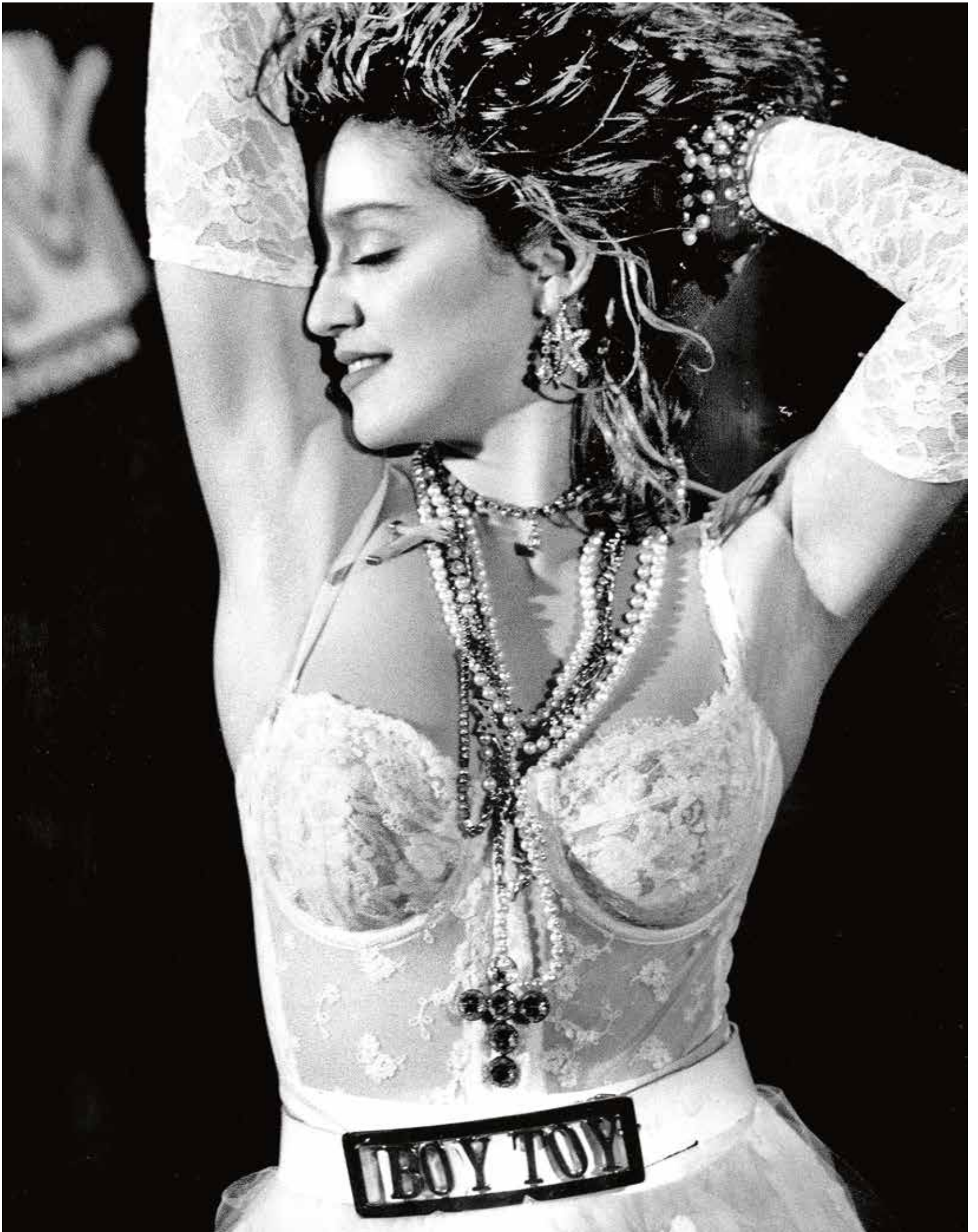
ders gesehen. Madonna aber macht daraus ihr Markenzeichen – in nur fünfzehn Jahren. Mit 26 tanzt sie zu ihrem ersten Nummer-eins-Hit, «Like a Virgin», als schräge Punkbraut auf einer riesigen Hochzeitstorte in der Radio City Music Hall: ganz in Weiss, aber die Strapse und Höschchen gut sichtbar, die Haare wild, ein Ketten-gewirr und ein grosses Kruzifix um den Hals und auf dem breiten Silbergürtel das wenig jungfräuliche Motto «Boy Toy». Die Musik bleibt Mainstream, aber die Performance wird zum Meilenstein in der Popgeschichte und begründet zusammen mit dem kurz danach erscheinenden «Virgin»-Video ihren Weltruhm. Dort tanzt sie nur knapp vier Minuten, aber exzessiv auf einer Gondel durch Venedig, während sie in rasant wechselnden Outfits «Like a Virgin» singt und einen Löwen verführt, der sich als Mann entpuppt und ihr in einen Palazzo folgt, wo er sie vermutlich entjungfert. Ab da

tritt sie in jeder Show, jedem Musikvideo, jedem Film und jedem Fotobuch in immer neuen Rollen auf. Mal als Marilyn oder als Marlene, mal als Domina oder Frankreichs Rokoko-Königin Marie Antoinette, als texanisches Cowgirl, balinesische Tempeltänzerin oder als Geisha. «Ich handle instinktiv wie ein Tier ... Mit jedem Image muss ganz gründlich aufgeräumt werden.» Dazu sucht sie obsessiv die Provokation. Wenn sie über brennende Kreuze tanzt, Kruzifixe «sexy – wegen des nackten Mannes» nennt oder sich frivol als von Skinheads vergewaltigtes Schulmädchen inszeniert, legt sie es mit voller Absicht auf Verbotsrufe aus dem Vatikan oder den Eltern- und Frauenverbänden an. Und wenn sie sich in ihrem «Justify My Love»-Video so explizit in SM-Spiele vertieft, dass die TV-Sender gezwungen sind, sie zu boykottieren, puscht sie raffiniert ihren medialen Ruhm und entzückt zugleich ihr bewunderungswilliges Publikum.

Lust!

Der Erfolg von alledem ist gigantisch. Madonna führt alle Rankings ihrer Branche bis zum Guinness-Buch der Rekorde an und sammelt Superlative wie andere Heilkräuter oder Pilze: «Erfolgreichste Sängerin der Welt», «Reichste Person im Musikgeschäft», Solokünstlerin mit den «meistverkauften Tonträgern», den «bahnbrechendsten Musik-Videos», den «kommerziell erfolgreichsten Welttourneen»; erste Frau im Showbusiness, die ihre ganze Karriere selbst organisiert, kontrolliert und verantwortet; bestbezahltes Model der Luxusindustrie; «Ikone des Feminismus und der Schwulenbewegung», Pionierin eines so «komplexen wie modernen Frauenbilds». Identifikationsfigur von Millionen. Sicher ist, dass ein so fulminanter globaler Erfolg den Gefühlshaushalt der Welt verändern muss, unsicher ist allein, wie. Macht Madonna die Welt kälter, chaotischer, dunkler durch ihre Tabubrüche und facht durch ihren Fashion-Zirkus den Konsumwahnsinn und den Selfie-Kult an? «Design yourself!» statt «Erkenne dich selbst»? Oder ist die Welt dank ihr heute bunter, lebendiger, heller? Aufgeklärter durch ihre Sexprovokationen? Sensibler für Verdrängtes? Offener für die Spielarten weiblicher Lust, die sie in ihren Shows wie ein modernes Kamasutra im Hollywoodformat vorführt und feiert?

Lesen Sie nächste Woche:
Madame de Pompadour



Kamasutra im Hollywoodformat: Madonna, 1984.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gast ungefragt die Schuhe anbehalten, oder ist es mittlerweile ein Muss, die eigenen Finken mitzunehmen oder in den Strümpfen eine fremde Wohnung zu betreten? *Elsbeth Schneider, Therwil*

Am besten fragen Sie einfach, ob Sie die Schuhe anbehalten dürfen. Geht es nur ins Esszimmer, wird das kaum ein Problem sein. Wird allerdings in die gute Stube mit dem hellen Berberteppich geladen, fragt man besser nach Finken. Ansonsten haben Sie es schon vor dem Aperitif mit der Frau des Hauses verscherzt. *Daniela Niederberger*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Unsere Frauen und Kinder sind keine Versuchskaninchen, an denen man ausprobieren kann, ob eine Therapie angeschlagen hat oder nicht.» *Eberhard Vogel*

«Katze im Sack»

Nr. 12 – «Freudsche Verbrecher»; *Weltwoche*-Autoren über die Selbstüberschätzung der Psychiatrie

Es ist ja löblich, wenn man versucht, einen Verurteilten mit einer Therapie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Aber wie die Erfahrung zeigt, kann niemand garantieren, dass eine Therapie jemals erfolgreich sein wird oder auch jemals erfolgreich sein kann. Es ist also unsinnig, in einem Gerichtsverfahren danach zu fragen und eine eventuelle Verwahrung davon abhängig zu machen! Wenn die Europäische Menschenrechtskonvention so etwas verlangt, spricht das gegen die Konvention. Massgebend, ob eine Verwahrung angebracht ist, sollte allein die Schwere der Verfehlung sein! Unsere Frauen und Kinder sind doch keine Versuchskaninchen, an denen man ausprobieren kann, ob eine Therapie jetzt angeschlagen hat oder nicht! *Eberhard Vogel, Worben*

Solche abgrundtief böse Menschen gehören lebenslang in Einzelhaft, ohne jegliche Annehmlichkeiten. Wieso Therapie? Das hat dieser Täter nie verdient, und er würde auch die sogenannten Experten täuschen. Natürlich erzählen sie dann genau das, was ein Psychiater hören will. Lebenslang muss lebenslang sein. Die Politik ist gefordert. *Susanne Ziegler, Tuttwil*

Angesichts der grauenhaften Verbrechen von Thomas N. wünscht man sich zweierlei: erstens die amerikanische Gerichtspraxis, gemäss der solche Mörder zu zwanzigmal lebenslänglich und mehr verurteilt werden können. Und zweitens, dass die mit Steuergeld therapierenden Gefälligkeitspsychiater wegen Beihilfe zum Mord oder fahrlässiger Tötung angeklagt werden können, wenn der Täter aufgrund ihrer Gutachten nach fünfzehn oder achtzehn Jahren wieder freikommt und dann rückfällig wird. So würden sie sich nämlich zweimal überlegen, ob ein Verbrecher therapierbar ist, und sie könnten über Erich Fromms Aussage nachdenken: «Das legitime Ziel der Psychologie ist ein negatives: die Beseitigung von Illusionen, nicht ein positives, nämlich die volle und ganze Kenntnis des menschlichen Wesens.» N. ist ein Verbrecher, und er ist es für alle Zeiten. Seine Untaten verjähren nie und ebenso wenig das unsägliche Leid, das er den Opfern und ihren Angehörigen zugefügt hat. *Alfred Wettstein, Zollikerberg*

Alles, was juristisch fehlgegangen ist und wahrscheinlich weiterhin fehlgehen wird, hat der Anwalt, Markus Leimbacher, unmissverständlich aufgedeckt. Der Kritik an der Psychiatrie

kann ich mich als Arzt, der über vierzig Jahre an vorderster Front tätig war, weitgehend anschliessen. Mein Lösungsvorschlag tönt simpel, die Richter könnten sich damit auch weiterhin hinter den Gutachtern verstecken, statt den eigenen Verstand zu gebrauchen. Die Frage an die Gutachter müsste lauten: «Können zwei Gutachter garantieren, dass der Täter lebenslang nicht rückfällig wird?» Mit dieser Fragestellung könnten gegebenenfalls auch die sich leider oft überschätzenden Gutachter zur Rechenschaft gezogen werden. *Paul Aebischer, St. Antoni*

Die Überschätzung der Psychiatrie vor Gericht ist den ungeschickten bis feigen Formulierungen der Gesetze durch die Politik geschuldet. Die Psychiater selber wehrten und wehren sich dagegen. Denn wenn sie eines wissen (im Gegensatz zu vielen Politikern und Journalisten), dann dies: Die Wissenschaftlichkeit der Psychiatrie beschränkt sich im Wesentlichen auf Statistik, sie kann weder eindeutige Diagnosen noch sichere Indikationen, noch Prognosen bezüglich Therapien stellen – «Man kauft die Katze im Sack», wie es der grosse Sigmund Freud lakonisch formulierte.

Christoph Zimmermann, Bern
Facharzt FMH für Psychiatrie und Psychotherapie

Antifaschistischer Schutzwall

Nr. 12 – «Hakenkreuz der Linken»; Rico Bandle über Hammer-und-Sichel-Graffiti

Die *Weltwoche* sieht die Lösung für das Problem in Zürich in einem besseren Geschichtsunterricht. Hier ist ein weiterer Vorschlag: Mache Zürich zu einer Insel mit Selbstversorgung an Energie aus Wind und Sonne, siedle alle wichtigen Wirtschaftseinheiten in das Dreieck Cham, Zug, Baar um. Danach errichte einen antifaschistischen Schutzwall rund um die Stadt herum. So können die Sprayer ihren Traum von der 2000-Watt-Gesellschaft, einer autofreien Stadt und einer klassenlosen Gesellschaft unter der Diktatur des Proletariats verwirklichen, ohne von den Kapitalisten gestört zu werden. Erst wenn man den Sozialismus real erlebt hat, kann man dieses System wirklich einschätzen! Ich habe dreissig Jahre in einem solchen System gelebt. *Birgit Reinhardt, Matenfeld*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



KEYSTONE, Photopress-Archiv/Bahnhofplatz Zürich

GELESEN 1945:
«Kriegsende in Europa»

GELESEN 1945:
«Was wird aus uns Soldaten?»

MESSE FÜR KREATIVE IDEEN



Creativa

BASEL

MESSE BASEL
26. – 29. April 2018



 www.facebook.com/creativa.zuerich

www.creativa-schweiz.ch

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35			36				37				38			
	39								40					41
42									43					
	44						45							

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Bei ihr treten die Gegensätze klar hervor
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Kurz die erfolgreichste deutsche Seifenoper (seit 1992). 5 Der Behälter mit Henkel, Schnabel und Deckel. 11 Brauch, der gar an alte Religionen erinnert. 12 Da ist jemand gar nicht guter Laune. 14 Sie steht für Einsamkeit wie für Verlassenheit. 15 Unfall, wie im See- und Flugwesen bekannt. 16 Insel für Träumer, irgendwo zwischen Afrika und Karibik. 17 So eine Art Steigerungsform einer Türe. 18 Traurig aber wahr: Das . . . ist immer . . . 19 Ja, der Richard, auch ein berühmter American Gigolo. 20 Ausgang, der keine schöne Aussicht gewährt. 23 Ihr Kuss ist gerade für einen Künstler mit innerer Sperre ein Muss. 27 Kleiner, ruffreudiger Bodenvogel aus Afrika und Asien. 28 A car, und dazu die Miete. 29 Er stochert mit langem Schnabel in schlammigem Grund. 32 Was das DIN für Deutsche, ist es für Amerikaner. 34 Währung ohne Endung. 35 Marco Pfeuti? Besser dann so bekannt. 37 Eine wie die Russin Marie Vasilieff und die Amerikanerin Agnes Martin. 39 War einst Provinz im Kaiserreich von Haile Selassie. 40 Stütze, nützt im Alltag Vielbeschäftigten. 42 Sprachwissenschaftlich sagt man dazu flektieren. 43 Wer, wird mit richtigem Kasus dies. 44 Das Fabelwesen: ein Berggeist und Kobold. 45 Der bestimmte Tonfall weist auf ihn hin.

Senkrecht — 1 Hänsel und sie, hier mit fehlendem Vokal. 2 Sie liegen in der Zukunft, sind neutral und für viele erstrebenswert. 3 Dort wird weiterhin viel auf Sand gebaut. 4 Statt zündender Idee eine zündende Sache, von Sprengkörpern bekannt. 6 Der Fluss in Vorderasien erinnert an bunte Vögel. 7 Enrico Caruso, wie die Stadt doch zu ihm passt. 8 Für Gegner ist der Brexit einer. 9 Wo ein Gedicht, ist er nicht weit. 10 Bei ihr steht fest: Sie ist gut lokalisierbar. 13 Ein Ruderschiff aus dem Punischen Krieg. 14 So ungezwungen ist man dann auch so. 15 Eine Mondsichel, im Nahen Osten zu sehen. 19 Marjorie Prime mit jener Davis, Welcome Mrs. President von ihr (Produzentin). 21 Bundesland und Binnenland, dazu teils mit bergiger Aussicht. 22 Er sorgt für Aufregung, Erregung und vor allem: Krach. 24 Das Paar ist so gesehen sicher nicht ein Herz und eine Seele. 25 Der Stern macht sie zum glanzvollen Ereignis. 26 Garnieren oder ornamentieren – wie man will. 28 Sie turnen gerne, möglichst in Gruppen. 30 Sokanneseinemdannschnellmal den Hut vom Kopf heben. 31 „Platz der Muscheln“ nennen die Iren ihre Stadt im Norden. 33 Er kommt etwa aus Slowenien oder Serbien. 36 Folgt darauf ein Zug, nehmen wir ihn automatisch. 38 Kaffeesatz ist einer, auch ohne Orakel. 41 Jeder, der aus New York kommt.

©Fritz Müller - Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 560

G	J	A	R	D	I	N	O		A	T	L	A	S	
U	M	U	I	V	A	N	H	O	E				P	
S	K	I	F	A	H	R	E	N	O	L	A	W	A	
S	E	N	I	L	G	R	A	V	I	E	R	E	N	
R	E	G	A	L	E	R	E			D		T		
B		I			N	U	S	S	T	O	R	T	E	
B	E	S	T	A	N	D		T	A	U		R		
O	L	E		T		S	C	H	R	E	C	K	E	N
R	A	K	E	T	E			E	I	C	H	E	N	
K	R	U	I	N	O	E	S		K	A	N	N	E	
U	F	E	R	L	O	S		I		F	E	R	I	E
M		T	O	A	S	T		E	I	N	G	A	N	G

Waagrecht — 1 GIARDINO (it. f. Garten; Giardino Inglese) 6 ATLAS 10 IVANHOE 12 SKIFAHREN 15 OLAWA 17 SENIL 18 GRAVIEREN 19 REGALE (regal meint auch fürstlich) 20 NUSSORTE 23 BESTAND 26 TAU 27 OLE (Oel) 28 SCHRECKEN 31 RAKETE 34 EICHEN 35 RUINOES 37 KANNE (aus lat. canna f. Gefäss) 38 UFERLOS 39 ERIE 40 TOAST (Trinkspruch, geröstetes Brot) 41 EINGANG

Senkrecht — 1 GUSS 2 AMINE 3 DUALA 4 NIRGENDS 5 OVER 6 AHOI 7 TOLEDO 8 LEARN (real) 9 SPAN 11 ANAESTHESIE 13 KERBELA 14 FIGHT (-er) 16 WETTRENNEN 21 SARI 22 TUECKEN 23 BORKUM 24 SEKRET 25 ATTILA 29 CHARG 30 KENIA (Mount Kenya) 32 EURO 33 ENOS (nose, engl. f. Nase) 36 OST

Lösungswort — **PENETRATION**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



TYPE XXI 3817
HISTORY IS STILL BEING WRITTEN...

LOUIS BREGUET (1880-1955) LUFTFAHRTPIONIER
UND BERÜHMTER FLUGZEUGBAUER – WWW.BREGUET.COM


Breguet
Depuis 1775